This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

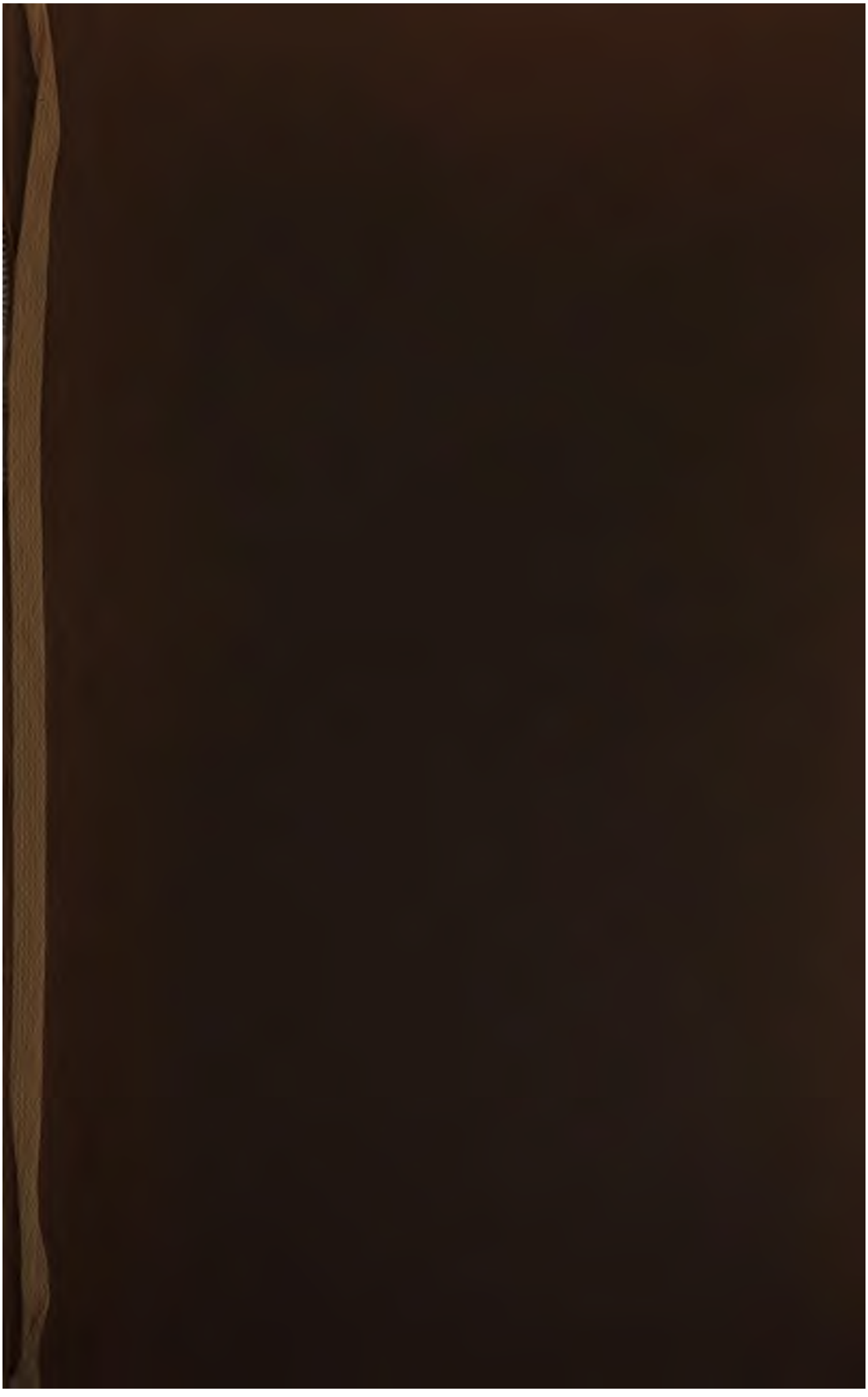
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

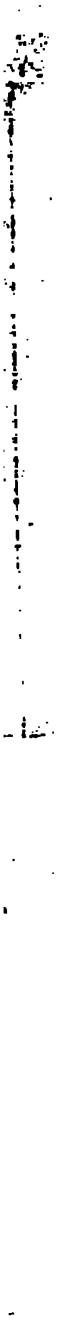
UNSERE HELDEN

VON OBERST KOLBE

FRIEDRICH ENGELMANN LEIPZIG

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES





Reitweg Okahandja — Otjosasu.

Hereroweiber.

Unſere Helden in Südweſtafrika

Von

Paul Kolbe
Oberſt z. D.

Mit zwei Überſichtskarten, 56 Abbildungen von Mitkämpfern, 22 Abbildungen vom Kriegsſchauplatz und zwei Gedenkblättern

Dichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!
Schiller.

Leipzig
Verlag von Friedrich Engelmann
1907

E 527511

DT711
K6

Alle Rechte vorbehalten.

I. Die Kämpfe mit den Hereros.

Die Flamme des Aufruhrs, die länger als drei Jahre unsere Kolonie in Südwestafrika durchloht hat, züngelte zum ersten Male unheilverkündend im Herbste des Jahres 1903 in der Südostecke des Schutzgebietes unter den Bondelzwarts empor, die seit 1890 mit der deutschen Regierung in einem Schutzvertragsverhältnisse standen. Sie widersetzten sich der erneuten Waffenstempelung, und als am 25. Oktober der Distriktschef von Warmbad, der Leutnant Jobst, mit dem Sergeanten Snay und vier Reitern den Kapitän Willem Christian, um dessen Widerstand zu brechen, verhaften wollte, da kam es zu einem plötzlichen Kampfe, in dem zwar der Anführer der aufsässigen Eingeborenen getötet wurde, der aber auch dem Leutnant Jobst und dem Sergeanten Snay den Tod brachte. Mit großer Mühe nur erreichten die übrigen Begleiter, von denen zudem noch zwei verwundet worden waren, die schützende Station, die sodann von den nachfolgenden Schwarzen angegriffen, von dem Leutnant v. dem Busche aber so lange erfolgreich gegen ihre Angriffe verteidigt wurde, bis Hilfe nahte.

Am 29. Oktober erreichte die traurige Botschaft von dem unglücklichen Geschicke des Leutnants Jobst und seiner Begleiter Keetmannshoop, um von hier aus sofort der Haupt- und Gouvernementsstadt der Kolonie Windhuk auf der ständigen Lichtfernsprecherlinie übermittelt zu werden. Noch an demselben Tage traf das Telegramm dort ein und gab alsbald Veranlassung zu energischen Maßregeln, um den Aufstand noch im Entstehen zu unterdrücken.

Ehe wir jedoch auf die nun sich entspinnenden Kämpfe unserer heldenmütigen Truppen mit dem verschlagenen, aber recht tapfer sich wehrenden Gegner näher eingehen, ist es geboten, zunächst einen Blick auf das Kampffeld und

seine Bewohner zu werfen, sowie auf die Einrichtungen, die wir zur Behauptung unserer Kolonie getroffen hatten.

Aus dem ersten kleinen Besitztum Angra-Pequena, d. h. kleine Bucht, ein etwa zwei deutsche Meilen breites und fünf Meilen ins Innere sich erstreckendes Gebiet, das von Lüderitz, dem Chef eines Bremer Kaufhauses, am 1. Mai 1883 von dem Häuptling von Bethanien, Josef Fredericks, für 2000 Mark und 200 alte Gewehre käuflich erworben und alsbald unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden war, ist der Besitz durch weitere Verträge mit diesem Häuptling, sowie mit Kamaharero, dem Oberhäuptling der Hereros, herangewachsen zu jenem Ländergebiete von 835 100 Geviertkilometern mit etwa 250 000 Einwohnern, das unsere Kolonie heute umfaßt.

Im Norden bis zum Kunene und Okawango reichend, also etwa bis zum 17° südlicher Breite, wird die Kolonie im Süden, etwa unter dem 29°, von dem wasserreichen Orange oder Oranienflusse bespült und erstreckt sich nach Osten, vom Atlantischen Ozean aus, bis zum 20° östlicher Länge von Greenwich, im nördlichen Teile sogar noch etwas weiter in den Kontinent hinein. Um mehr als das eineinhalbfache an Fläche ist das Gebiet also größer als das Deutsche Reich, das nur 540 500 Geviertkilometer bedeckt.

Über die Oberflächengestaltung jenes Landes sagt der seitens des Generalstabes über die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika veröffentlichte Bericht etwa folgendes: „Erst nach Überwindung des öden Küstenstreifens, eines 80 bis 100 km breiten Gürtels völlig öder, niederschlagsarmer Sand- und Steinwüsten, erreicht man das fruchtbarere Hochland, das terrassenförmig bis zur Höhe der bedeutendsten deutschen Mittelgebirge ansteigt und die ganze Mitte des Schutzgebietes ausfüllt. Der Abstieg nach Osten hin zur Kalahariſteppe erfolgt allmählicher.

Die günstigeren Bodenverhältnisse und die reichlicheren Niederschläge in der Mitte des Schutzgebietes bringen dort in größerem Umfange einen Pflanzenwuchs hervor, der menschliches und tierisches Leben ermöglicht. Im Norden, in dem heute noch außerhalb des deutschen Einflußgebietes liegenden Owambolande, entfaltet sich der Pflanzenwuchs

sogar zu einem gewissen Reichtum und gestattet in weiterem Umfange den Ackerbau, der sonst nur in beschränktem Maße in einzelnen wenigen Oasen möglich ist. In der Mitte des Schutzgebietes herrscht das gelbliche Steppengras vor, daneben sind weite Flächen mit dichten Beständen langdorniger Bäume und Büsche bestanden. Gegen Süden hin schwindet auch diese Vegetation wieder in dem Maße, wie mehr und mehr der nackte Stein zutage tritt. Im Osten bilden die meist dünenartig gewellten Sandflächen der westlichen Kalahari ein Gebiet, das an Wasserlosigkeit dem Küstenstreifen nahekommt, jedoch einen reichlichen Bestand an Gräsern und Zwiebelgewächsen aufweist; zudem findet sich hier vielfach eine melonenartige Frucht, deren reicher Wassergehalt den eingeborenen Bewohnern in der Trockenzeit genügend Wasser zum Leben liefert.

Was im besonderen die Gestaltung des für die Kriegführung vorwiegend in Betracht kommenden Gebietes zwischen dem Küstenstreifen und der Kalahariſteppe anbelangt, so herrscht im äußersten Norden flaches Gelände vor, das jedoch allmählich in ein Gebirgsland übergeht, das seinen ausgesprochensten Ausdruck in den Pareſisbergen und dem Waterberge findet. In der Mitte, im Damaralande, geben wild zerklüftete Landschaften, wie die Onjatiberge, das Erongogebirge und das Komashochland, der Landschaft ihr Gepräge. Der Süden, das Land der Nama, zeigt den für ganz Südwestafrika bezeichnenden Charakter der Tafellandschaft, die freilich auch wieder durch einzelne Gebirgsstöcke, wie die Karasberge, unterbrochen wird. Allen Teilen des Schutzgebietes gemeinsam ist die öde Gleichförmigkeit des Landschaftsbildes, und selbst die Berge bringen wegen ihrer stets wiederkehrenden Formen keine Abwechselung hervor. Nichts erschwert dem Europäer, dessen Augen an die reiche Natur seiner Heimat gewöhnt sind, mehr das Zurechtfinden im Gelände, als gerade diese eigentümliche, starre Einförmigkeit des Landes. Nur der für die kleinsten Einzelheiten geschärfte Blick des Eingeborenen findet auch hier noch die für die Orientierung nötigen Anhaltspunkte. Die vorhandenen Karten beruhen auf mehr oder minder flüchtigen Routenaufnahmen; ihr Wert und Zuverlässigkeit ist daher

gering, was der durch europäiſche Verhältniſſe verwöhnte Soldat höchſt unangenehm empfindet."

Der Waſſermangel iſt dem ganzen Lande eigentümlich und erſchwert Menſch und Tier das Leben ungemein. Die Schwierigkeit genügender Waſſerverſorgung beeinflußt daher auch die militäriſchen Operationen in hohem Maße. Die geſamte Regenmenge, die in den Sommermonaten, Dezember bis März, als Gewitterregen von tropiſcher Heftigkeit niedergeht, ſammelt ſich in einer Anzahl von Flußbetten, die dadurch vorübergehend in reißende Ströme verwandelt werden können, und in Tümpeln, die als Vleys oder, nach ihrem Untergrunde, als Kalkpfannen bezeichnet werden. Aber faſt ebenſo ſchnell, wie das Waſſer vom Himmel hernieder geſtrömt iſt, verdunſtet oder verſchwindet es im Erdboden, und nach wenigen Tagen erblickt das Auge in den eben noch mit Waſſer gefüllten Flußbetten und Vleys nichts als weißglitzernden Flußſand oder eine riſſige Schlammdecke. Durch dieſe harte Kruſte wird das Waſſer jedoch gegen die allzu ſchnelle Verdunſtung geſchützt und für die völlig regenloſen Wintermonate aufbewahrt. Um aber zu der unter der Oberfläche weiterſickernden Waſſerader zu gelangen, bedarf es einer oft ſchwierigen Grabarbeit, die nur an beſtimmten Plätzen zum Erfolg führen kann. Die ſtändigen oder nach Bedarf anzulegenden Waſſerſtellen ſind daher für die Beſiedelung und für die Kriegführung von einſchneidender Bedeutung, und ihr Beſitz allein ſichert Menſch und Tier vor der Gefahr des Verdurſtens. Die Überwindung der Durſtſtrecken, d. h. der Wegteile, auf denen ſich keine Waſſerſtellen befinden, bereitet der Kriegführung nicht minder wie dem friedlichen Verkehr recht erhebliche Schwierigkeiten.

Obwohl der nördliche Teil der Kolonie noch innerhalb der Tropen liegt — der Wendekreis des Steinbocks ſchneidet das Schutzgebiet nicht allzuweit ſüdlich Windhuk — ſo erfreut das Land ſich doch infolge ſeiner Höhenlage im allgemeinen eines gemäßigten Klimas. Die mörderiſchen Tropenkrankheiten kommen daher faſt gar nicht vor und nur in recht milder Form tritt hin und wieder die Malaria auf. Dahingegen aber herrſcht, dank der ſo überaus ſchlechten

Wasserverhältnisse, fast allerorts der Typhus; doch ist zu hoffen, daß dieser schwinden wird, wenn in der Kolonie erst wieder friedliche Zustände eingekehrt sein werden.

Die nicht unerhebliche Höhenlage stellt aber eine vermehrte Anforderung an die Herztätigkeit. Die Herzschwäche ist daher ein weit verbreitetes Übel unter den Weißen, und es muß dem übermäßigen Genießen von Alkohol, als sehr schädlich, in der Truppe mit allen Mitteln entgegengetreten werden.

Während die Schwankungen der Temperatur in den Jahreszeiten sehr gering sind und der Sommer (vom Dezember bis März) nur durch die große Menge der Niederschläge sich vom Winter, der vollkommen trocken ist, unterscheidet, sind die täglichen Wärmeschwankungen auffallend groß. Häufig sinkt in der Nacht die Temperatur unter den Gefrierpunkt, um am Tage so hoch zu schnellen, daß es nicht ratsam ist, den Truppen größere Anstrengungen in der Mittagszeit zuzumuten. So betrug z. B. am 9. September 1904 die Temperatur zur Mittagsstunde + 50° C, während sie in der darauffolgenden Nacht auf — 9° C herabsank. Die große Hitze ist jedoch immerhin noch erträglich wegen der guten, trockenen Luft und der Höhenlage des größten Teiles des Schutzgebietes.

Infolge der geringen Fruchtbarkeit des Landes ist unsere Kolonie auch nur sehr spärlich bevölkert; es entfällt auf etwa vier Geviertkilometer nur ein Einwohner. Diese selbst wohnen in bienenkorbartigen Hütten, „Pontoks" genannt, deren mehrere eine „Werft" bilden.

Bevölkert ist die Kolonie hauptsächlich von Hereros und Hottentotten. Erstere sind ein ausgesprochenes Hirtenvolk, dessen Reichtum einzig und allein in seinen Herden liegt. Nie trennt sich der Herero von seinem Vieh; er verteidigt es bis zu seinem letzten Blutstropfen. Der Verlust desselben schwächt seine Widerstandskraft und der Schutz der Herde ist ihm Zweck des Kampfes. Mit seiner Wildheit und Kraft, seiner Ausdauer und Gewandtheit, mit den im Kampfe mit den Hottentotten erlangten Kriegserfahrungen ist er um so mehr ein gefährlicher Gegner, als er bei seiner ganz außerordentlichen Genügsamkeit sich wochenlang mit der kärg-

lichsten Nahrung begnügt. Daneben ist er ebenso grausam und beutegierig, wie er listig und verschlagen ist.

Der Hauptmann Bayer, früher im Generalstabe der Schutztruppe in Südwestafrika, der selbst an den Kämpfen gegen die Eingeborenen teilgenommen hat, sagt von jenen: „Die Hereros haben sich als sehr tapfere Krieger gezeigt. Im Buschkampfe waren sie sehr gewandt, sie haben mit Todesverachtung angegriffen, manchmal in der Verteidigung ausgeharrt, bis ihnen das blanke Bajonett in den Rippen saß. Sie haben unbedingten Gehorsam ihren Häuptlingen gegenüber bewiesen, obwohl die Oberführer zum guten Teil nicht mit ins Gefecht gingen, sondern ihre Untergebenen allein in den Tod schickten. Sie hielten musterhafte Gefechtsdisziplin, vor allem haben sie mit den Patronen sehr sparsam gewirtschaftet und nur geschossen, wenn sich ihnen ein bestimmtes Ziel bot. Sie besitzen ein vorzügliches Auge und eine Fertigkeit, in dem schwierigen Buschgelände sich zu bewegen, die wir ihnen nicht nachmachen können."

Viel anspruchsvoller als die Hereros, die zu Ende des 18. Jahrhunderts von Nordosten her über den Okawangofluß in das Gebiet eingedrungen waren, sind die Hottentotten, die etwa zu derselben Zeit von Süden her den Orange überschritten und als rote Nation, Franzmannhottentotten, Feldschuhträger, Bondelzwarts, später als Afrikaner, Bersabaer, Witboihottentotten usw. nach Norden weiter vorgedrungen sind. Ihnen ist es bereits Bedürfnis, die durch die Kultur kennen gelernten Genüsse zu befriedigen und leichtfertig verschleudern sie, um zu genießen, ihren Besitz, der wie bei den Hereros in Vieh besteht. Wenn auch an körperlicher Kraft und Gewandtheit seinem Nachbar nachstehend, besitzt der Hottentotte doch größeren persönlichen Mut, eine noch viel größere Ausdauer und Beweglichkeit als jener, ein hervorragendes Geschick für die Geländebenutzung und den kleinen Krieg, sowie recht gute Anlagen zum Reiten und Schießen.

Von diesen Eingeborenen sagt der obenerwähnte Hauptmann: „Die Hottentotten sind geborene Soldaten, hervorragende Reiter und Schützen, vortrefflich wissen sie jede Deckung auszunutzen, Umgehungen auszuführen, den Rück-

Generalleutnant v. Trotha.

Oberst v. Deimling.

entweder die Wasserstelle in sich bergen, oder wenn das nicht der Fall ist, diese doch sicher beherrschen. In letzterem Falle sind dann Einrichtungen für die Aufnahme größerer Mengen trinkbaren Wassers getroffen. Im Verlaufe des Aufstandes haben sich diese kleinen Festungen ausgezeichnet bewährt und es den winzigen Kommandos meistens ermöglicht, sich gegen ganz gewaltige Übermacht siegreich zu behaupten. Nur da, wo bei Ausbruch des Aufstandes die Besatzung noch gar nicht an Abwehrmaßregeln gedacht hatte, war sie in die Hände des grausamen Gegners gefallen, der sie dann in der bestialischsten Weise ermordete und verstümmelte.

Zwischen der Feld- und Polizeitruppe bestand eine strenge Scheidung, denn die Polizeistationen unterstanden allein der Zivilverwaltung, die sich in acht Bezirke gliederte. Die Feldtruppen dagegen bildeten vier Kompagnien, von denen die 1. in Windhuk, die 2. in Omaruru, die 3. in Keetmannshoop und die 4. in Outjo stand, während die Batterie mit den verfügbaren Geschützen in Okahandja ihren Standort hatte.

Doch höchstens die Hälfte der Leute befand sich in den Stabsquartieren vereinigt; die übrigen waren auf die im Lande verstreut liegenden militärischen Stationen verteilt. So war zur Zeit des Aufstandes die ganze militärische Macht auf eine Länge von über 900 km auseinandergezogen; eine Versammlung der Truppen, selbst die einer Kompagnie, erforderte daher eine recht geraume Zeit, und überall konnten die Eingeborenen, im Falle sie einen Angriff planten, mit bedeutender Übermacht auftreten.

Die zahlreichen Abkommandierungen brachten es mit sich, daß eine gründliche Durchbildung unserer Soldaten in der Eigenart der Kriegführung in der afrikanischen Kolonie zur Unmöglichkeit wurde. Und doch war diese Ausbildung um so notwendiger, als der Gegner unsere Leute an körperlichen Leistungen übertraf, an Schärfe der Sinne, im Ertragen klimatischer Unbilden, des Sonnenbrandes und Durstes, an Bedürfnislosigkeit, an Kenntnis des Landes und nicht zum wenigsten an natürlicher Geschicklichkeit in der Benutzung des Geländes. Als Kinder der tropischen Zone

und der Länder dicht südlich des Wendekreises fast aller Kleidung bar, leichtfüßig und beweglich, konnten sie weite, wasserlose Strecken viel leichter überwinden, als unsere nicht an die tropische Sonne gewöhnten, in schwerer Uniform steckenden Leute. Die Bedingungen für die glückliche Durchführung des Kampfes waren mithin nach dieser Richtung hin wenig günstige.

Bewaffnet waren zu Beginn des Aufstandes unsere Truppen mit dem Gewehr 88 und dem Seitengewehr 71/84, bekleidet mit der sich seit längerer Zeit bewährenden Schutztruppen-Uniform aus grauem Kordstoff, weichem Filzhute und hohen Stiefeln aus naturfarbenem Leder.

Unverhältnismäßig groß war die Anzahl der Geschütze, die in der Kolonie Verwendung fanden; sie war aber im Hinblick auf die fast abergläubische Furcht der Eingeborenen vor der Wirkung dieser Waffe durchaus berechtigt. Abgesehen von fünf Maschinengewehren, verfügte das Oberkommando im ganzen über fünf 6 cm Schnellfeuer-Gebirgskanonen und fünf hauptsächlich zur Stationsverteidigung bestimmte Feldgeschütze C/73, sowie über vier 5,7 cm Schnellladekanonen, die aber bei Ausbruch des Aufstandes sich zur Wiederherstellung in Deutschland befanden.

Zu der wirklichen aktiven Schutztruppe kam in denjenigen Ansiedlern, die noch dem Beurlaubtenstande angehörten, eine Reserve hinzu, deren Brauchbarkeit um so höher anzuschlagen war, als fast alle diese Leute früher in der Schutztruppe gedient hatten. Nach den kurz vor dem Ausbruch aufgestellten Listen standen dem Oberkommando 34 Offiziere und 730 ausgebildete Reservemannschaften zur Verfügung, die sofort zur Verstärkung der Schutztruppe eingezogen werden konnten und außerdem noch 138 Landsturmpflichtige. Allerdings war die Mobilmachung dieser über den gewaltigen Raum verstreuten Ansiedler schwierig, und wenn auch alle Vorbereitungen hierzu auf das gewissenhafteste getroffen worden waren, so war es doch ebensowenig möglich, allen Schutztruppenpflichtigen bei dem plötzlichen Ausbruch des Aufstandes den Gestellungsbefehl zu übermitteln, als auch ihnen die bereitgelegte Ausrüstung und Bewaffnung zuzustellen.

Außer den 239 Kriegsfreiwilligen und 15 Buren, die sich der Schutztruppe zur Verfügung gestellt hatten, gehörten ihr noch 120 militärisch ausgebildete Bastards an, die den Truppen später als Kundschafter ausgezeichnete Dienste leisteten. Diese, die Bastards, deren Gesamtzahl sich kaum auf 2000 beziffern dürfte, sind durch Vermischung der Weißen mit den Hottentotten entstanden. Sie stehen in geistiger Beziehung weit über den übrigen Eingeborenen, sind leidenschaftliche Jäger, fleißige Ackerbauer und Viehzüchter und besitzen ein Selbstgefühl, das in ihnen den Wahn aufkommen läßt, den Weißen in jeder Beziehung völlig ebenbürtig zu sein. Ebenso wie die Hottentotten aus der Kapkolonie ausgewandert, weil sie dort von anderen Elementen hart bedrängt wurden, haben sie sich hauptsächlich in den Orten Rehoboth, Warmbad, Kalkfontein und Rietfontein niedergelassen.

Für die Sicherstellung ausreichender Bestände an Waffen, Munition, Bekleidung und Ausrüstung, auch für die Mannschaften des Beurlaubtenstandes, war hinlänglich gesorgt, ebenso wie für die der Verpflegung, mit der, soweit es eben möglich war, die Truppenteile stets für ein ganzes Jahr versehen wurden. Ein Notstand, nach dieser Richtung hin, konnte auch für die Zivilbevölkerung der Stationen nicht eintreten.

Zur Heranschaffung der Bedürfnisse von der Küste her war man einzig und allein auf die in den Jahren 1899 bis 1902 erbaute schmalspurige Bahn Swakopmund-Windhuk angewiesen, deren Leistungsfähigkeit allerdings recht gering war. Nur vier Züge verkehrten wöchentlich nach jeder Richtung hin bei einer Fahrzeit zwischen beiden Orten von etwa zwei Tagen. Mühsam und mit einem ganz bedeutenden Aufwand an Zeit wurden sodann die angekommenen Bedürfnisse von den Hauptstationen der Bahn aus mit Ochsengespannen den Truppen zugeführt. Gebahnte Wege gibt es nicht. Nur durch den Gebrauch geschaffene „Pade" führen von Wasserstelle zu Wasserstelle, und schwerfällig und langsam rollt der mit achtzehn Ochsen und mehr bespannte, schwere afrikanische Wagen über sandige Flächen und steiniges Geröll dahin

oder durch die hartstacheligen Dornengebüsche hindurch. Die oft 50 m langen Gespanne, die an einem Tage höchstens 15 bis 20 km zurücklegen können, geben daher durch ihre geringe Beweglichkeit den Operationen etwas unendlich Langsames, Schwerfälliges, und da bei der Armut des Landes und der geringen Besiedelung die Truppen einzig und allein auf die Verpflegung durch diese Gespanne angewiesen sind, so können sie sich auf längere Zeit von ihnen nicht trennen.

Neben der Bahn lief der einzige elektrische Telegraph entlang und je eine Heliographenlinie führte nördlich der Bahn von Karibib nach Outjo, und südlich derselben von Windhuk nach Keetmannshoop, die Hauptmilitärstationen miteinander verbindend.

Infolge der blutigen Kämpfe, die seit dem Zusammenstoßen der Hereros mit den Hottentotten in jenen Gebieten entbrannt waren, hatte sich ein lebhafter Handel mit Feuerwaffen und Munition längs der Grenzen entwickelt. So wurden in den Jahren 1882 bis 1893 von der Kapkolonie aus allein 2586 Gewehre und über eine Million Patronen eingeführt, und man begeht wohl keinen allzu großen Fehler, wenn man annimmt, daß in den letzten Jahrzehnten durch Händler 20 000 bis 30 000 Gewehre in das Schutzgebiet eingeführt worden sind. Der Versuch unserer Regierung, durch Waffeneinfuhrgesetze, Monopolisierung des Waffenhandels und Abstempelung aller vorhandenen Feuerwaffen von Zeit zu Zeit, die Anzahl derselben einzuschränken, hatte bis zum Ausbruch des Aufstandes die beabsichtigte Wirkung noch nicht hervorgebracht. Denn wenn auch die Zufuhr zur See unterbunden worden war, so blieb der Waffenschmuggel hauptsächlich über die Nord- und Südgrenze doch in voller Blüte bestehen.

Bei Ausbruch des Aufstandes waren denn auch etwa zwei Drittel der schwarzen Krieger fast ausschließlich mit modernen Hinterladern bewaffnet und mit reichlicher Munition ausgerüstet, und nur ein geringer Teil von ihnen führte noch den alten Vorderlader. Bedenkt man nun, daß nach Ausbruch des Aufstandes den Eingeborenen durch Überfälle und Plünderungen der Farmen, Kolonnen und

Waffendepots eine große Anzahl Waffen in die Hände fiel, so wird es klar, daß es einen recht gut bewaffneten Feind zu bekämpfen galt, der vermöge der Zucht seiner Stammesorganisation und seiner kriegerischen Gewöhnung ein recht beachtenswerter Gegner war. Hohe Anerkennung gebührt daher unseren braven Truppen, welchen es in langem, schwerem Kampfe unter Ertragung der größten Anstrengungen und Gefahren gelungen ist, das Hererovolk zu zertrümmern und auch die Hottentotten bis auf einige herumschweifende Räuberbanden kampfunfähig zu machen.

Diese kurze Darstellung der Verhältnisse in unserer Kolonie war für die richtige Beurteilung der Leistungen unserer Truppen durchaus geboten. —

Wenige Stunden nur, nachdem die Nachricht von dem Schicksale des Leutnants Jobst und seiner Begleiter in Keetmannshoop eingetroffen war, hatte der Stationschef, der Hauptmann v. Koppy, mit allen verfügbaren Leuten sofort den Marsch nach dem Süden angetreten. Es standen ihm nur, da der größte Teil der 3. Feldkompagnie am 27. Oktober zur Unterdrückung der Unruhen nach den großen Karasbergen abmarschiert war, nur 4 Unteroffiziere und 14 Reiter zu Gebote, mit denen er in schnellem Ritte das 278 km entfernt liegende Warmbad bereits am 1. November erreichte. Er hatte also mit seiner kleinen Schar täglich mehr als 90 km auf schlechten Pfaden und in recht schwierigem Gelände zurückgelegt, ohne einen Mann oder ein Pferd unterwegs zurücklassen zu müssen. Es war das eine schöne Leistung gleich zu Beginn der Kämpfe, und schon jetzt zeigte sich in glänzender Weise, wie so oft später in allen gefährlichen Lagen, wie stark in unserer Truppe der Drang nach vorwärts war, wie fest der Wille, an den Gegner heranzukommen, den bedrängten Kameraden und Ansiedlern zu Hilfe zu eilen.

Schleunigst zogen beim Nahen der kühnen Reiter die Bondelzwarts von dem bedrängten Warmbad nach Süden zu, auf Sandfontein hin, ab. Die Station, die Leutnant v. dem Busssche bislang behauptet hatte, war damit zwar

glücklich gerettet, aber leider nicht der Gegner geschlagen und vernichtet. Zu seiner gründlichen Niederwerfung genügten die schwachen Kräfte, die jetzt in Warmbad vereinigt waren, jedoch nicht; es mußte zunächst das Herankommen der 3. Feldkompagnie abgewartet werden. Diese hatte auf dem Marsche nach den Karasbergen alsbald den Befehl zugeschickt erhalten, sofort umzukehren, sich in Keetmannshoop durch Einstellen der Reserven zu verstärken und schleunigst nach Warmbad nachzueilen. Am 16. November traf sie hier ein und unverweilt schritt nun Hauptmann v. Koppy, nachdem er noch eine Witboiabteilung herangezogen hatte, am 20. November zum Angriff auf den bei Sandfontein in schwer zugänglicher Stellung stehenden Gegner. Nach heftigem Kampfe auseinander gesprengt, wich der eine Teil der Bondelzwarts östlich nach Hartebeestmund am Orange aus, der andere westlich nach Uhabis zu. Ohne Warmbad möglicherweise den Angriffen der Schwarzen auszusetzen, war auch jetzt die schwache Truppe allein noch nicht imstande, gegen den auf mehr als 150 km auseinandergetriebenen Gegner etwas Entscheidendes zu unternehmen; sie mußte die Ankunft weiterer Verstärkungen abwarten, die in der 1. Feldkompagnie unter Oberleutnant Graf von Stillfried nahte.

Auch diese Truppe hatte unmittelbar nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft ihren Standort Windhuk schleunigst verlassen und die 565 km betragende Entfernung nach Keetmannshoop in 19 Tagen zurückgelegt. Aber obwohl auch noch die Gebirgsbatterie herangeeilt war, sowie eine Bastardabteilung, so sah sich doch der jetzt hier Höchstkommandierende, Hauptmann v. Fiedler, dazu gezwungen, eine abwartende Haltung den Aufständigen gegenüber einzunehmen, da Verpflegungsschwierigkeiten zunächst weitere Operationen unmöglich machten. Dieses Zögern für Schwäche haltend, griffen die Eingeborenen die Station Uhabis an und nahmen sie und zwangen ferner auch den mit 20 Bastards gegen Hartebeestmund vorgegangenen Oberleutnant Böttlin zum Übertritt auf englisches Gebiet.

Dieser unhaltbare Zustand veranlaßte am 25. Dezember den Gouverneur, Oberst Leutwein, der sich Anfang

Dezember selbst nach dem Süden begeben hatte, nun auch noch den Hauptmann Franke mit der 2. Feldkompagnie aus Omaruru heranzuziehen. Der Oberst war sich zwar nicht einen Augenblick darüber im Unklaren, daß die Entblößung des mittleren Teiles der Kolonie ein höchst gefährliches Unterfangen war, aber er glaubte es wagen zu dürfen im Hinblick auf die bisherige Haltung der Hereros, die er nur als geduldige und lenksame Menschen kennen gelernt hatte.

Die Kompagnie erreichte jedoch nicht mehr ihren Bestimmungsort. Denn einerseits hatte am 27. Dezember der Hauptmann v. Fiedler mit dem neuen Kapitän der Bondelzwarts, Johannes Christian, einen Waffenstillstand abgeschlossen, und der Gouverneur mit dem Führer der Aufständischen in den Karasbergen, Claas Matros, Unterhandlungen angeknüpft, die später zum Frieden führten, andererseits aber war plötzlich im ganzen Hererolande, an vielen Stellen zugleich, die helle Flamme des Aufstandes emporgelodert. —

Den geschickten politischen und kriegerischen Bemühungen des Gouverneurs, damaligen Majors Leutwein, war es gelungen, nach einigen glücklichen Schlägen gegen die Eingeborenen im Jahre 1894 mit Hendrik Witboi einen Frieden zu schließen, der jedoch eine völlige Unterwerfung nicht brachte. Der Major war gezwungen, von jetzt ab nur immer wieder zu paktieren und zur Erhaltung des faulen Friedens Stamm gegen Stamm auszuspielen. Es zeigte sich auch hier wieder recht deutlich, daß im Kriege nichts schlimmer ist als Halbheit, vor allem im Kampfe gegen diese Wilden, denen Nachgiebigkeit gleichbedeutend mit Schwäche und Dummheit ist. Trotzdem brachten zunächst die eingetretene Ruhe und die scheinbaren Erfolge der Kolonie einen sichtbaren Aufschwung. Aber unter dieser scheinbaren Ruhe entwickelte sich gegen unsere Herrschaft eine Mißstimmung, die nur auf einen Anlaß zum gewaltsamen Ausbruch lauerte, und keine noch so geschickte Politik wäre jetzt noch imstande gewesen, den unvermeidlichen Rassenkampf abzuwenden.

Nach dem Gefecht von Hamakari.

Feldbäckerei.

Ein günstigerer Zeitpunkt, den lange geplanten Aufstand ins Werk zu setzen, konnte sich den Hereros so bald nicht wieder bieten, denn außer der weit im Norden verteilten 4. Kompagnie waren jetzt im mittleren Gebiete nur schwache Kräfte der Ersatzformationen mit wenigen Offizieren vorhanden. So ergriffen sie die günstige Gelegenheit und eröffneten im ganzen mittleren Gebiete fast gleichzeitig am 12. Januar die Feindseligkeiten, indem sie alle Weißen, deren sie habhaft werden konnten, mit Ausnahme der Engländer, Missionare und Buren, mit viehischer Grausamkeit ermordeten, die Farmen plünderten und alles Vieh raubten.

Eine nur einigermaßen genügende Erklärung dafür, wie es möglich sein konnte, daß die Anzeichen des drohenden Sturmes nicht genugsam gewürdigt und erkannt worden waren, liegt nicht vor. Jedenfalls haben die Hereros in bewundernswerter Weise den Plan, die Weißen gleichzeitig zu überfallen, weithin verbreitet und trotzdem geheim zu halten vermocht. Von Gobabis, 240 km östlich Windhuk, über Windhuk, Okahandja bis Omaruru, etwa 220 km nordwestlich Windhuk, also über 500 km weit, erstreckte sich die fast gleichzeitige Erhebung, die sofort einen überaus scharfen Charakter annahm und die Einschließung und Belagerung aller Militärposten herbeiführte.

Die Plötzlichkeit des Ausbruches hatte es den Stationen unmöglich gemacht, die vereinzelt wohnenden Farmer, von denen viele gar nicht an eine ernste Gefahr glaubten, zu benachrichtigen. Sie alle fast fielen ihrer Sorglosigkeit zum Opfer. Wie völlig unerwartet und überraschend der Regierung der Aufstand kam, geht aus den Berichten des Gouverneurs hervor, in welchen er sagt, daß er niemals an einen deratigen elementaren Ausbruch, wie er erfolgte, geglaubt hätte. „Es war die reine sizilianische Vesper!“

Okahandja war am meisten bedroht. In der Nacht vor dem Ausbruche waren etwa 300 berittene Hereros durch den Ort, den Wohnsitz von Samuel Maharero, gekommen und hatten sich unweit südlich gelagert. Samuel selbst war plötzlich verschwunden. In ihrer ganzen Größe zeigten diese Erscheinungen die Gefahr, in der die Kolonie schwebte. Doch schon war es zu spät. Zwar gelang es noch einer

Verstärkungsabteilung von Windhuk hierher zu kommen; doch die zur Aufklärung hinausgesandten Patrouillen konnten ihre Aufträge nicht mehr erfüllen; sie alle wurden ermordet. Die Feste Okahandja mit im ganzen 71 Mann Besatzung wurde von den Wilden eingeschlossen und heftig beschossen, der Ort selbst geplündert und verwüstet. Die am 12. und 13. Januar von Windhuk aus unternommenen Entsatzungsversuche scheiterten an dem zähen Widerstande der Hereros, trotzdem die Besatzung unter Oberleutnant Zürn selbst durch Ausfälle den Befreiern die Hand zu bieten versuchte. Dahingegen aber gelang es dem Oberleutnant v. Zülow mit 60 Mann von Swakopmund aus, von wo er am 12. Januar aufgebrochen war, auf der Bahn Okahandja zu erreichen. Der Zug war mit Wellblechplatten, gefüllten Reis-, Hafer- und Kohlensäcken gepanzert und außerdem mit Schienen und reichlichem Handwerkszeuge versehen worden, zur Herstellung der zerstörten Bahn. Im heftigsten feindlichen Feuer und zweitägigen, Tag und Nacht dauernden Kampfe, mußte die zwischen Waldau und Okahandja völlig zerstörte Bahn wieder hergestellt werden, denn nur unter Benutzung dieser war es möglich, die mitgebrachten 50 000 Patronen der Besatzung zuzuführen und sie nicht in die Hände der Eingeborenen fallen zu lassen. Der energisch durchgeführte Plan glückte, trotzdem an der Ausladestelle in Okahandja nochmals ein heftiger Kampf zu bestehen war. Erst mit Einbruch der Dunkelheit räumte der Gegner den Ort, den er vollständig zerstört und ausgeplündert hatte. Die Station Okahandja aber war nunmehr, dank der tatkräftigen Hilfe des Oberleutnants v. Zülow und seiner wackeren Schar aus einer sehr schwierigen Lage befreit worden. Was wäre wohl geschehen, wenn diese Munition dem Gegner in die Hände gefallen wäre? Helden, bis zum letzten Mann, waren diese Leute, die nicht allein um ihr Leben kämpften, sondern vor allem den bedrängten Kameraden Hilfe bringen wollten!

Noch am 17. Januar gelang es einigen Ansiedlern, die sich vor dem wilden Gemetzel der Eingeborenen gerettet hatten, die Feste zu erreichen, unter ihnen auch die fast zu Tode gehetzte Frau des ermordeten Farmers Lange mit

ihren beiden noch lebenden Kindern. Vier lange Tage war sie umhergeirrt, nachdem ihr Mann und ihr Schwager von den Wilden mit Kirris — Keulen aus steinhartem Holze — erschlagen worden waren und ihr jüngstes Kind, vor ihren Augen zwischen der Tür in der scheußlichsten Weise zerquetscht, den Tod gefunden hatte. Sie selbst war der Hinschlachtung nur dadurch entgangen, daß sie, durch Kirrisschläge betäubt, als tot liegen geblieben war.

In höchst anerkennenswerter Weise leitete der Oberleutnant v. Zülow, der das Kommando über die gesamte Besatzung übernommen hatte, die Verteidigung des Platzes. Nicht nur, daß er die Sicherung der Station durch die Anlage weiterer Befestigungen erhöhte, nein, er führte auch eine höchst tatkräftige, aktive Verteidigung durch Vorstöße, auch mit dem gedeckten Eisenbahnzuge, auf Windhuk und Karibib zu, zugleich in der Absicht, die Verbindung mit den anderen Stationen herzustellen. Manches blutige Gefecht führte er hierbei, und zwar stets gegen eine bedeutende Übermacht und manch tapferer Soldat fand in diesen Kämpfen auf dem Felde der Ehre einen rühmlichen Tod. Schon damals schrieb der Offizier in sein Tagebuch: „Ein langer Feldzug wird uns bevorstehen. Ich bin jedoch der Ansicht, daß den Hereros nach dem von ihnen unter den Weißen angerichteten Blutbade niemals Pardon gegeben werden darf.“ Und in der Tat: das Blut der gemordeten Männer, die Qualen der gemißhandelten Frauen und der unschuldigen Kinder, sie forderten Rache, sie verlangten den Kampf bis zur Vernichtung des heimtückischen Volkes.

Etwa gleichzeitig, wie bei Okahandja, war auch bei Windhuk der Aufstand ausgebrochen. Aber die schleunigst angeordneten und gut durchgeführten Vorsichtsmaßregeln zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit der Feste, die Verstärkung der Besatzung, die unter Oberleutnant Techow stand, durch Einziehung der Reserven, sowie der getroffene umfangreiche Sicherheitsdienst, ließen die Hereros von einem Angriff auf Windhuk Abstand nehmen, der augenscheinlich geplant gewesen war. Um so entsetzlicher jedoch hausten die Wilden in der Umgebung des Ortes. Alle Farmen wurden zerstört, alle Weißen ermordet! Durch sei-

nen Haß, durch seine Zerstörungswut zeichnete sich hierbei der Sohn Samuels, Friedrich Maharero, besonders aus.

Trotz der eigenen gefährlichen Lage gedachte man jedoch in selbstloser, treuer Kameradschaft der noch viel ernstlicher bedrohten Einwohner von Okahandja. Aber alle Versuche, jenen Hilfe zu bringen, scheiterten an der Übermacht der Hereros. Bis dicht an den Ort kam die tapfere Schar; sie hörte das Feuer der bedrängten Besatzung, wie auch diese ihrerseits das Schießen der nahenden Freunde vernahm, doch es gelang nicht, den Ring der Okahandja umschließenden Wilden zu zerbrechen und unter Verlust des Führers, des Leutnant Boysen, sowie von sechs Mann an Toten und mehreren Verwundeten mußte von weiteren Versuchen zunächst Abstand genommen werden.

Westlich Okahandja wurden die Stationen Wilhelmstal und Okasise unter Ermordung aller Weißen ebenfalls zerstört; dagegen aber behaupteten sich Karibib, dessen Besatzung durch 31 Freiwillige unter Leutnant Laubschat von Swakopmund her verstärkt wurde, sowie Waldau gegen alle Unternehmungen des Gegners.

In Omaruru, wo der Stabsarzt Dr. Kuhn den Befehl über die 2. Ersatzkompagnie übernommen hatte, blieb zunächst alles ruhig, so daß es möglich war, wertvolles Kriegsmaterial noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Mit Rücksicht auf die ungünstige Lage des von dem umliegenden Gelände beherrschten Stationsgebäudes wurde dieses aufgegeben, und die Kaserne der 2. Feldkompagnie bezogen. Sie wurde zur nachhaltigen Verteidigung eingerichtet und soweit als irgend möglich verproviantiert. So gelang es denn hier glücklicherweise noch, alle deutschen Ansiedler Omarurus in jene Gebäude zu retten, ebenso wie einen großen Teil des Viehes. Erst am 15. Januar begannen hier die Feindseligkeiten. Doch wurden alle Angriffe der Hereros siegreich abgeschlagen, wobei der kleinen, nur aus 39 gedienten Mannschaften bestehenden Besatzung ein Feldgeschütz C/73 recht gute Dienste leistete. Leider mußte die Besatzung es in ohnmächtiger Wut mit ansehen, ohne es verhindern zu können, daß ein braver Unteroffizier, der, selbstlos und treu seiner Pflicht, die Frau eines ermordeten

Ansiedlers mit ihren beiden kleinen Kindern nach der Feste bringen wollte, in bestialischer Weise ermordet wurde! —

Schlimm erging es jedoch der Besatzung der Station Waterberg, bis wohin die Nachricht von dem blutigen Aufstande nicht rechtzeitig gedrungen war. Völlig überrascht, wurde sie, aus zwei Unteroffizieren und drei Mann bestehend, am 14. Januar heimtückisch getötet, ebenso wie die anderen Weißen, unter denen sich die auf einer Studienreise begriffenen Beamten Legationsrat Dr. Höppner und der landwirtschaftliche Beirat Watermeyer befanden.

Im Norden gelang es der 4. Kompagnie, die mit ihren Hauptkräften unter Hauptmann Kliefoth in Outjo, mit einem Detachement unter Oberleutnant Volkmann in Grootfontein stand, die Ordnung im allgemeinen aufrecht zu erhalten; doch spielten sich auch hier heroische Kämpfe ab. Der in Namutoni etwa 550 km nördlich Windhuk nur ganz auf sich allein angewiesene Sergeant Großmann hielt sich, mit nur vier Mann, gegen etwa 600 Owambos, die unter ihrem Häuptlinge Nechale plötzlich gegen ihn heranstürmten. Der kleinen Schar gelang es glücklicherweise noch, den schützenden, festen Turm der Station zu erreichen, gegen den nunmehr die Wilden ihre wütenden Angriffe richteten. Aber obwohl sie die Besatzung mit ihrem wüsten Feuer überschütteten, obwohl sie in fanatischer Wut in dichten Massen, voran die Speerträger, dahinter die Schützen, wiederholt Sturm liefen, so scheiterten doch alle ihre Angriffe an dem von der Plattform des Turmes abgegebenen, wohlgezielten Feuer der unerschrockenen Verteidiger. Die Owambos aber erlitten hierbei so schwere Verluste, — 108 Tote — daß sie endgültig von einem weiteren Kampfe Abstand nahmen und auch später einen solchen nicht wieder erneuerten. Sie erkannten damit, wenn auch stillschweigend, die Überlegenheit der Deutschen an.

So hat denn das tapfere und umsichtige Verhalten dieser Helden wesentlich dazu beigetragen, den drohenden Owamboaufstand im äußersten Norden der Kolonie in seinem Entstehen zu unterdrücken.

Der Hauptmann Kliefoth war auf die Meldung des ausgebrochenen Aufstandes hin, nachdem er die notwendigen

Sicherheitsmaßregeln für seinen Bezirk getroffen hatte, sofort nach dem Süden abmarschiert. Es gelang ihm, am 16. Januar mehrere hundert Hereros zu schlagen, doch mußte er, da die Lage bei Outjo unsicher wurde, dorthin zurückkehren. Bei einem nach Herstellung der Ruhe nochmals gegen Omaruru vorgenommenen Vorstoße, bei dem er wiederum eine starke Bande Hereros vernichtete, wurde der Hauptmann schwer an der Schulter verwundet. — In Europa wiederhergestellt, kehrte er in die Kolonie zurück, um am 17. Dezember 1905 im Gefechte bei Toasis den Heldentod zu finden. — Die Kompagnie aber mußte, da wieder aus dem Norden beunruhigende Nachrichten eintrafen, nach ihrem Standorte zurückkehren.

Auch dem Oberleutnant Volkmann, der im Bezirke Grootfontein einen sehr schweren Stand hatte, gelang es, am 18. Januar starke Hererobanden bei Uitkomst nach einem schweren Gefechte, in dem sich unsere Leute hervorragend schlugen, vollständig zu zersprengen und aufzureiben.

Durch diese Schläge waren auch die Hereros des Nordbezirks derart erschüttert, ebenso wie die Owambos, daß sie von einem weiteren Kampfe Abstand nahmen und sich nach dem Waterberge zu zusammenzogen.

In der Gegend von Gobabis, östlich Windhuk, stieß der Oberleutnant Streitwolf, bei einer Erkundung nach Norden, am 14. Januar ebenfalls auf den zum Kampfe gerüsteten Gegner, den er alsbald auseinandersprengte. Es gelang ihm, die dort ansässigen, schwer bedrohten Ansiedler nach Epukiro in Sicherheit zu bringen und sodann, nach Gobabis zurückkehrend, nochmals den den Ort belagernden Gegner zu durchbrechen. Nachdem er dann später die Besatzung von Epukiro und die dorthin geflüchteten Weißen nach Gobabis herangezogen hatte, gaben die Eingeborenen die Umzingelung des Platzes auf und zogen in der Richtung auf Windhuk ab.

Nur im Süden der Eisenbahn brach der Aufstand erst später los und dann nicht mehr überraschend. Es war das dem Umstande zuzuschreiben, daß die Rehobother Bastards treu geblieben und die Buren bei Aris offen zu den Deutschen gehalten hatten.

So waren also in wenigen Tagen fast alle mit so großem Fleiße und in jahrelangem Mühen geschaffenen Farmen zerstört und vernichtet, das Vieh getötet und geraubt worden und mehr als 150 Ansiedler und Soldaten der heimtückischen Mordgier der Wilden zum Opfer gefallen.

Je düsterer aber die Lage war, in desto hellerem Lichte erstrahlte die selbstlose Hingabe unserer wackeren Soldaten, deren nicht wankende Treue und unvergleichliche Tapferkeit, und je höher die Not stieg, desto tatkräftiger und unverzagter zeigten sich die Truppen. Sie gaben in erhebender Weise den Beweis, welch kraftvoller Hingabe das deutsche Volkstum in Zeiten schweren Unglücks fähig ist.

Auf ausreichende Hilfe hatte die Kolonie zunächst nicht zu rechnen, denn das kleine Landungskorps des am 18. Januar von Kapstadt herbeigerufenen, auf der Reede von Swakopmund eingetroffenen Kanonenbootes „Habicht", aus 3 Offizieren, 1 Arzt und 81 Mann, mit 3 Revolverkanonen und 2 Maschinengewehren bestehend, konnte solche nicht bringen. Das Detachement gelangte auch nur bis zur Station Karibib, etwa 100 km westlich Okahandja, da die Bahn nach dem Vordringen des Oberleutnants v. Zülow von den Hereros abermals vollständig zerstört worden war.

Karibib selbst war von dem aus Omaruru zur Sicherung der Bahn am 15. Januar herbeigeeilten Oberleutnant Kuhn mit 125 Mann besetzt worden.

Da der Korvettenkapitän Gudewill, der Befehlshaber der gelandeten Marinetruppen, zunächst in der Sicherung der Bahn, als der einzigen Verbindung mit der See, seine wichtigste Aufgabe erblickte, so hielt er seine Kräfte zunächst in Karibib geschlossen zurück. Versuche, Okahandja, Omaruru oder Otjimbingue zu entsetzen, wurden nicht gemacht, dagegen alle Vorbereitungen getroffen, um das Eingreifen der auf dem Seewege von der Heimat her herankommenden Verstärkungen auf dem Kriegsschauplatze sicher zu stellen.

Es war bereits erwähnt worden, daß die 2. Schutztruppenkompagnie unter dem Hauptmann Franke auf Be-

fehl des Oberſt Leutwein nach dem Süden abgerückt war. Dieſelbe, etwa 90 Köpfe ſtark, hatte unbeläſtigt Gibeon, etwa 350 km ſüdlich Windhuk gelegen, erreicht, als dort die Nachricht von dem Aufſtande der Hereros eintraf und von der Bedrängnis, in der ſich Okahandja befand.

In unerſchütterlichem Vertrauen auf die Tüchtigkeit ſeiner Leute, nicht minder wie auf ſich ſelbſt, erbat der Hauptmann Franke ſofort in kühnem Wagemute, ohne einen Augenblick zu zaudern, auf heliographiſchem Wege von dem nach dem Süden geeilten Gouverneur die Erlaubnis, dem bedrängten Okahandja zu Hilfe eilen zu dürfen. Die Bitte wurde alsbald genehmigt, und ſofort der Marſch nordwärts angetreten. Bereits am 19. Januar mittags rückte die Kompagnie, nachdem ſie am Morgen die Hereros bei Aris in heftigem Kampfe, in dem ſie ſelbſt aber keine Verluſte erlitt, zurückgetrieben hatte, in Windhuk ein.

Hauptmann Franke hatte mit ſeinen braven Leuten, bei ungenügender Verpflegung, in $19^1/_2$ Tagen 900 km, etwa die Strecke Berlin—Baſel, davon in den letzten $4^1/_2$ Tagen allein 380 km, ſo weit wie von Berlin nach Gotha, zurückgelegt, ohne auch nur einen Mann oder ein Pferd, trotz des dabei geführten Gefechtes, zu verlieren. Es iſt dies eine in der Kriegsgeſchichte kaum dageweſene Leiſtung, die in Anbetracht des kultur- und waſſerarmen Landes und der ſchlechten Wege noch weit höher einzuſchätzen iſt, als ſie es an und für ſich ſchon unter gewöhnlichen Verhältniſſen geweſen wäre. Sie lehrt, wie weit ein ſtarker, feſter Wille die Grenzen der menſchlichen Leiſtungsfähigkeit hinauszurücken vermag. „Ich muß von jedem Mann, ob Offizier oder Reiter, das äußerſte verlangen, aber ich weiß, daß ich mit tüchtigen, braven Kerls und mit deutſchen Kameraden ziehe," ſo ſprach der Hauptmann Franke zu Beginn des Marſches und ſein Vertrauen wurde nicht zuſchanden. — Höchſt beachtenswert iſt, daß der Hauptmann Franke von den infolge der glühenden Hitze und der kärglichen Verpflegung erſchöpften Leuten in der kurzen Ruhezeit, welche zwiſchen den einzelnen Märſchen lag, trotzdem die ſorgfältigſte Pflege der Pferde verlangte, da er die alte Erfahrung beſtätigt fand, daß auch

das Pferd in Afrika nur bei guter Wartung leistungsfähig bleibt. —

Das tatkräftige Auftreten des Hauptmanns bei Aris hatte genügt, den Gegner aus der näheren Umgebung Windhuks zu vertreiben. Der Entsatz des Ortes war, dank der Schneidigkeit der Truppe und ihres Führers, ohne den Verlust auch nur eines Mannes beklagen zu müssen, gelungen.

Nach einem Ruhetage, der nach den langen, gewaltigen Anstrengungen zur Instandsetzung der Bekleidung und Ausrüstung dringend erforderlich war, hatte Hauptmann Franke am 21. Januar den Marsch gegen Okahandja fortgesetzt, nachdem die Kompagnie auf eine Stärke von 137 Mann gebracht und ihr ein Feldgeschütz C/73 und eine Gebirgskanone beigegeben worden waren.

Wenn nun auch durch die Zuteilung der Artillerie die Truppe erheblich an Gefechtskraft gewonnen hatte, so verzögerten doch andererseits die Geschütze den Marsch in dem von den schweren Regengüssen tief aufgeweichten Boden in wenig wünschenswerter Weise und nahmen der durch Tatendrang nach vorwärts getriebenen Kompagnie ihre bisher gezeigte Schnelligkeit und Beweglichkeit. Doch schon am 22. Januar sprachen die Kanonen ein gewichtiges Wort im Kampfe mit, als bei der Station Teufelsbach der Gegner der Truppe einen Hinterhalt zu legen versucht und eine die Straße überhöhende Flankenstellung eingenommen hatte. Durch Pferdespuren auf das Verbleiben des zurückgegangenen Gegners aufmerksam gemacht, war der Hauptmann Franke alsbald gegen die flankierende Höhe vorgegangen, und er hatte sich in seiner Annahme, den Gegner dort zu treffen, nicht getäuscht; er fand ihn in einer vorzüglichen Stellung. Aber ohne Zögern griff er ihn an. Nach einem heftigen Feuergefecht, in dem der schneidige Führer wiederholt das Schießen einstellen ließ, um die wild gewordenen Schützen zu einem ruhigen Feuern zu ermahnen, schritt er zum Sturme auf den gedeckt liegenden Gegner los. Mit aufgepflanztem Seitengewehr stürzte sich die Kompagnie unter kräftigem Hurra auf die Eingeborenen, die entsetzt über einen derartigen Angriff unter lautem Ge-

schrei in wilder Flucht davoneilten. 42 größtenteils gesattelte Pferde fielen den Siegern in die Hände.

Der sofort weiter fortgesetzte Vormarsch kam aber leider bald wieder ins Stocken; denn die Truppe konnte infolge eingetretenen Hochwassers den Osona-Rivier, der sie von Okahandja trennte, trotz wiederholt unternommener Versuche, nicht überschreiten. Bei einem dieser Versuche rettete der Hauptmann Franke mit Gefahr seines eigenen Lebens den von der Strömung fortgerissenen, bereits besinnungslos gewordenen Leutnant v. Wöllwarth vom Tode des Ertrinkens. Erst am 27. Januar gelang der Übergang und die Vereinigung mit der Besatzung unter Oberleutnant v. Zülow, nachdem ein Angriff der Hereros in und bei Okahandja abgewiesen worden war. Die Besatzung Okahandjas war gerade zu einem Appell, anläßlich des Geburtstages des deutschen Kaisers, angetreten und der Oberleutnant v. Zülow hatte eben unter dem Gekrache explodierender Dynamitpatronen, mit denen an Stelle mangelnder Geschütze Salut gefeuert wurde, das Kaiserhoch ausgebracht, als die ersten Reiter der anrückenden Kompagnie Franke sich zeigten. Alles eilte aus der Feste, um die so heiß ersehnten, hilfebringenden Kameraden zu begrüßen, als plötzlich die Hereros von den nahen Höhen zum Angriffe hervorbrachen. Doch augenblicklich war die Kompagnie gefechtsbereit, der Angriff zerschellte an dem ruhigen, wohlgezielten Feuer, und erschreckt eilte der Gegner wieder hinter die schützenden Höhen zurück. Am nächsten Tage schon, am 28. Januar, brach die Kompagnie zur Verfolgung der anscheinend nach Otjosasu geflüchteten Hereros auf. Doch kaum war sie einige Kilometer in nördlicher Richtung vormarschiert, als die Spitze von den stark zerklüfteten Vorbergen des bis zu einer Höhe von 1675 m aufsteigenden Kaiser Wilhelmsberg Feuer erhielt. Schnell aber entwickelte sich die Kompagnie. Unter dem Schutze des Feuers der auf der Straße abgeprotzten Geschütze drang sie, unaufhaltsam, alle Befestigungen nehmend, die die Schwarzen zum Schutze ihres Hauptlagers angelegt hatten, bis zum Gipfel des Berges vor, obwohl das mit dichtem Hackiesdornbusch bestandene Gelände und der tief einge-

schnittene Kandubach mit den steil abstürzenden Rändern und dem vielfach mit Triebsand versehenen Bette die Vorwärtsbewegung recht erschwerten. Wild heulend floh der Gegner unter Preisgabe von Pferden, Decken, Fellen, sowie von vielem Hausgerät und nun erst, nachdem die Eingeborenen aus diesem Felsenwirrnis hinausgetrieben worden waren, konnte Okahandja tatsächlich als entsetzt gelten.

Sechs Stunden hatte der höchst anstrengende, heiße Kampf gedauert, doch waren, da der Gegner mit dem Gewehr 88 noch nicht umzugehen vermochte und fast stets zu hoch schoß, die Verluste glücklicherweise gering; es waren nur drei Soldaten verwundet worden. Über das prächtige Verhalten seiner Untergebenen berichtet der Hauptmann:

„Daß es trotz der formidablen Stellung gelang, den Sieg zu erringen und die Leute in der Hand zu behalten, wurde nur ermöglicht durch die vorzügliche Haltung von Offizieren und Mannschaften und die ausgezeichnete Feuerdisziplin."

Am 2. Februar traf die Kompagnie, nachdem sie von Okahandja noch nach Osten gegen Otjosasu vorgestoßen war, in Karibib ein. Nirgends wurde der Feind mehr angetroffen und damit war die Eisenbahn wieder vollständig in den Händen der Deutschen. Hauptmann Franke ging nunmehr, da hier die Lage völlig friedlich war, unverzüglich gegen seinen alten Standort Omaruru vor, um diesen zu entsetzen. Er gab sich der Hoffnung hin, daß sein persönliches Erscheinen mit der Kompagnie genügen würde, den Omaruru-Hereros Furcht einzuflößen und sie zur Botmäßigkeit zurückzuführen. Bei der Betretung seines alten Schutzgebietes hatte er daher, um den Eingeborenen das Erkennen seiner Person zu erleichtern, die weiße Korduniform angezogen, sowie seinen im ganzen Bezirke wohlbekannten Schimmel bestiegen. Aber bald sollte er erfahren, daß auch sein Ansehen hier geschwunden war, denn als die Kompagnie sich am 4. Februar vormittags Omaruru näherte, erhielt sie plötzlich heftiges Feuer und es entspann sich hier, unter Beteiligung der Belagerten, deren Ausfalltruppen in der Stärke von 24 Mann unter dem Feldwebel Müller einen Vorstoß in den Rücken des Feindes

unternahmen, ein äußerſt ernſtes Gefecht, in welchem die Hereros, die immer wieder angriffsweiſe vorgingen, aus drei Stellungen mit dem Bajonette geworfen werden mußten. Recht bedenklich war die Lage der Deutſchen vor dem dritten Angriffe. Den Geſchützen war die Munition ausgegangen; ſie wirkten nur noch durch die Furcht, die ihr bloßer Anblick damals noch dem Feinde einflößte. Das Waſſer war zu Ende, die Hitze und der Durſt ſteigerten ſich bis zur Unerträglichkeit; dazu nahmen die Verluſte zu. Hauptmann Franke erkannte, daß die Lage auf die Dauer unhaltbar war und nur ein raſches, kühnes Vorgehen Rettung bringen konnte. Beſtärkt wurde er in dieſem Entſchluſſe durch das erfolgreiche Vorgehen eines Teiles der Beſatzung — ſechs Weiße und ſechs Eingeborene — unter Stabsarzt Dr. Kühn gegen Rücken und Flanke der Hereros. Er rief der Schützenlinie den Befehl zum Vorgehen zu. Sei es nun, daß der Befehl nicht verſtanden wurde, oder die Leute zu erſchöpft waren, kurzum, er wurde nicht ſogleich befolgt. Da ſprengte der Hauptmann auf ſeinem Schimmel vor die Front und ritt allein auf den Feind los. Dieſes Verhalten zündete wie der Blitz. Mit einem Schlage erhob ſich die ganze Linie, und voller Begeiſterung und mit lautem Hurra folgte die Kompagnie ihrem ſchneidigen, geliebten Führer, allen voran die Gefreiten Nuſchke und Loſſow. Dieſem Anſturme der unerſchrockenen Männer hielt der Feind nicht ſtand. Er floh, noch wirkſam beſchoſſen, mit der Hauptmaſſe in nordweſtlicher Richtung über den Omarurufluß. Um 2 Uhr nachmittags wurde ohne weitere Verluſte die Kaſerne beſetzt, und damit war auch Omaruru aus ſeiner gefahrvollen Lage befreit! Gegen eine größere als zehnfache Überlegenheit hatte die Kompagnie einen glänzenden Sieg davongetragen, obwohl das Gelände mit ſeinen großen Felsblöcken und natürlichen Steinſchanzen dem Gegner eine vorzügliche Deckung geboten hatte. Groß waren aber auch die Verluſte; denn ſechs Mann waren auf deutſcher Seite gefallen, darunter der tapfere Führer des Ausfalltrupps, der Feldwebel Müller, deſſen heldenmütiger Angriff auf die ihm zum Gedächtnis „die Müllerſchanze“ genannten Klippen der Kompagnie das

Vorgehen so wesentlich erleichtert hatte. Außerdem aber waren drei Offiziere und zwölf Mann verwundet worden. Doch auch von diesen erlagen noch ihren Wunden der Leutnant v. Wöllwarth und Oberleutnant Griesbach.

Wie ein Wunder ist es zu betrachten, daß, in weißer Uniform auf seinem Schimmel, der Hauptmann Franke, der augenscheinlich wiederholt das Ziel heftigen Feuers war, unverwundet blieb. Eine rührende Episode wird aus diesem Kampfe gemeldet, die lebhaft an das Verhalten Frobens in der Schlacht bei Fehrbellin erinnert. Mitten im Gefecht kam der Artillerist Reichelt zum Hauptmann und bat ihn, er möchte doch den weißen Rock, der ihn so kenntlich mache, mit seinem, des Mannes, weniger auffälligen grauen Rock vertauschen, damit er nicht so heftig beschossen werde. Der Hauptmann gab schließlich dem Drängen des braven Mannes nach und zog den grauen Rock an. Darauf ging er im heftigsten Kugelregen die ganze Front entlang, um sich von der Lage überall persönlich zu überzeugen. Der Artillerist, der bei den Protzen der Geschütze war, blieb unverwundet.

Rühmend muß auch des Verhaltens des Stabsarztes Dr. Kuhn gedacht werden, der, als er die schwierige Lage der Kompagnie erkannte, mit allen wehrfähigen Leuten, die vorhanden waren, unter Mitnahme des alten Stationsgeschützes, einen Vorstoß machte, und, obwohl er die Kanone, deren Deichsel beim Vorgehen zerbrochen war, nicht in Stellung bringen konnte, dennoch mit seiner kleinen Schar sehr glücklich in das Gefecht einzugreifen vermochte. —

Die Opfer des Kampfes waren aber nicht umsonst gebracht, denn es war ein Erfolg erzielt worden, wie er angesichts der geringen Mittel nicht größer gedacht werden konnte. Eindringlich war den Wilden, die sich stets vorzüglich geschlagen hatten und zunächst fast immer angriffsweise vorgegangen waren, fühlbar gemacht worden, daß die Deutschen ihnen in offenem Kampfe stets überlegen waren. Besondere Bedeutung aber ist diesem Siegeszuge des Hauptmanns Franke für die glückliche Weiterführung des Krieges darum beizumessen, weil die Bahn wieder völlig in unseren Besitz kam und damit der Nachschub neuer Kräfte gesichert war. Das tatkräftige Vorgehen des

Hauptmanns Franke ist daher von einschneidender Bedeutung für die folgenden Operationen gewesen, und mit großer Freude muß es das gesamte Volk erfüllen, daß dieser wackere Kämpfer von unserem Kaiser mit dem höchsten Kriegsorden geschmückt worden ist.

In seinen Berichten hat der Hauptmann Franke das Verdienst für die Erfolge allein „der beispiellosen Tapferkeit und Hingabe seiner Offiziere und Mannschaften" zugeschrieben; „nur dem todesmutigen, über alles Lob erhabenen Schneid seiner Truppe und ihrem kaltblütigen, genauen Schießen sei in jedem Falle der Sieg zu verdanken. Selten oder nie," so heißt es in dem Berichte über das Gefecht bei Omaruru weiter, „ist von den Hereros mit solcher Hartnäckigkeit und Zähigkeit gekämpft worden. Heiß brannte an diesem Tage die Sonne auf die ermatteten Kämpfer hernieder, die nach einem anstrengenden Anmarsche in einem fast achtstündigen Gefechte ausharren mußten! Und doch versagte keiner, den nicht ein feindliches Geschoß zu Boden warf — eine hervorragende Leistung, die nur durchgeführt werden konnte von afrikanischen Reitern, welche mehrere Jahre im Lande systematisch an Strapazen und Entbehrungen aller Art gewöhnt waren." Aber wir wissen auch, daß die Truppe zu solchen Taten erst befähigt wird durch das Beispiel des Führers, durch das rücksichtslose Einsetzen seiner Person. Selten ist der Einfluß der Persönlichkeit auf die kriegerischen Leistungen so sichtbar zutage getreten, wie es hier der Fall ist. Mit welchem Vertrauen die Kompagnie an ihrem Führer hing, schildert der Brief eines seiner Unteroffiziere, in dem es heißt: „Jeder einzelne ging unter ihm gern ins Feuer; denn er wußte genau, wenn der Hauptmann führt, kann es nicht schief gehen, dann müssen wir gewinnen. Der Hauptmann konnte Unmögliches von jedem verlangen, und jeder tat es freudig."

Das Vaterland aber muß mit Stolz und Dank auf diese heldenmütige Truppe blicken. Ihre Taten werden in der Geschichte unserer kolonialen Kriege stets als leuchtende Vorbilder glänzen.

Am 3. Februar war inzwischen der bei Beginn des Aufstandes sich auf See befindende Ersatztransport in

der Stärke von 4 Offizieren, 1 Arzt und 226 Mann unter Führung des Oberleutnants v. Winkler in Swakopmund eingetroffen und sofort auf der wiederhergestellten Bahn nach Windhuk befördert worden. Von dort war der Oberleutnant v. Winkler nach dem Osten aufgebrochen. Er erreichte, nachdem ihm vom Landungskorps des „Habicht" eine Revolverkanone, ein Maschinengewehr und ein Feldgeschütz C/73, sowie 14 Mann zur Bedienung überwiesen worden waren, am 16. Februar Gobabis. —

Sofort nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft aus unseren Kolonien war ein Marine-Expeditionskorps, bestehend aus einem zusammengesetzten Marine-Infanterie-Bataillon, einer Maschinenkanonenabteilung, einer Sanitätskolonne, sowie einem Proviant- und Materialiendepot in der Stärke von 23 Offizieren, 5 Ärzten und 600 Mann, sowie 8 Maschinenkanonen, mobil gemacht und unter Befehl des Majors von Glasenapp bereits am 21. Januar eingeschifft worden; mit diesen Kräften zugleich eine Abteilung Eisenbahntruppen unter Führung des Oberleutnants Ritter. Das Detachement erreichte am 9. Februar Swakopmund. Ferner waren, in richtiger Erkenntnis der schwierigen Lage in Südwestafrika, am 30. Januar und 2. Februar weitere 22 Offiziere, 516 Mann mit 6 Feldgeschützen, 4 5,7 cm Schnellfeuergeschützen, einer 3,7 cm Maschinenkanone und 6 Maschinengewehren in zwei Staffeln unter Führung der Hauptleute Puder und v. Bagenski in Hamburg verladen worden. Diese Transporte trafen am 23. Februar und am 1. März in der Kolonie ein, etwas später 100 Pferde und 250 Maultiere von den in Argentinien angekauften Tieren.

Am 11. Februar hatte der Gouverneur, aus dem Süden zurückkehrend, Swakopmund erreicht und alsbald die Leitung der Operationen übernommen. Nach den ersten Meldungen, die ihm im Süden zugegangen waren, hatte er der aufständischen Bewegung der Hereros keine große Bedeutung beigemessen und in diesem Sinne auch nach Berlin berichtet. Hier aber wurde die Lage bei weitem ernster

beurteilt, wie es die sofortige Entsendung der nicht unbedeutenden Verstärkungen an Mannschaften und Geschützen bewies.

Wenn nun auch der Oberst Leutwein in Swakopmund alsbald seine Ansicht über die Lage der Dinge änderte, nachdem er einen genauen Einblick in die Verhältnisse genommen hatte, so war er doch der Meinung, daß er mit Hilfe der noch zu erwartenden Verstärkungen den Aufstand niederzuschlagen imstande sein würde. Dieser Verstärkungen aber glaubte er durchaus zu bedürfen, nicht zum wenigsten auch der Pferde und Maulesel, und daher hatte er zunächst die Absicht, bis zum Eintreffen dieser Kräfte den Beginn der Operationen hinauszuschieben. In betreff der Verteilung der Kräfte der Eingeborenen hatte er den Eindruck gewonnen, daß sie in drei Gruppen sich vereinigt hatten, nämlich am Waterberg, etwa 200 km nördlich, am Südfuße der Onjatiberge, etwa 80—100 km südöstlich, und bei Kehoro, etwa 200 km östlich Okahandja.

In Berlin jedoch war man an maßgebender Stelle über den Beginn des Vorgehens anderer Ansicht. Dort war nämlich inzwischen der Chef des Generalstabes der Armee mit der Oberleitung der Operationen betraut worden. Dieser ließ dem Oberst Leutwein die Weisung zugehen, die Operationen sobald als möglich aufzunehmen, und zwar nach Norden zu auf Outjo und Grootfontein.

Der allgemeinen Lage, sowie den erhaltenen Weisungen zufolge ordnete der Oberst Leutwein, der die ihm zur Verfügung stehenden Truppen in drei Abteilungen eingeteilt hatte, nunmehr folgendes an:

1) Die Ostabteilung unter Major v. Glasenapp, aus dem Ersatztransport v. Winkler, der 1. und 4. Marine-Infanterie-Kompagnie, 14 Mann des Landungskorps des „Habicht", sowie einigen Geschützen bestehend, säubert die Gegend von Gobabis und sucht die Verbindung nach Grootfontein;

2) die Westabteilung unter Major v. Estorff, aus der 2. Schutztruppen- und 3. Marine-Infanterie-Kompagnie, 38 Mann des Landungskorps des „Habicht" und mehreren Geschützen bestehend, vertreibt den Feind aus der Gegend

Major v. Glasenapp.

Hauptmann Bayer.

Hauptmann Franke.

Hauptmann v. Fiedler.

von Omaruru und nimmt Fühlung mit der 4. Schutztruppen-Kompagnie in Outjo;

3) die Hauptabteilung sammelt sich bei Okahandja und vertreibt den Gegner aus den Onjatibergen und der Gegend am Waterberge. Letztere Abteilung sollte bestehen aus der 2. Marine-Infanterie-Kompagnie, der später die aus dem Süden herangezogene 1. Feldkompagnie nebst Gebirgsbatterie, sowie die Ende Februar zu erwartende Verstärkung aus Deutschland hinzutreten sollten.

Die Sicherung der Eisenbahn und die Besetzung der Etappenorte an derselben wurden dem Eisenbahndetachement, dem Reste der Landungsabteilung des „Habicht" und den eingezogenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes übertragen. —

Die Ostabteilung, die in zwei Staffeln von Windhuk abmarschiert war, erreichte, nachdem sich die Staffeln vereinigt hatten, am 23. Februar Otjiwarumende, etwa 120 km Luftlinie östlich Windhuk gelegen. Hier erhielt der Major v. Glasenapp vom Oberleutnant v. Winkler, der, wie schon erwähnt, bereits früher nach Gobabis vorgeschoben worden war, die Meldung, daß er die dem Häuptling Tetjo unterstehenden Hereros — den Tetjostamm —, die noch bei Kehoro ständen, am 24. Februar angreifen wolle. Sofort brach der Major dahin auf und legte die 98 km lange Strecke trotz Wassermangels in 42 Stunden zurück. Es ist das wahrlich ein schönes Zeugnis von der großen Hingabe und dem inneren Werte dieser nicht einmarschierten, erst ganz kürzlich nach der Kolonie gesendeten Truppe. Leider aber war die Anstrengung vergeblich gewesen. Tetjo war in eiliger Flucht noch glücklich entwischt. Um dessen Verbleib festzustellen, stieß sofort eine starke Patrouille unter persönlicher Führung des Majors nördlich bis zum Eiseb vor. Hierbei wurde aus den Spuren festgestellt, daß der Gegner nach dem Westen abgezogen war. Von der richtigen Ansicht ausgehend, daß die Vernichtung des Gegners die Hauptsache sei, gab der Führer den Vormarsch nach Norden auf und bog in zwei Kolonnen direkt nach Westen hin ab.

Am 12. März erreichte die rechte, die nördliche Kolonne Onjatu, nicht weit vom Ursprung des Swakop gelegen. Während diese Truppe rastete und auf das Herankommen der linken Kolonne wartete, unternahm der Major v. Glasenapp am 13. März mit 11 Offizieren und 38 Reitern, sowie 8 Mann zu Fuß eine weitere Erkundung gegen Westen hin, um festzustellen, ob der Abzug der Hereros nach dem Waterberge zu stattgefunden habe. Bei Owikokorero, etwa 20 km westlich Onjatu, wurde der Trupp plötzlich heftig von allen Seiten, leider mit recht gutem Erfolge, von dem in den Gebüschen versteckten Gegner beschossen; der bedeutenden Überlegenheit der Hereros gegenüber mußte der Rückzug angetreten werden. Die kleine Schar erreichte gegen Mitternacht wieder Onjatu, nachdem sie leider recht große Verluste gehabt hatte. 7 Offiziere und 19 Mann waren gefallen, 3 Offiziere, darunter der Führer, und 2 Mann verwundet. Mehr als die Hälfte der ganzen Erkundungsabteilung war mithin außer Gefecht gesetzt worden. Wenn nun auch der Ritt nicht ohne Erfolg gewesen, wenn auch festgestellt worden war, daß man einem zahlreichen, zum ernsten Widerstande entschlossenen Gegner gegenüberstand, der Erfolg selbst war doch zu teuer erkauft und leider nicht ohne Schuld des Führers. Das Vorreiten desselben mit den Unterführern weit über die Sicherung hinaus, sein Loslösen von der Truppe war ein schwerer Fehler, der sich bitter gerächt und großes Unheil angerichtet hat. Der gewiß nicht zu verkennende Schneid war hier nicht am Platze; er konnte zur Vernichtung der ganzen Truppe führen. Doch blieb der verlustreiche Ritt auch in anderer Beziehung nicht ohne gute Folgen. Man zog aus ihm von neuem die alte Lehre und beherzigte sie später mit sehr gutem Erfolge, daß auch im Kampfe gegen die Wilden starke Patrouillen mit vielen Offizieren zur Aufklärung nicht am Platze sind, sondern daß auch hier schwächere, getrennt reitende Trupps weit bessere Dienste leisten. Sie waren eben nicht dazu da, Gefechte zu führen, sondern dazu, zu sehen, zu erkunden und festzustellen, wo sich Spuren größerer Viehherden befanden, aus deren Vorhandensein stets auf größere Banden Hereros geschlossen werden konnte.

Leider befanden sich unter den Opfern dieses Erkundungsrittes auch der vielfach bewährte, alte Afrikaner Oberleutnant Eggers, der Hauptmann a. D. v. François, der sachkundige Berater des Führers und der Oberassistenzarzt Dr. Velten, der, getreu seiner Pflicht, zu den Verwundeten in die Schützenlinie vorgeeilt war.

Da die Meldungen ergaben, daß etwa 3000 Eingeborene unter den Häuptlingen Samuel Maharero, Traugott und Tetjo der schwachen, durch Krankheit sehr mitgenommenen Ostabteilung gegenüberstanden, beschloß der Major v. Glasenapp, zunächst Nachrichten von der Hauptabteilung abzuwarten, um sodann mit dieser gemeinsam zum Angriffe zu schreiten. Sie bezog in der Nähe von Onjatu ein Lager, nachdem sie ihre linke Kolonne an sich herangezogen hatte. Die Verbindung mit der Hauptkolonne herzustellen, glückte ihr aber trotz aller Mühe nicht. —

Unterdessen war auch die Westabteilung nicht untätig geblieben. Der Major v. Estorff hatte in Omaruru die ihm unterstellten Kräfte — 2. Schutztruppen-Kompagnie, 3. Kompagnie des Marine-Infanterie-Bataillons, das Detachement des Landungskorps des „Habicht", ein Feldgeschütz C/73, 1 6 cm Gebirgsgeschütz und 2 3,7 cm Maschinenkanonen — zusammengezogen und war am 20. Februar in der Richtung auf Outjo aufgebrochen, um sich vor allem mit der 4. Schutztruppen-Kompagnie zu vereinigen. Der Hauptmann Franke, über dessen Kompagnie der Major bei seinem Eintreffen in Omaruru das anerkennende Urteil fällte: „Mann und Pferd mager und sehnig, aber gesund aussehend — in der Tat eine stolze Kompagnie!", hatte inzwischen festgestellt, daß die Banden der Hereros sich östlich zurückgezogen hatten, und in dieser Richtung ging dann der Major v. Estorff vor, nachdem er sich mit der 4. Kompagnie, etwa 70 km nördlich Omaruru, vereinigt hatte. Bald wurde dann auch der Gegner an der Wasserstelle Otjihinamaparero in den Etjobergen gemeldet, und unverzüglich zum Angriff dorthin vormarschiert. Nach einem anstrengenden Nachtmarsche wurde gegen Morgen des 25. Februar der Gegner in der festen Stellung auf den felsigen Höhen des Etjoberges erkannt. Er hatte die

natürliche Stärke desselben in höchst geschickter Weise ausgenutzt, indem er die Durchbrüche und Spalten des fast unzugänglichen Felsennestes durch Astverhaue gesperrt und das Schußfeld vor der Front sorgfältig frei gemacht hatte. Die Feuerwirkung, auch die der Artillerie, gegen diese Stellung konnte nur gering sein, und allzu deutlich trat dieser Übelstand während des Gefechts zutage. Es zeigte sich hier wieder, auch den naturwüchsigen Söhnen der Wildnis gegenüber, daß jeder moralische Eindruck in erster Linie ein Kind des materiellen Erfolges ist. Fehlt dieser, so schrumpft jener in nichts zusammen. So begleiteten später die Hereros jedes wirkungslos bleibende Schrapnell mit einem wahren Hohn- und Freudengebrüll. — Das Gefecht wurde äußerst schwer. Die Feuerlinie der schwachen deutschen Abteilung mußte gegen Umgehungen immer mehr verlängert werden und betrug bald 3000 m, während der etwa 1000 Mann starke Gegner sich bis auf etwa 4500 m, die deutschen Flügel immer mehr umfassend, ausdehnte. Äußerst bedenklich wurde die Lage der Deutschen gegen Mittag, als der linke Flügel noch weiter umfaßt wurde und Reserven nicht mehr vorhanden waren. Doch von einem Rückzuge wollte der Führer nichts wissen. Für ihn gab es nichts anderes als die kraftvolle Durchführung des einmal begonnenen Angriffs. Zum Glück war es auf dem rechten Flügel dem Hauptmann Franke gelungen, den Gegner aus seiner vorderen Stellung zurückzuwerfen und in Schach zu halten. Er erhielt daher Befehl, mit einem Teile seiner Kompagnie auf dem linken Flügel einzugreifen. In gestrecktem Galopp führte der Hauptmann persönlich zwei Züge dorthin; er ließ die Leute sofort absitzen, das Seitengewehr aufpflanzen und mit Hurra gegen Rücken und Flanke des überraschten Gegners vorgehen. Diesem schneidigen Angriffe mit der blanken Waffe hielten die Wilden nicht stand. Mit lautem Angstgeschrei ergriffen sie sofort die Flucht, verfolgt von dem energischen Sieger. Damit war der Tag entschieden und der Angriff auf die in der Mitte der Stellung liegende Wasserstelle machte nunmehr gute Fortschritte. Auch hier hielten die Schwarzen dem funkelnden Seitengewehre nicht stand! „An der Spitze solcher

Leute zu stürmen ist eine wahre Lust; sie sind in ihrer Hingabe großartig!", so berichtet ein Offizier in seinem Tagebuche.

Von der Verfolgung des Gegners nahm der Major Abstand, um ihn im Hinblick auf den später beabsichtigten gemeinsamen Angriff durch alle drei Abteilungen nicht zu weit zurückzudrängen. Er blieb daher zunächst bei Otjihinamaparero stehen. — Otjihinamaparero heißt zu deutsch: „Wem gehört der Platz?" Und wahrlich, deutsch haben unsere Truppen den Wilden die Antwort auf diese Frage gegeben! — Unendlichen Jubel rief das Telegramm hervor, das der Kaiser an die stolzen Sieger richtete. Es lautete:

„Zu dem siegreichen Gefechte am 25. Februar spreche Ich der Abteilung Estorff Meinen kaiserlichen Glückwunsch aus und freue mich der tapferen und entschlossenen Haltung der Kompagnien der Schutztruppe und Marine-Infanterie. Den Verwundeten sind meine besten Wünsche für ihre baldige Genesung auszusprechen. Wilhelm I. R."

Der Gegner war nach der schweren Niederlage — er ließ viele Tote auf dem Gefechtsfelde liegen und mehr als 2000 Stück Vieh in den Händen des Siegers zurück — nach Südosten zurückgeflüchtet. Nunmehr folgte ihm die Westabteilung und brachte ihm am 16. März bei Omusema nochmals eine empfindliche Niederlage bei.

Am 24. März traf der Major v. Estorff, zurückgerufen, mit seinen Truppen in Okahandja ein. Es war der Westabteilung gelungen, dem Feinde empfindliche Schläge beizubringen zu einer Zeit, in der die anderen Truppen, vor allem die Hauptabteilung, durch die Verhältnisse gezwungen waren, noch untätig zu bleiben. Ermöglicht worden war das dieser Abteilung allerdings nur dadurch, daß sie vollständig beritten gemacht worden war.

Die Westabteilung, als solche, wurde nunmehr aufgelöst. Ihre Truppen wurden der Hauptabteilung, die immer noch in der Bildung begriffen war, eingegliedert und die Mannschaften der Marineinfanterie, von der Schutztruppe wieder getrennt, als Besatzung von Okahandja verwendet.

Die zu bildende Hauptabteilung konnte naturgemäß faſt nur aus neu ankommenden Mannſchaften zuſammengeſetzt werden, die mit der Kampfesweiſe der Eingeborenen Südweſtafrikas nicht vertraut waren. Es war daher ſehr erwünſcht, dieſer einen möglichſt ſtarken Stamm alter erprobter Afrikakämpfer beizugeben. Um dies nun zu ermöglichen, hatte der Gouverneur bereits am 20. Februar der 1. Feldkompagnie und der Gebirgsbatterie im Süden des Schutzgebietes den Befehl erteilt, nach Okahandja zu marſchieren. Obwohl durch dieſe Maßnahme im ganzen ſüdlichen Gebiete nur die 3. Feldkompagnie zurückblieb, ſo glaubte der Oberſt Leutwein dennoch, die Abberufung der Truppen wagen zu dürfen. Die Bondelzwarts waren entwaffnet worden, und außerdem rechnete der Gouverneur damals noch mit der friedlichen Geſinnung Hendrik Witbois und ſeiner Beſtändigkeit.

Die herankommenden Verſtärkungen unter den Hauptleuten Puder und v. Bagenski waren erſt Ende Februar und zu Beginn des März zu erwarten. Die Operationen der Hauptabteilung konnten mithin erſt im April ihren Anfang nehmen. Durchaus aber war es geboten, vor Beginn der großen, umfaſſenden Operationen die Gegend ſüdlich der Bahnſtrecke Windhuk—Kubas vom Gegner zu ſäubern, der ſich, wie gemeldet worden war, bei Otjimbingue im Swakoptale zu ſtärkeren Banden unter dem Häuptlinge Zacharias vereinigt hatte. Hierzu war zunächſt nur ein Teil der Habichtmannſchaften verfügbar, ſowie Mannſchaften der Eiſenbahnſchutztruppe, im ganzen noch nicht 160 Mann. Mit dieſen ſchwachen, zum Teil noch ungeübten Kräften, denen ein Feldgeſchütz C/73, eine 3,7 cm Revolverkanone und ein Maſchinengewehr zugeteilt worden waren, ſtieß der Kapitänleutnant Gygas von Karibib gegen Otjimbingue vor und von hier aus, Swakop aufwärts weiter, da der Gegner ſich in öſtlicher Richtung zurückgezogen hatte. Am 16. Februar wurden die Eingeborenen in einer ſehr vorteilhaften, durch übereinandergetürmte Felsblöcke wohl befeſtigten Stellung am Liewenberge angetroffen und durch Umgehung des rechten Flügels nach ſiebenſtündigem heftigen Kampfe vollſtändig geſchlagen. Schleunigſt floh der Gegner

in südlicher Richtung in das unwegsame Komashochland. Otjimbingue aber war durch das glückliche Gefecht endgültig entsetzt.

Auf seinem Weitermarsche Swakop aufwärts, auf Okahandja zu, wurde das Detachement beim Durchschreiten eines Engpasses bei Groß-Barmen am 19. Februar überraschend von den steilen und wildzerklüfteten Felsenhöhen beider Ufer heftig beschossen. Doch unverzüglich wurde der Kampf nach allen Seiten tatkräftig aufgenommen und auch glücklich durchgeführt. Dem Sturme mit der blanken Waffe hielt der Gegner auch hier nicht stand; er hatte die Höhen geräumt, ehe unsere braven, zum Tode ermatteten Leute die Kuppen erreicht hatten.

Am 20. Februar traf das Detachement, dessen Mannschaften zum großen Teile aus Matrosen bestanden, in Okahandja ein. Letztere wurden von hier aus sodann an Bord des „Habicht" zurückgesendet, nachdem die Ersatzmannschaften des Landungskorps eingetroffen waren.

Auf dem Marsche nicht minder wie im Gefechte hatten die Mannschaften der Marine sich hervorragend bewährt. Sie hatten damit den Beweis erbracht, daß auch diese Truppe den Aufgaben vollständig gewachsen ist, die ihr am Lande zufallen können.

Durch den Zug des Kapitänleutnants Gygas war aber mit aller Sicherheit festgestellt worden, daß sich noch starke Banden der Hereros südlich der Bahn, im Swakoptale und im Komashochlande, befanden, deren Widerstandskraft noch nicht gebrochen war. Zur Niederwerfung dieses Gegners waren stärkere Kräfte erforderlich. Diese aber standen erst nach dem Eintreffen der Truppentransporte aus Deutschland zur Verfügung.

Glücklicherweise trafen diese bereits am 23. Februar und am 1. März ein, zugleich mit dem letzten Transporte der Oberst Dürr, der Führer des Marine-Expeditionskorps, und sein Stab. Aus ihnen wurden die 5. und 6. Feldkompagnie unter den Hauptleuten Puder und v. Bagenski gebildet, sowie die 1. Feldbatterie, aus vier 5,7 cm Geschützen und die 3. Feldbatterie, aus vier Kanonen C/96 bestehend, unter

dem Hauptmann v. Oertzen und dem Oberleutnant Bauszus. Leider aber mußten die Batterien zunächst ohne Bespannung bleiben, da die für diese in Argentinien angekauften Pferde noch nicht eingetroffen waren.

Die Sicherung der Verbindung mit dem Meere war jedoch so dringend notwendig, daß, trotz des Mangels an Pferden, alsbald nach dem Eintreffen der Verstärkungen zur Säuberung des Gebietes südlich der Eisenbahn geschritten werden mußte.

Am 2. März schon brach der Hauptmann Puder mit der 2. Kompagnie der Marineinfanterie und der 5. Feldkompagnie, denen eine Artillerieabteilung der neu eingetroffenen Landungstruppen des „Habicht" mit einem Feldgeschütz C/73, einer Revolver- und zwei Maschinenkanonen, sowie 30 Reitern beigegeben waren, also etwa in der Stärke von 230 Gewehren und 4 Kanonen, gegen Groß-Barmen auf, wo die Hauptmasse des Gegners sitzen sollte.

Groß-Barmen fand der Hauptmann unbesetzt, doch bereits am 4. März stieß er bei Klein-Barmen, nur etwa 35 km von Okahandja entfernt, auf den Gegner. Derselbe eröffnete auch hier, wie es fast bei jedem Zusammenstoße geschah, überraschend das Feuer von allen Seiten, diesmal sogar mit rauchschwacher Munition, und brachte den Truppen nicht unerhebliche Verluste bei.

Er hatte auf dem rechten Swakopufer eine das Tal beherrschende Stellung eingenommen und mehrere den Weg sperrende Klippen besetzt. Schroff und steil, mit dickem Busch bewachsen, stiegen die Hänge empor und boten dem Angriff ganz gewaltige Hindernisse. Aber dennoch gelang es den jungen, mit der afrikanischen Kampfesweise noch nicht vertrauten Truppen, des Feindes Herr zu werden, der hartnäckigen Widerstand leistete. Aber durch den schneidigen Bajonettangriff des Leutnants v. Rosenberg, der die 5. Kompagnie führte, gegen den feindlichen rechten Flügel wurde derselbe gebrochen. Auch hier brachte das drohende, blinkende Seitengewehr, der feste Wille zu siegen, wie stets gegen diesen Gegner, die Entscheidung. Leutnant v. Rosenberg schreibt über diesen Kampf: „. . und nun denkt nicht, ich sei ein Held. Hier sind Leute, die viel mehr geleistet

haben, von denen aber niemand in der Heimat etwas weiß. Man ist ein Erdenwurm gegen alle diese Leute, die alten Schutztruppler, die wirklich alle Helden sind. Ehe ich es ihnen gleichmachen kann, muß ich noch viel mehr leisten. Hier entbrennt ein Riesenehrgeiz, aber nicht im Streben nach Stellungen, sondern in Leistungen persönlichen Mutes."

600 Mann, mit modernen Gewehren und reichlicher rauchschwacher Munition versehen, hatte der Gegner hier im Gefecht gehabt, und noch weitere 1500 bis 2000 Mann standen nach den Erkundungen des Leutnants v. Rosenberg am Nordrande des Komashochlandes. Diese Übermacht war für die kleine Schar zu groß, und daher ging der Hauptmann nach Okahandja zurück, wo er am 8. März wieder eintraf.

Da die bis Mitte März eingelaufenen Nachrichten bestimmt erkennen ließen, daß etwa 4000 Hereros in und bei den Onjatibergen, eine andere Gruppe derselben in dem Komashochlande und eine dritte am Waterberge standen, so gewann es den Anschein, daß die Eingeborenen nicht über die Grenze oder nach dem Owambolande entweichen wollten, sondern entschlossen waren, den Kampf im heimatlichen Lande auszufechten. War dies der Fall, so konnte man sich nicht der Ansicht verschließen, daß mit der Erkenntnis von der Notwendigkeit des Kampfes um ihren Besitz die Entschlossenheit und die innere Widerstandskraft der Hereros aufs äußerste getrieben wurden und daß die Truppen dann sehr schweren Kämpfen entgegengehen mußten. Der Oberst Leutwein erkannte nunmehr die völlige Unzulänglichkeit der zur Verfügung gestellten Mittel und erbat sich am 9. März eine weitere Verstärkung der Schutztruppe von 800 Reitern und zwei Batterien, aber behufs schnellerer Verwendung derselben, zugleich mit Pferden.

Bereits aber begannen die Hereros die allzu lange währende, abwartende Haltung der Deutschen als Schwäche auszulegen; sie wurden immer dreister, frecher und unternehmungslustiger. Daher durfte mit dem Beginn der gemeinschaftlichen, großen Operationen nicht weiter gezögert werden, und so gab denn der Oberst Leutwein am 11. März einen neuen Operationsbefehl, der einen gemeinsamen An-

griff auf die bei den Onjatibergen stehenden Banden anfangs April zunächst ins Auge faßte.

Wie wir wissen, befanden sich etwa zu dieser Zeit: die Ostabteilung in der Nähe von Onjatu-Owikokorero (Gefecht dortselbst am 13. März), die Westabteilung in der Nähe der Etjoberge, nachdem sie am 25. Februar die Hereros bei Otjihinamaparero besiegt hatte. —

Der Oberst Leutwein selbst aber konnte eine genaue Kenntnis darüber, wo sich die Abteilungen zu jeder Zeit befanden, nicht haben, und noch viel weniger war es ihm daher möglich, den Abteilungen der jedesmaligen Lage entsprechende Befehle rechtzeitig zuzustellen. Dazu waren die trennenden Entfernungen zu groß, die Verbindungen zu schlecht. Acht bis zehn Tage war ein Befehl unterwegs, ehe er zur Kenntnis der Unterführer kam, und da während einer so langen Zeit die Lage sich ständig änderte, so gelang es dem Oberkommando nicht, eine einheitliche Operation herbeizuführen.

Die bei der Ostabteilung eingehenden Befehle, die daher stets von den Ereignissen überholt wurden, hatten nun zur Folge, daß hier eine ständige Unsicherheit herrschte, daß dieselbe in der Nähe von Onjatu, also etwa 100 bis 120 km nördlich Okahandja, hin und her marschierte und daß die Truppe durch die gewaltigen Märsche, mit denen eine mangelhafte Verpflegung verbunden war, sehr erhebliche Anstrengungen zu ertragen hatte.

Eine etwas bestimmtere, wenn auch immer noch sehr mangelhafte Benachrichtigung traf bei der Ostabteilung endlich am 3. März ein. Sie ging dem Major v. Glasenapp zu, als er Okaharui eben verlassen hatte, um wieder in der Richtung auf Onjatu zurückzugehen, und enthielt den allgemeinen Hinweis, daß die Hauptabteilung „um den 6. April herum" den Vormarsch auf Otjosasu antreten wollte. Als gemeinsames Operationsziel war der um den oberen Swakop sitzende Feind angegeben.

Das Vergebliche aller Bemühungen, Anfang April die Verbindung mit der Hauptabteilung herzustellen — auch die allabendlich abgeschossenen Leuchtraketen waren ohne Erwiderung geblieben —, fand nunmehr seine volle Erklärung.

Zugleich aber befreite die eingetroffene Nachricht den Major v. Glasenapp von der Besorgnis, die er für das Schicksal der Hauptabteilung hegen mußte, und ließ in ihm die Hoffnung aufkommen, daß nunmehr genauere Befehle für eine gemeinsame Operation eingehen würden.

Zunächst aber setzte er seinen Marsch fort, um eine Wasserstelle zu erreichen.

Kaum aber hatte der Major mit seinem Stabe die Nachhut verlassen, um sich an der $2^1/_2$ km langen Kolonne schnell nach vorn zu begeben, als die Arrieregarde plötzlich von allen Seiten ein heftiges Feuer erhielt. Fast alle Leute der Nachspitze fielen sofort, und auch deren Führer, der Leutnant Nörr, fand hier den Heldentod. Kurz entschlossen setzte der Hauptmann Fischel alle Züge der 1. Kompagnie, die am Ende marschierte, ein, und so gelang es ihm, wenn auch mit großer Mühe, den wütenden Angriffen der Wilden standzuhalten. Die mit wirklich anerkennenswertem Schneid unternommenen Anläufe der Hereros scheiterten an dem ruhigen und wohlgezielten Feuer der Seesoldaten, die bei der großen Überzahl der gutbewaffneten Feinde leider recht bedeutende Verluste erlitten. Die Bedrängnis war groß, doch schon nahte auch der schwer bedrohten Kompagnie die sehnsüchtig erwartete Hilfe. Die bei der Artillerie zu deren Sicherung marschierende Schutztruppen-Kompagnie war sofort, als sie das Schießen vernahm, unter dem Grafen Brockdorff im Laufschritt zurückgeeilt. Schnell hatte sie eine Aufnahmestellung eingenommen und unter dem Feuer dieser Truppen und unter der seitwärts dahinter aufgefahrenen Artillerie war es dem Hauptmann Fischel möglich geworden, seine Leute ohne erhebliche Verluste zurückzunehmen. An dem vereinten Feuer beider Kompagnien und der Artillerie zerschellten nunmehr alle weiteren Angriffe der Hereros. Der erbitterte Kampf wurde jetzt zu einem schnellen, glücklichen Ende geführt und der Feind derart erschüttert, daß er den Deutschen den Rücken wandte und von einem weiteren Kampfe Abstand nahm.

Zugleich mit dem Angriffe auf das Ende der Kolonne war der Gegner auch auf die Spitze in wildem Anlaufe

eingedrungen. Hier aber gelang es der 4. Marineinfanterie-Kompagnie unter dem Hauptmann Lieber nicht nur alle Stürme zurückzuschlagen, sondern selbst so erfolgreich zum Angriffe, mit schweren Verlusten für die Schwarzen, überzugehen, daß der Gegner unter lautem Geheul schleunigst in den Büschen verschwand.

Dank dem entschlossenen Auftreten der Führer und dem heldenmütigen Verhalten der Leute hatte sich die Abteilung aus der höchst gefahrvollen Lage, in der sie sich befunden hatte, durch einen glänzenden Sieg befreit, trotz der großen Übermacht des Gegners, der mehr als 1000 Gewehre ins Gefecht gebracht hatte. Aber schwer waren auch die Verluste, denn 1 Offizier und 31 Mann waren gefallen und 2 Offiziere und 15 Mann verwundet worden.

Nachdem die Abteilung auf dem Gefechtsfelde bei Okaharui die Nacht zum 4. April verbracht hatte, war sie am folgenden Tage auf Onjatu weitermarschiert. Hier traf sie den Verstärkungstransport unter Hauptmann Fromm an, der nunmehr auch die bestimmte Nachricht vom 29. März mitbrachte, daß die Hauptabteilung den Vormarsch am 7. April nachmittags vier Uhr antreten werde.

Zunächst blieb die Ostabteilung jedoch, da sie nach den großen Anstrengungen dringend der Ruhe bedurfte, bei Onjatu stehen, wo sie weitere durch Lichtsignale in Aussicht gestellte Befehle erwartete. Aber alle vom 6. April an allnächtlich unternommenen Versuche, die heliographische Verbindung mit der Hauptabteilung herzustellen, blieben erfolglos.

Infolge des häufigen Regens, der nächtlichen Kälte, der mangelhaften Ernährung, vor allem aber des schlechten Wassers meldete sich jetzt aber ein höchst unheimlicher Gast, der Typhus. Nachdem sich anfangs April die ersten Anzeichen der Seuche gezeigt hatten und am 6. April zwölf Kranke vorhanden waren, hatte die Abteilung am 16. April bereits 66 von der Seuche befallene Leute. —

Ein ferneres Verbleiben bei Onjatu war jetzt ausgeschlossen, und da es immer noch nicht gelungen war, die Verbindung mit der Hauptabteilung herzustellen, so entschloß sich der Führer, nachdem die ursprüngliche Stärke

der Abteilung von 25 Offizieren, 509 Mann auf 13 Offiziere und 276 Mann herabgesunken war, südlich nach Otjihaënena abzumarschieren. Hier traf er am 24. April ein. Ein Lazarett wurde alsbald errichtet, und nunmehr konnte endlich den Kranken, die noch nicht fortgeschafft worden waren, eine etwas bessere Pflege zuteil werden.

Um die Seuche nicht auf die anderen Truppen zu übertragen, wurde die Abteilung ohne die Reiter, die schon bei Ausbruch der Krankheit nach Seeis gesandt worden waren, in Quarantäne gelegt. Damit fiel sie für die weiteren Operationen völlig aus. —

Wenn es auch der Abteilung nicht vergönnt gewesen war, große kriegerische Erfolge zu erringen, so verdient doch die unvergleichliche Hingabe jedes einzelnen Mannes bei den ganz ungewöhnlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die infolge des Mangels an Reitpferden in ganz besonderem Maße an die Truppe herangetreten waren, sowie die treue Pflichterfüllung in den recht schwierigen Lagen, in die die Abteilung gekommen war, die wärmste Anerkennung. —

Die Westabteilung war nach dem siegreichen Zuge gegen die Etjoberge hin, wie bereits erwähnt, am 24. März in Okahandja eingetroffen und der Hauptabteilung eingegliedert worden.

Gegen Ende März war festgestellt worden, daß die Masse der Hereros am Westrande der Onjatiberge stehe, und der Oberhäuptling Samuel den größten Teil seines Volkes bei Onganjira vereinigt habe. Außerdem war bekannt geworden, daß ein Teil der bisher südlich der Bahn befindlichen Hereros bei Teufelsbach die Bahn überschritten hatte und ebenfalls den Onjatibergen zugezogen war. Dadurch hatte der in jenem Gebirgslande stehende Gegner einen Kräftezuwachs von über 1000 Gewehren erhalten.

Die Hauptabteilung bestand anfangs April, nachdem die Westabteilung und die aus dem Süden herangezogenen

Truppen eingetroffen waren, aus der 1., 2., 4., 5. und 6. Feldkompagnie, der 2. Marineinfanterie-Kompagnie, der 1. und 3. Feldbatterie, der 2. Gebirgsbatterie und einer Maschinengewehrabteilung. Beritten waren nur die alten Schutztruppen-Kompagnien (1., 2., 4.), sowie ein Teil der 5. und 6. Kompagnie. Außerdem befand sich bei diesen Truppen eine Bastard- und eine Witboiabteilung. Die Stärke dieser Truppen, deren Kommando der Oberst Leutwein infolge Erkrankung des Oberst Dürr übernommen hatte, betrug etwa 700 Mann, 12 Geschütze und 6 Maschinengewehre.

Endlich, am 7. April, trat die Hauptabteilung den Vormarsch in östlicher Richtung an.

Bereits am 9. April stieß sie bei Onganjira auf den Gegner, der die die Wasserstelle halbkreisförmig umgebenden Höhen stark besetzt und befestigt hatte.

Glücklicherweise erkannte der Oberst Leutwein den Hinterhalt, der ihm gelegt worden war. Er ging nicht in die Falle. Rechtzeitig bog er von der Straße ab und traf hierdurch auf den vorgeschobenen linken Flügel des Gegners, gegen den sofort die ganze Artillerie entwickelt wurde. Bald räumten die Wilden unter der Wirkung der platzenden Geschosse das Feld. In wilder Flucht eilten sie nach dem südlich gelegenen Berglande zurück, während der Oberst Leutwein mit seinen Truppen weiter gegen den Onganjiraberg vorging, wo er die Hauptstellung des Gegners vermutete. Bald entbrannte denn auch an diesem Berge ein äußerst heftiges Gefecht. Mit immer stärker werdenden Kräften suchten die Hereros in höchst gewandter Weise den linken Flügel der Deutschen einzudrücken und zu umgehen. Doch es war eitles Mühen. Obwohl die Anläufe die Wilden oft auf 10 bis 20 Schritte an unsere Schützen heranführten, ihre Angriffe zerschellten alle an dem ruhigen, sicheren Feuer der auch in den Augenblicken höchster Gefahr kaltblütig und besonnen bleibenden Deutschen.

Als schließlich die Gefahr auf dem linken Flügel wenigstens zunächst beseitigt war, beschloß der Oberst Leutwein, da die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, gegen die Flanke der in die dritte, die Hauptstellung, zurückgegangenen He-

reros auf dem Leutweinberge, der die Wasserstelle beherrschte, vorzugehen.

Der sieggewohnten Truppe des Hauptmanns Franke, der 2. Kompagnie, wurde dieser ehrenvolle Auftrag zuteil.

Nachdem unter unsäglicher Mühe zwei Gebirgsgeschütze auf den bereits erstürmten Onganjiraberg gebracht worden waren und diese den Leutweinberg unter Feuer genommen hatten, nachdem auch der linke Flügel gegen diese Höhe vorgeschoben war und das Feuer eröffnet hatte, ließ der Hauptmann Franke seine Leute aufsitzen und führte sie, ebenso wie bei dem schneidigen Angriffe bei Otjihinamaparero, in gestrecktem Galopp über den Otjosasu-Rivier gegen die linke Flanke der Stellung der Schwarzen vor. „Alles glaubte," so berichtet Hauptmann Franke, „es werde ein Todesritt — über den ungeschützten, 200 m breiten Rivier hinüber." Aber kein Schuß schlug der anstürmenden, kühnen Schar entgegen. Das feindliche Feuer war plötzlich verstummt. Die wirkungsvolle Beschießung der Artillerie, das tapfere Vorgehen des linken Flügels, an dem die gewaltigen Anstürme der Wilden zerschellt waren, und endlich der heranbrausende Sturm der 2. Kompagnie, alles das hatte einen derartigen, erschütternden Eindruck auf die Eingeborenen gemacht, daß sie den Angriff nicht abwarteten. Im Schutze der bereits hereinbrechenden Dunkelheit waren sie zurückgeströmt und in dem buschigen, zerklüfteten Gelände verschwunden.

Auch der am späten Abend nochmals unternommene Angriff starker Banden gegen die linke Flanke hatte keinen Erfolg. Das Gefecht war zu unseren Gunsten in glänzender Weise entschieden.

Auf 3000 Gewehre wurde die Stärke der Hereros in diesem Gefechte geschätzt. Samuel hatte mit seinem ganzen Stamme an dem Kampfe teilgenommen, ebenso Teile der Waterberger- und der Omaruruleute und die Hauptmasse der Otjimbinguer-Hereros.

Sie alle hatten mit außerordentlicher Tapferkeit gefochten und sich die Gunst des Geländes in ganz hervorragender Weise zunutze zu machen gewußt. Ihre zahlreichen, mit anerkennenswertem Mute unternommenen Offensivstöße geben den Beweis, daß jene Wilden den Wert erkannt

hatten, der im Angriffe liegt. „Ihre Führer, darunter einzelne in gestohlenen Offiziersuniformen, waren ihren Leuten zum Teil mit geschwungenem Säbel vorangestürmt, während die Weiber hinter der Front durch wilden Zuruf die Kampfeswut der Krieger anfeuerten."

Infolge der sachgemäßen Verwendung der Artillerie, deren sorgsamer und gründlicher Vorbereitung der Angriffe, waren unsere Verluste nicht allzu hoch. Sie betrugen an Toten zwei Offiziere, Oberleutnant v. Estorff und Leutnant v. Erffa, und zwei Mann, die Gefreiten Krol und Scholl, sowie an Verwundeten Leutnant v. Rosenberg, der sich im Gefecht bei Klein-Barmen als außerordentlich tapferer Soldat erwiesen hatte — er erlag bald seiner erhaltenen schweren Verwundung —, und elf Mann. „Am Fuße des eroberten Hügels fanden die gefallenen Helden an stiller, friedlicher Stätte ihr Grab unter einem blühenden Akazienbaume." —

Lob und Anerkennung aber gebührt unseren braven Soldaten, die den Sieg gegen einen tapferen, an Zahl übermächtigen Gegner davongetragen hatten.

Die Ausnutzung des Sieges, die Verfolgung des in östlicher Richtung zurückgegangenen Feindes war nicht möglich. Es galt zunächst die etwa 20 km nördlich bei Owiumbo stehende starke Macht der Hereros zu vernichten. Ehe das nicht geschehen war, blieb bei einem Vormarsch nach Osten die rückwärtige Verbindung nach Okahandja zu sehr bedroht.

Oberst Leutwein entschloß sich daher, zunächst gegen den neuen Feind vorzugehen. Er hoffte dessen Vernichtung um so leichter herbeiführen zu können, als er auf die Unterstützung der, wie er annahm, etwa 70 km nördlich der Onganjiraberge stehenden Ostabteilung rechnete, die dem Gegner in den Rücken gehen sollte.

Westlich über Otjosasu ausholend, um hier die infolge des Gefechts sehr knapp gewordene Munition zu ergänzen, ging er am 12. April in der Richtung auf Okatumba vor.

Das Gelände, durch welches der Marsch führte, war den Operationen der deutschen Truppen höchst ungünstig, dagegen wie geschaffen für die Kampfesweise der Hereros.

Generalleutnant v. Trotha bei Otjimanangombe bei der Verfolgung in das Sandfeld.

Soldatengräber.

Ununterbrochene Kameldorndickichte erschwerten die Erkundung ungemein und nahmen dem Führer jede Übersicht. Selten war es dem Blicke vergönnt, das Gelände weiter als 50 m zu durchforschen, und für die Artillerie gab es nirgends ein günstiges Schußfeld.

Es war am Morgen des 13. April in der Nähe von Owiumbo, bei einer kurzen zweiten Rast, die notwendig war, um die unter der außergewöhnlichen Hitze schwer leidenden Pferde zu tränken, da wurde die Avantgarde unserer Truppen völlig überraschend angegriffen. Von allen Seiten heftig beschossen, fielen der Oberleutnant Reiß, der bei Onganjira mit seiner Spitze den andringenden Hereros so tapfer standgehalten hatte, und mit ihm drei seiner Leute, während vier andere schwer verwundet wurden. Der sich nun entspinnende Kampf nahm sofort eine sehr ernste Gestalt an, und der Führer der 6. Kompagnie, der Hauptmann v. Bagenski, fand hier seinen Tod durch einen Schuß durch den Kopf. Von allen Seiten kam der Gegner heran und bald waren die deutschen Truppen von den wild heranbringenden Schwarzen überall umzingelt. Immer schwerer wurde der Kampf und immer enger der die Truppen fast völlig umschließende Ring. Die letzten Gewehre mußten eingesetzt werden, keine Reserve mehr war vorhanden, und die Kräfte der Leute begannen in dem länger als zehn Stunden währenden Feuerkampfe zu erlahmen. Die Artillerie hatte sich nahezu verschossen, und auch bei der Infanterie begann die Munition zu Ende zu gehen. Dazu wurden die Leute von quälendem Durste gepeinigt. Von der Ostabteilung aber war immer noch nichts zu sehen und zu hören. Auf ihr Eingreifen war daher am heutigen Tage nicht mehr zu rechnen. Zwar hatte man gegen fünf Uhr in weiter Ferne Kanonendonner zu hören vermeint; aber bald wurde man inne, daß es ein Irrtum gewesen war. Ein im Osten aufsteigendes Gewitter hatte die Täuschung hervorgerufen.

Immer bedenklicher wurde daher die Lage der deutschen Truppen und das um so mehr, als neue feindliche Kräfte die Verbindung nach Otjosasu zu unterbrechen drohten.

Der Abend brach herein und so sah sich der Führer vor einen Entschluß gestellt, der von den schwerwiegendsten Folgen sein mußte. Sollte er ausharren und am nächsten Tage den Kampf fortsetzen, oder sollte er den Rückmarsch im Schutze der Dunkelheit antreten?

Die gemeinsame Operation war mißglückt — wir haben früher gesehen, weshalb —, damit aber war eine der hauptsächlichsten Bedingungen für den Erfolg geschwunden. An einen siegreichen Kampf am folgenden Tage mit seinen ermatteten Truppen gegen die gewaltige Übermacht der fanatisch erregten Wilden glaubte der Führer nicht mehr, und ernste Bedenken für das Schicksal seiner Truppe stiegen in ihm auf, wenn er an die Folgen eines nächtlichen Überfalls seitens der Schwarzen dachte. Jetzt stand ihm noch der geordnete Rückzug frei, wie aber wurde es, wenn seine Leute geschlagen zurückflüchten mußten? Würde auch nur ein Mann entkommen? Andererseits aber verhehlte sich der Führer auch nicht, wie verderblich die Wirkungen werden mußten, die ein Rückzug mit sich brachte. — Eine schwere Verantwortung lastete auf der Seele des Führers und doch galt es, schnell zu einem Entschlusse zu kommen, zu wählen zwischen Standhalten und Rückzug!

Der Oberst Leutwein entschied sich für den Rückzug. Unter dem Schutze der brennenden Lagerfeuer traten die Truppen den Rückmarsch an, nachdem sie in dem heißen Gefechte zwei Offiziere und sieben Mann an Toten verloren hatten. Verwundet waren ein Offizier und elf Mann.

Nach einem leichten Arrieregardengefechte wurde um zehn Uhr abends Okatumba erreicht und, nach einer kurzen Rast hierselbst, um fünf Uhr morgens Otjosasu. In tadelloser Ruhe und Ordnung war der Rückmarsch ausgeführt worden, in ausgezeichneter Haltung der Truppen.

Nicht ohne alle Schuld an dem üblen Ausgange des ganzen Unternehmens war der Gouverneur selbst gewesen, der den Ernst der Lage in der ersten Zeit völlig verkannt und auch in der letzten Zeit noch nicht an die ganze Größe der Gefahr geglaubt hatte. Erst nach dem Gefechte bei Owiumbo gab er sich keiner Täuschung mehr hin und erkannte das Ungenügende der vorhandenen Kräfte.

Die Unterschätzung des Gegners aber ist der größte Fehler, den ein Führer begehen kann. Sie führte hier zu den weiten Umgehungsoperationen, deren glücklicher Ausgang von so vielen Zufälligkeiten, von so manchem Wenn und Aber abhing, daß sie schon von vornherein den Keim des Mißlingens in sich tragen mußten. Höchst bedenklich aber waren die Operationen auch im Hinblick darauf, daß noch starke Hererobanden zu Beginn der Bewegungen südlich standen, also im Rücken der nach Norden vorgesendeten Abteilung. Leicht hätte der starke Gegner die nur durch geringe Kräfte bewachte Verbindung nach Swakopmund unterbrechen und damit das rechtzeitige Eintreffen der so notwendig gebrauchten Verstärkungen verzögern können.

Im Kampfe gegen die Hereros hatte bei allen schwierigen, oft hoffnungslosen Lagen das drohende Bajonett stets Wunder gewirkt. Dem Angriffe mit der blinkenden, die Nerven des Angegriffenen aufs höchste in Spannung versetzenden Waffe hatte der Gegner bisher nie standgehalten; stets hatte er mit wildem Geheul Fersengeld gegeben. In der schwierigen Lage bei Owiumbo aber war von dieser Waffe kein Gebrauch gemacht worden. Das nie versagende Bajonett hatte in diesem Kampfe noch nicht gesprochen, und damit war der feste Wille, zu siegen oder zu sterben, nicht zum Ausdruck gebracht worden. Der Führer gab das Gefecht verloren, ehe es tatsächlich verloren war. Und wenn die amtliche Veröffentlichung besagt, daß nach Aussage von Überläufern die Hereros den Tag von Owiumbo als schwere Niederlage empfunden hätten, so bestätigt das erst recht die Annahme, daß ein Bajonettangriff den Gegner zersprengt haben würde.

Durch das Gefecht bei Owiumbo war ohne allen Zweifel klargelegt worden, daß die bisher in der Kolonie verfügbaren Truppen zur Niederwerfung des Aufstandes nicht ausreichten, trotz der bei allen Gelegenheiten hervortretenden, unvergleichlichen Tapferkeit unserer Soldaten. Es erschien durchaus geboten, ehe ein neuer Vorstoß gegen die etwa 5000 Gewehre zählenden Hereros unternommen wurde, die Verstärkungen abzuwarten.

In der Zeit vom 17. bis zum 28. April trafen diese

ein. Sie bestanden aus 55 Offizieren und Ärzten, 11 Beamten, 1164 Mann, 1200, zum größten Teil zähen, ostpreußischen Bauernpferden, 18 Feldgeschützen C/96 sowie einer Maschinenkanone, und sofort wurde energisch an die Arbeit gegangen, um alle Vorbereitungen zu dem zu erwartenden schweren Kampfe zu treffen. Für die Ausbildung der neu eingetroffenen Truppen war längere Zeit erforderlich, sollten die in den Kämpfen gegen die Eingeborenen durch schwere Opfer erkauften Erfahrungen nutzbar gemacht werden. Zu deutlich war der Unterschied zwischen der kriegerischen Brauchbarkeit der alten und der neuen Truppen in den Gefechten zutage getreten, und recht bezeichnend hierfür ist die einem Führer der Hereros in den Mund gelegte Äußerung: „Die alten Soldaten fürchten wir; die neuen aber nicht, die kommen direkt von Muttern!" — „Die Selbständigkeit des Mannes mußte bei der Schwierigkeit der Gefechts- und Feuerleitung im Busch, sowie des Munitionsersatzes mit allen Mitteln gehoben und hierbei der Wert, der deshalb jeder einzelnen Patrone zukommt, den Leuten eindringlich klar gemacht werden."

Ferner „fehlten den Infanteristen Kenntnisse im Reiten und in der Pferdepflege, während bei den Kavalleristen die Ausbildung im Schießen und Gefechtsdienste nicht den Anforderungen entsprach. Das Fechten im Busche mußte für alle Neueingetroffenen zum Gegenstande gründlichster Übungen gemacht werden, und auch die Artillerie hatte zu lernen, sich mit den besonderen Schwierigkeiten eines Kampfes im Busche abzufinden." Die Notwendigkeit, jedem neu gebildeten Truppenteile alte, mit dem Lande und der Kampfesweise der Hereros vertraute Leute, sowie zuverlässige Führer zu geben, zwang zu zahlreichen Änderungen in den bereits vorhandenen Verbänden.

Unendlich groß war auch die Menge der Arbeiten, die auszuführen waren für die Sicherstellung des Nachschubes und den weiteren Ausbau des Etappen- und Eisenbahnwesens, für die Aufstellung des Etappenfuhrwerks, die Einrichtung von Pferde-, Esel- und Ochsensammelstellen, für die Bekleidungs-, Ausrüstungs-, Munitions- und Lazarett-Reservedepots usw. und die Anspannung aller Kräfte, vor

allem der Angehörigen des Hauptquartiers, war erforderlich, um alle die Maßnahmen in kürzester Zeit zur Ausführung zu bringen, die für die erfolgreiche Tätigkeit der Truppen in jenem unkultivierten Lande eine unabweisliche Vorbedingung waren.

Das tatkräftige Auftreten der Hereros in den letzten Gefechten ließ erkennen, daß auch mit Hilfe der eingetroffenen Verstärkungen der Aufstand nicht unterdrückt werden konnte. Man entschloß sich daher in Berlin, alsbald noch weitere 500 berittene und 500 unberittene Mannschaften, eine Feldbatterie, sowie vier Geschütze C/96 als Ersatz für die 5,7 cm Kanonen zu entsenden, und weitere 150 Berittene mit einer Batterie zum besonderen Schutze der weißen Bevölkerung im südlichen Teile der Kolonie. Eine schon früher angeforderte Maschinengewehr-Abteilung, drei Funkentelegraphenstationen, sowie eine Verstärkung der Eisenbahntruppen war bereits Ende April von Hamburg abgesendet worden.

Während der emsigen Vorbereitungen zum bevorstehenden Kampfe, hatten die Hereros begonnen, ihre hartnäckig behaupteten Stellungen bei Owiumbo zu räumen. Sie waren mit ihren Hauptkräften in nordwestlicher Richtung abgezogen.

Über das, was der Gegner nunmehr zu tun beabsichtigte, ob er in östlicher oder nördlicher Richtung zu entweichen, oder ob er sich sammeln und standhalten wollte, darüber konnte man sich nur Vermutungen hingeben. Jedenfalls aber mußten alle Möglichkeiten in Betracht gezogen und Maßnahmen getroffen werden, damit die Schwarzen sich nicht dem entscheidenden Kampfe entziehen und nicht ungestraft entschlüpfen konnten.

Zu dieser Zeit stand im Norden nur der Oberleutnant Volkmann und der zu ihm gestoßene Oberleutnant v. Zülow mit der neugebildeten 8., der früheren 12., Feldkompagnie mit zwei Geschützen und zwei Maschinengewehren bei Otawi und Grootfontein, im Osten, an der Südgrenze des für größere Massen in dieser Jahreszeit wegen Mangels an Wasser unwegsamen Sandfeldes der Oberleutnant Streitwolf, zu dem der Oberleutnant v. Winkler mit den

vom Typhus verschont gebliebenen Reitern der Ostabteilung geschickt worden war, sowie der Leutnant Eymaël mit wenigen Reitern in Riedfontein (Nord). Es war klar, daß diese geringen Kräfte nicht in der Lage waren, einen Durchbruch der Hereros zu verhüten. Ihre Tätigkeit konnte nur eine aufklärende sein. Wichtig war es daher jetzt, ehe die Hauptoperationen einsetzten, was nicht vor Ende Mai zu erwarten war, durch eine stärkere Truppenmacht enge Fühlung mit dem Feinde zu nehmen, und vor allem zu verhüten, daß er nach Osten, nach dem englischen Gebiete hin, durchbrach.

Demzufolge erhielt der Major v. Estorff den Befehl, mit den augenblicklich verfügbaren Kräften, „dem Feinde unmittelbar zu folgen, um die Fühlung mit ihm aufrecht zu erhalten und ihm nach Möglichkeit die östliche Flanke abzugewinnen". Es standen ihm zur Erfüllung des Auftrages zur Verfügung: die 1., 2., 4. und 6. Feldkompagnie, die 3. Feld- und die 2. Gebirgsbatterie, vier Maschinengewehre, die Bastard- sowie die Funkentelegraphen-Abteilung; alles zusammen 706 Mann, acht Kanonen und vier Maschinengewehre. Die Sicherung der langen Etappenlinie wurde dem Hauptmann Schering mit der 2. Kompagnie des Marineinfanterie-Bataillons übertragen.

Am 4. Mai trat der Major seinen Vormarsch von [illegible] an. Über Owikokorero und Onjatu vormarschierend, sprengte die Abteilung bei Otjomaso eine Hererobande und ging dann bei Okamatangara, etwa 200 km nordwestlich Okahandja und etwa 80 km südöstlich der Waterberge stehend, für die nächste Zeit in ein Lager, da bestimmt [illegible] war, unter allen Umständen das Zusammentreffen mit der Hauptabteilung abzuwarten. Dieselbe stand [illegible] bei Owikokorero zum Vormarsche bereit, als ihr [illegible] daß der Generalleutnant v. Trotha [illegible] über die Truppen betraut worden war. [illegible] auch der Befehl eingegangen, daß bis [illegible] des neuen Kommandeurs und der Ver[illegible] eine entscheidende Operation zu unter[illegible]

Man war nämlich inzwiſchen an maßgebender Stelle zu der feſten und auch wohl richtigen Überzeugung gelangt, daß, um den ſtetig zunehmenden Widerſtand der Hereros endgültig zu brechen, eine weit ſtärkere Truppenmacht erforderlich wäre, als bis jetzt in der Kolonie zur Verfügung ſtand, und daß unter allen Umſtänden vermieden werden müſſe, den Kampf nochmals mit unzulänglichen Mitteln zu beginnen, der die Kraft der Eingeborenen und deren Kampfesmittel nur ſtärken und heben konnte.

Daher wurde außer den bereits in Ausſicht genommenen und zum Teil ſchon unterwegs ſich befindenden Verſtärkungen noch ein neugebildetes, geſchloſſenes Feldregimint zu drei Bataillonen, jedes Bataillon zu drei Kompagnien, ſowie zwei vollſtändig kriegsfertige Batterien nach der Kolonie entſandt.

Auch dieſe Verſtärkung konnte ohne Mühe aus ſich freiwillig meldenden, gedienten Mannſchaften der Landarmee gebildet werden; denn nach wie vor war der freiwillige Zudrang zu den Kolonialtruppen ein erfreulich großer. Andererſeits aber traten bei der Aufſtellung und Bildung der Verſtärkungstruppe immer mehr alle die Mißſtände hervor, die den in der Eile geſchaffenen Neuformationen anhaften und deren kriegeriſchen Wert anfangs in höchſt bedenklicher Weiſe herabdrücken müſſen. Die Truppen kamen auch diesmal, da keine Zeit vorhanden war, die aus allen Truppenteilen herangezogenen Mannſchaften zuſammenzuſchweißen, in unfertigem Zuſtande an den kriegsgewohnten, geriſſenen und verſchlagenen Feind heran und mußten, wie nicht anders zu erwarten war, bei dem erſten Zuſammentreffen mit den Eingeborenen teures Lehrgeld zahlen. Es trat wieder klar zutage, und die eingetretenen Mißſtände lehrten es mit blutigem Ernſte, daß wir dringend einer Kolonialtruppe bedürfen. Der Generalſtab ſagt hierüber: „Das Fehlen dauernd vorhandener, für überſeeiſche Zwecke ſtets verwendbarer Truppen, einer Art Kolonialarmee, wurde in dieſer Zeit von allen Seiten beſonders unangenehm empfunden und die zutage tretenden Mißſtände lehrten, daß das Reich eine Kolonialtruppe in der Heimat dringend nötig hat, um den Anforderungen über-

[illegible] Machtentfaltung genügen zu können. Es bedurfte [illegible] Tätigkeit aller beteiligten Stellen in [illegible] Heimat, um bei der Kürze der verfügbaren Zeit der [illegible] Schwierigkeiten Herr zu werden, und nur [illegible] der [illegible] Arbeit wurde es möglich, bereits [illegible] Mai mit der Verschiffung der neuen Verstärkungen [illegible]

[illegible] daß die großen Opfer, die dieser [illegible] nicht umsonst gebracht worden, die [illegible] gewesen sind und daß wir end- [illegible] einer Kolonialarmee ernste Schritte tun. [illegible] eine solche ist in unserem Volke vor- [illegible] in einem anderen. Das lehren uns [illegible] unseren Kolonien. —

[illegible] angeforderten Verstärkungen trafen in der [illegible] bis 10. Juli in dem Schutzgebiete ein [illegible] der neue Kommandeur, der General- [illegible] Derselbe hatte sich bereits früher als [illegible] Schutztruppe in Ostafrika während des [illegible] Aufstandes bewährt und auch als Bri- [illegible] während der Wirren in China, so daß [illegible] Führer volles Vertrauen entgegen- [illegible] auch tat.

[illegible] Trotha gewann bald auf Grund [illegible] Meldungen die sichere Über- [illegible] der Hereros, etwa 6000 Gewehre [illegible] am Omuramba-u-Omatako [illegible] südwest-nördöstlicher Richtung, [illegible] Höhenzuge der Omborokoberge- [illegible] und vielfach durch vorzüg- [illegible] Herden fanden hier reichlich [illegible] mit großer Wahrschein- [illegible] diese Gegend nur [illegible] Angriff auf sie erfolgte. [illegible] Gegend aber mußte [illegible] hinausschieben, wenn nicht [illegible]

[illegible] nichts zu unter- [illegible] aufstören konnte,

dagegen aber alles auf das gründlichste vorzubereiten, um ihnen bei einem demnächstigen gemeinsamen Angriffe den Abzug zu verlegen und ihnen die wasserreichen Geländestrecken zu sperren. Erst nach dem Eintreffen aller Verstärkungen war dann der gleichzeitige Angriff auf den Gegner anzusetzen, der die endgültige Entscheidung herbeiführen sollte. Nur wenn ohne Zweifel der Abzug des Gegners erkannt wurde, so verfügte der General, durfte zugefaßt werden. Im übrigen sollte die Aufklärung gegen den Feind fortgesetzt und die Zwischenzeit zu gründlicher Ausbildung verwendet werden.

In Anbetracht der örtlichen Verhältnisse mußte mit allen Mitteln dahin getrachtet werden, zu verhüten, daß der Gegner, falls ihm ein Durchbruch gelingen sollte, in nördlicher und nordwestlicher Richtung, in das Owamboland oder das Kaukau-Veld entkam, denn dorthin war eine Verfolgung ohne Bahn ausgeschlossen. Weniger bedenklich dagegen war ein Entkommen desselben in östlicher Richtung, weil sich hier die wasserarme Omaheke ausbreitete, in der er seinem Untergange entgegengehen mußte. Ein Ausweichen nach Westen aber war durch den steil aus der Ebene aufsteigenden und nur auf einigen Fußpfaden zu überschreitenden Waterberge fast zur Unmöglichkeit gemacht, denn hierbei hätten sich die Hereros von ihren Herden trennen müssen. Diese aber verlassen sie nur in der äußersten Not, da sie ihre einzige Habe, ihr Reichtum sind.

Als vorbereitende Bewegungen für die späteren, nach dem Eintreffen des 2. Feldregiments auszuführenden Operationen ordnete der General folgendes an:

Die Abteilung v. Estorff, aus der 1., 2. und 4. Kompagnie, der 3. Feldbatterie, der Maschinengewehr- und Bastardabteilung bestehend, marschiert von Okosonduju nördlich nach dem Omuramba-u-Omatako;

der Major v. der Heyde nimmt mit der 5., 6. und 7. Kompagnie, der 2. (Gebirgs-) und 4. Batterie bei Okosonduju Aufstellung;

die Hauptabteilung, aus der 9., 10. und 11. Kompagnie, der 5. und 6. Batterie, der 2. Maschinengewehr- und der

Witboiabteilung bestehend, geht über Otjiri nördlicher Richtung vor;

die Abteilung Franke mit der 8. Kompagnie bleibt in Omaruru, die Abteilung Volkmann nördlich des Waterberges, die Abteilung Winkler in Gobabis;

das 2. Feldregiment geht nach seinem Eintreffen über Omaruru vor, um den Gegner im Westen und Norden zu umstellen. (Die in der Umbewaffnung mit dem Feldgeschütz C/96 begriffene 1. Feldbatterie fand zunächst bei der rückwärtigen Verbindung Verwendung.)

Bei der geringen Stärke der Truppen — es kamen höchstens 1500 Gewehre in Betracht — und der großen Ausdehnung der Stellung, die die Hereros innehatten, konnte natürlich von einer völligen Einkreisung nicht die Rede sein. Das war auch gar nicht die Absicht des Generals. Das Oberkommando gedachte nur eine gleichzeitige Reihe von Einzelgefechten herbeizuführen, durch welche die angetroffenen, wahrscheinlich weit zerstreut stehenden Kräfte des Gegners von dem Feuer einer Abteilung in das der anderen getrieben und aufgerieben werden sollten. Der beabsichtigte konzentrische Vormarsch der deutschen Abteilungen gegen den Waterberg hin mußte sodann naturgemäß zur Vereinigung der Kräfte führen und damit wahrscheinlich zur völligen Vernichtung des Gegners, wenn er sich hier zusammenballen sollte.

Da das Herankommen der letzten Staffel des 2. Feldregiments vor Anfang August nicht zu erwarten war, so mußte der Feind während dieser Zeit auf das schärfste durch Patrouillen beobachtet werden. Diese schwierigen Aufgabe haben sich unsere Offiziere in höchst anerkennenswerter Gewandtheit entledigt. Ihre Leistungen wurden vom Oberkommando als ganz vortreffliche bezeichnet und ihnen ist es nicht zum geringsten zu danken, daß der Plan des Generals zur Durchführung kommen konnte.

In seinem Berichte sagt der Chef des Stabes über diese Leistungen: „Trotz aller der unsagbaren Schwierigkeiten, trotz der Wegelosigkeit und Unübersichtlichkeit des Geländes sind glänzende Taten der Aufklärung geleistet worden. Gern

erkennen wir an, daß uns dabei die natürlichen Fähigkeiten der Eingeborenen von Nutzen gewesen sind; ihre Übung im Sehen, im Spurenlesen, im Auffinden von Wasser, im Zurechtfinden ist von unseren Soldaten nicht erreicht; eigentliche Leistungen in der Aufklärung wurden aber mit Hilfe der Eingeborenen nur von deutschen Soldaten unter der Führung von Offizieren erzielt, und namentlich auf diesem Gebiete zeigte sich die Tüchtigkeit unserer deutschen Leutnants in glänzendem Lichte. Tagelang am Feinde, gerade mit der allernotwendigsten Kost versehen, ohne Rast und Schlaf; immer in der höchsten Gefahr, nur das Ziel im Auge, keine Ermüdung kennend, so erkundeten unsere vortrefflichen Offizierspatrouillen. Und dies war ihnen nicht etwa ein beschwerlicher Dienst, nein, es war ein förmliches Drängen danach, mit einem Erkundungsauftrage betraut zu werden. Wenn die Patrouillen dann wieder ins Lager einritten, abgemagert, mit entzündeten Augen, Hut und Kleider zerfetzt, dann erregten sie den Neid der Zurückgelassenen und den Wunsch, es ihnen gleich zu tun. Aber wehe denen, die in des Feindes Hand fielen; die Grausamkeit der Hereros im Hinschlachten wehrlos gewordener Verwundeter kennt keine Grenzen."

Besondere Anerkennung verdient der mehrtägige am 17. Juli angetretene Patrouillenritt des Oberleutnants v. Salzmann und des später am Waterberge gefallenen Leutnants Grafen Arnim in die Gegend westlich des Waterberges, um zu erkunden, ob die Hereros im Begriff wären, etwa in westlicher Richtung abzuziehen, wie eine Meldung gesagt hatte. Es gelang den kühnen Reitern, „bis ins Herz der feindlichen Stellung vorzudringen und festzustellen, daß die Hereros noch nicht im Abmarsch waren". — „Sorgt Euch nicht um mich," so schreibt Graf Arnim in seinem Kriegstagebuche, „mir geht es ganz herrlich gut! Entbehrungen? Mein Gott, natürlich muß man vieles entbehren, natürlich heißt es oft: ach, hätten wir dieses und jenes! Aber daß mir und meinen Kameraden Entbehrungen das Leben verbittern könnten, davon kann natürlich nicht die Rede sein! Strapazen? Sie werden überreichlich aufgewogen durch all das Schöne, das man erlebt, all die

unvergeßlichen Augenblicke, die z. B. ein Patrouillenritt, wie mein letzter, bietet. Sobald man wieder ins Lager kommt und ein Wort der Anerkennung hört, ist alles Unangenehme vergessen."

Aber nicht alle Patrouillenritte verliefen glücklich. So wurde der Leutnant Frhr. v. Bodenhausen mit 10 Mann, der von der Abteilung Fiedler zur Erkundung des Weststrandes der Waterberge vorgesendet worden war, auf dem Rückmarsche am 6. August plötzlich von 300 Hereros angegriffen und die ganze Patrouille, bis auf zwei Mann, die schwer verwundet sich retten konnten, niedergemacht. In bestialischer Weise hatten die Wilden die entkleideten Toten verstümmelt. Einzelnen Leichen waren, als man sie später fand, die Augen ausgestochen, der Schädel zertrümmert, der Hals bis auf den Wirbel durchschnitten, die Hände abgehackt, der Leib aufgeschlitzt und einem Manne, wie nachträglich von einem Arzte festgestellt wurde, von den Unmenschen bei lebendigem Leibe das Genick umgedreht worden! —

Inzwischen hatte Mitte Juli der zuerst marschbereite Teil des eingetroffenen 2. Feldregiments mit der 7. Batterie den Vormarsch über Omaruru gegen Omusema-Narei angetreten, ferner die aus der 8. Kompagnie des 1. Feldregiments, der 1. Kompagnie des 2. Feldregiments und der halben 1. Batterie bestehende Abteilung v. Fiedler gegen die zwischen dem großen und kleinen Waterberge nach Outjo führende Straße und der Oberleutnant Graf Brockdorff mit der 3. Marineinfanterie-Kompagnie den über Naidaus hinziehenden Weg gesperrt. Auch die anderen Abteilungen waren weiter vorgerückt, und so war der die Hereros einschließende Ring immer enger geworden, ohne daß es, wie es auch in der Absicht lag, zu größeren Kämpfen gekommen wäre. Es wurde jetzt als ganz sicher festgestellt, daß der Gegner eng vereint in dem Gelände zwischen Station Waterberg, Omuweroumue, etwa 20 km südwestlich, und Hamakari, 25 km südlich Station Waterberg, stehe, den Rücken angelegt an den Waterberg, dessen Südrand steil und unvermittelt, wie eine unersteigbare Sandmauer aus der Ebene sich erhebt. Das ganze Gelände war mit dichtem

Dornbusch bewachsen und an den bedrohten Seiten hatten die Eingeborenen Viehposten, gewissermaßen als Vorposten, vorgeschoben.

Ungemein schwierig hatte sich der Vormarsch der Abteilung v. Estorff bei Überwindung der Durststrecke Okosonduſu-Omuramba gestaltet. Er verdient der besonderen Erwähnung: Der Weg führte durch dichten Busch und über schweren Sand, dessen Decke zwar die Pferde trug, aber nicht die Geschütze und Fahrzeuge. Diese sanken tief in den sandigen Boden ein und bereiteten dadurch dem Vormarsch recht erhebliche Schwierigkeiten. Ein undurchdringlicher Staub lagerte in den dichten Gebüschen auf der dem Verdursten nahen Kolonne, ohne daß ein Windhauch Linderung gebracht hätte. „Niemand hatte bisher einen solchen Staub erlebt!" Die Wasservorräte gingen zu Ende, doch alle ausgesendeten Patrouillen, die nach Wasser gesucht hatten, kehrten unverrichteter Sache zurück. Schon seit zwei Tagen hatten die Ochsen nichts zu saufen gehabt und unglaublich litten die Truppen unter dem Durste und der unerträglichen Hitze. Mit 500 Mann, sowie mit 700 Pferden und Eseln mitten in der Wildnis, dem Verdursten nahe! Schwer lastete auf dem Führer die ungeheure Verantwortung. Aber ein Zurück gab es jetzt nicht mehr; nur im weiteren Vormarsche lag die Rettung! Ein aufgegriffener Herero gab endlich kund, daß eine Wasserstelle in einigen Stunden zu erreichen sei. Ihm wurde die Führung der Kolonne anvertraut. Um schneller vorwärts zu kommen, wurde die Munition von den Fahrzeugen heruntergeworfen und vergraben, die Geschütze selbst aber konnten bei der gefahrdrohenden Nähe der Wilden nicht zurückgelassen werden. So ging es denn mit frischem Mute vorwärts. Da, endlich gegen Mitternacht, wurde die Wasserstelle erreicht und obwohl das Wasser völlig schlammig und milchweiß war, gewährte es doch in der Not eine unsagbare Erquickung für Mensch und Tier. Am anderen Tage wurde dann die heißersehnte Wasserstelle Karupuka, mit schönem klaren Wasser in reichlicher Menge, erreicht. Die Kolonne war gerettet! — Zur Belohnung durfte der rettende Herero so viel Reis essen und Kaffee

trinken, als er wollte; auch wurde ihm eine Kuh versprochen, sobald der Feldzug beendet sei! —

Schon am 4. August hatte der General die näheren Weisungen für den bevorstehenden Angriff auf die Hereros an die Abteilungen gegeben und etwa folgendes bestimmt:

Der Angriff erfolgt gleichzeitig mit allen Abteilungen auf den Gegner, der mit seinen vorgeschobenen Postierungen in der Linie steht: Westrand des Sandsteinplateaus, nordwestlich Omuweroumue, längs des Hamakari-Riviers von Omuweroumue bis Hamakari, und weiter bis Station Waterberg. Der Tag des Angriffs selbst wird noch bestimmt. Am Nachmittage des Tages vor dem Angriffe haben alle Abteilungen bis auf einen kurzen Marsch an die feindliche Stellung heranzurücken und Verbindung untereinander herzustellen, ohne den Feind zu beunruhigen; am Tage des Angriffs selbst aber noch so weit vorzugehen, daß um sechs Uhr früh der Angriff beginnen kann. Als Ziele des Vorgehens werden bestimmt der Abteilung v. Estorff: die Station Waterberg, der Abteilung v. der Heyde: Hamakari, nördlich des Streitwolffschen Weges, der Abteilung Mueller: Hamakari, südlich desselben, der Abteilung Deimling, welcher die Truppen des Hauptmanns v. Fiedler unterstellt werden, der Talengpaß bei Omuweroumue und sodann, wenn die Umstände es irgend gestatten, Hamakari. Die Abteilung Volkmann hat an diesem Tage die Straßen von Waterberg und Omuweroumue und Otjenga zu sperren.

Außerdem waren noch in sehr eingehender Weise Anordnungen für Mitführung von Verpflegung und Wasser, von Munition und Sanitätsausrüstung usw. getroffen worden und aller der Punkte gedacht, deren Beachtung der zu erwartende schwere Kampf dringend erforderte.

Nachdem die Abteilung v. Deimling bei Okateitei aufgeschlossen war, erging folgender Befehl zum Angriff:

„Das Vorrücken aller Abteilungen an die feindliche Stellung erfolgt am 10. August nachmittags, der allgemeine Angriff am 11. August sechs Uhr morgens. v. Trotha."

Am Morgen des 11. August standen die deutschen Truppen in nachfolgender Truppeneinteilung:

Gruppenaufstellung für die Gefechte am Waterberg, 11. August 1904.

Kommandeur: Generalleutnant v. Trotha.
Chef des Generalstabes: Oberstleutnant Chales de Beaulieu.
Generalstab: Major Quade, Hauptleute Salzer, Bayer.
Adjutantur: Hauptmann v. Lettow-Vorbeck, Oberleutnant v. Bosse.
Ev. Feldgeistlicher: Div.-Pf. Schmidt.
Kath. Feldgeistlicher: Div.-Pf. Weyer.

Abteil. Volkmann	Abteil. v. Fiedler	Abteil. Deimling	Abteil. Mueller	Abteil. v. der Heyde	Abteil. v. Estorff
		Maj. Meister — Maj. v. Wahlen	Maj. v. Mählenfels		
		II./2. — I./2.	III./1.	II./1.	I./1.
3./1.	1./2. 8./1.	6. 4. 3. 2.	11. 10. 9.	7. 6. 5.	4. 2. 1.
v. Zülow	Klein, Frhr. v. Welck	Frhr. v. Humbracht, Richard, v. Hornhardt, Manger	Gansser, Wilhelmi, v. Klitzing	Brentano, Frhr. v. Wangenheim, Puder	Epp, Ritter, Gr. Solms
			Maj. Frhr. v. Reitzenstein	Maj. Osterhaus	
v. Madai	1/2 1. v. Winterfeld	7. Remmert — 1/2 1. v. Oertzen	6. Rembe — 5. Stahl	4. v. Müller — 2. v. Hirschberg (Gebirgs-Batterie)	3. Bauszus
Wossidlo		Bethanier	Dürr		Graf Saurma
			Funkenstation	Funkenstation	Funkenstation
			Witbois, Müller v. Berneck		Bastards, Böttlin
Etwa 4 Offiziere, 200 Gewehre, 2 Geschütze, 2 Maschinengewehre	Etwa 4 Offiziere, 180 Gewehre, 2 Geschütze	Etwa 20 Offiziere, 478 Gewehre, 6 Geschütze	Etwa 20 Offiziere, 219 Gewehre, 8 Geschütze, 6 Maschinengewehre	22 Offiziere, 164 Gewehre, 8 Geschütze	26 Offiziere, 247 Gewehre, 4 Geschütze, 4 Maschinengewehre.

Abteilung v. Estorff bei Okomiparum, die 1. Feldkompagnie gegen Okunjokona vorgeschoben;
Abteilung v. der Heyde 15 km nordöstlich Hamakari;
Abteilung Mueller bei Ombuatjipiro;
Abteilung Deimling bei Okateitei;
Abteilung v. Fiedler an dem Ofondjacheberge;
Abteilung Volkmann bei Otjenga;
das Hauptquartier in Ombuatjipiro.

Noch am 10. August abends war es dem Leutnant Auer mit Hilfe des Leutnants Frhr. v. Reibnitz und 40 Mann gelungen, eine Signalstation auf dem Waterberge zu errichten und trotz wiederholter heftiger Angriffe der Hereros, wobei der Leutnant von Reibnitz verwundet wurde, während des Gefechts fast dauernd in Betrieb zu halten. Es glückte dem Offizier, der das ganze Gelände der Hereros überblicken konnte, von hier aus die Verbindung mit dem Hauptquartiere und allen Abteilungen aufzunehmen und zahlreiche Befehle und Meldungen während des schweren Gefechtstages und der folgenden Nacht den betreffenden Stellen zu übermitteln, ein Umstand, der dem Oberkommando die Leitung der getrennten Abteilungen überhaupt erst möglich machte.

Für das umsichtige, tapfere und unerschrockene Verhalten in der höchst gefährlichen Lage verdient der Leutnant v. Auer die größte Anerkennung.

Den Befehlen des Generals gemäß gingen die Abteilungen, nachdem sie am Abend des 10. August bis dicht an den Gegner herangegangen waren, am 11. August in den ihnen bezeichneten Richtungen zum Angriff vor und bald entwickelten sich bei allen Teilen äußerst heftige Kämpfe. Um sicher zu sein, daß seine Anordnungen und Befehle vom 4. August für den Angriff genau verstanden worden seien, hatte sich der General, obwohl die Befehle richtig zurückgemeldet waren, doch noch Skizzen der einzuschlagenden Vormarschwege einreichen lassen. Aus ihnen ergab sich die vollste Übereinstimmung mit den Befehlen des Oberkommandos. Da nun auch noch durch die Signalstation auf dem Waterberge die Verbindung desselben mit den Unterführern hergestellt war, so konnte der General

Hauptmann v. Kliefoth.

Hauptmann v. Koppy.

Oberleutnant Graf Stillfried.

Oberleutnant Volkmann.

der Entwickelung des Kampfes mit voller Ruhe entgegensehen.

Und in der Tat, die Anordnungen des Oberkommandos waren auf das genaueste befolgt worden; denn während die Abteilung Mueller, bei der das Hauptquartier sich befand, gegen sechs Uhr den Hamakari-Rivier erreichte, an dem der Gegner am Tage vorher noch gestanden hatte, und sich zum Gefecht entwickelte, eröffnete die Artillerie der Abteilung Deimling genau um sechs Uhr, auf etwa 2 km, das Feuer auf die Werften der Hereros westlich des dortigen Passes, begann kurz vor sechs Uhr der Major v. der Heyde den Kampf, und trat auch die Abteilung v. Estorff ins Feuer.

Damit aber waren die wesentlichen Vorbedingungen für den vollen Erfolg des Tages gegeben. Leider aber traten während der Kämpfe ungünstige Verhältnisse ein, die den Erfolg in hohem Maße beeinträchtigten. Es gelang nämlich nicht, in dem dichten und unübersichtlichen Buschgelände dauernd eine hinreichende Verbindung der Abteilungen mit dem Oberkommando und untereinander herzustellen, und das war der Anlaß, daß einige Abteilungen in sehr schwierige Lagen kamen, aus der sie nur die unvergleichliche Hingabe und Tapferkeit der braven Kämpfer befreite. Unverwelkliche Lorbeeren haben die Truppen an diesem Tage um ihre Fahnen gewunden. —

Auf ihrem weiteren Vormarsche den Rivier abwärts, stieß die Abteilung Mueller, deren Führung, infolge Sturzes des bisherigen Kommandeurs, der Major v. Mühlenfels übernommen hatte, an der Wasserstelle Hamakari auf den sehr überlegenen Gegner. Auf kaum 300 m Entfernung wurde die Avantgarde plötzlich von dem in den Kraalen und Wasserlöchern sitzenden Gegner mit einem äußerst heftigen Feuer überschüttet. Schnell und sicher aber entwickelten sich die 10. und 11. Kompagnie zur Gefechtslinie, aus der dann nach kurzem Kampfe, bei dem die Maschinengewehre ein sehr ernstes und wirksames Wort mitsprachen, die 11. Kompagnie zum Sturme vorbrach. Ein fürchterliches Feuer aber prasselte den Stürmenden entgegen, und ehe die unaufhaltsam mit aufgepflanztem Seiten-

gewehr vordringenden Leute noch die feindliche Stellung erreicht hatten, waren der Hauptmann Ganſſer und der Leutnant Leplow gefallen.

Aber obwohl auch der letzte Offizier der Kompagnie, der Oberleutnant Streccius, ſchwer verwundet zuſammengebrochen und die Truppe nunmehr ohne Führer war, nahm ſie doch in ſchnellem, letztem Anlaufe die Waſſerlöcher, den laut heulend zurückweichenden Gegner noch bis in den Buſch verfolgend. Bald jedoch kehrte dieſer mit ſtarken Kräften zurück. Mit wildem Ungeſtüm warf er ſich auf den linken Flügel, der führerlos, zurückzuweichen begann. Schnell entſchloſſen eilte der jugendliche Unteroffizier Bötzel, der die Führung der Kompagnie übernommen hatte, da alle älteren Unteroffiziere gefechtsunfähig waren, nach der bedrohten Seite und riß die Leute nach vorwärts in die verlaſſene Stellung mit ſich fort. Dank der vorzüglichen Wirkung der Maſchinengewehre und der auf einer Anhöhe hinter der Schützenlinie aufgefahrenen Artillerie gelang es jetzt, den Gegner am weiteren Vordringen zu verhindern. Doch nur kurze Zeit währte deſſen Halten, dann drangen die Wilden mit vermehrtem Ungeſtüm auf die Abteilung von allen Seiten ein, ſo daß nun auch die letzten Leute eingeſetzt werden mußten. Auch die Stabswache, die Schreiber, Ordonnanzen, Burſchen und Fahrer ſtürzten in die Feuerlinie, und ſelbſt der General v. Trotha mit den ſämtlichen Offizieren des Stabes ergriffen die Gewehre, um zu helfen, den umfaſſenden Angriff zurückzuweiſen. Von allen Seiten war die tapfere Truppe jetzt eingeſchloſſen, und ringsum tobte der Kampf, ſo daß die Artillerie gezwungen war, im Feuer kehrt zu machen. Doch alle Bemühungen der Wilden, das kleine Häuflein zu überwältigen, ſcheiterten an der Ruhe, der Beſonnenheit und der zähen Ausdauer der Deutſchen, und der mit großer Tapferkeit unternommene Angriff der Eingeborenen wurde glücklich abgewieſen.

Um dieſe Zeit, gegen zwei Uhr, trafen, nachdem es dem Leutnant Auer v. Herrenkirchen gelungen war, den Sturm der Eingeborenen auf die Signalſtation abzuſchlagen, endlich die Meldungen ein, daß die Abteilung v. Eſtorff den Gegner ge-

worfen habe und ihn auf Station Waterberg verfolge, daß die Abteilung Deimling in den Besitz des Passes bei Omuweroumue gekommen sei und daß der Major v. der Heyde etwa 15 km nördlich stehe und keinen Widerstand mehr gefunden habe. Aus all diesen Meldungen schloß der General, daß nur ihm gegenüber der Feind mit stärkeren Kräften stehe, sonst aber überall in der Richtung auf den Waterberg zurückgewichen sei. Daher beschloß er, das Herankommen der Abteilungen v. der Heyde und Deimling bei Hamakari abzuwarten, um sodann am nächsten Morgen mit vereinten Kräften gegen den Gegner am Waterberge vorzugehen. Damit derselbe dort aber nicht vorzeitig aufgestöbert werde, befahl er der Abteilung v. Estorff, von einer weiteren Vorfolgung Abstand zu nehmen. — Dieser Befehl wurde außer dem Major v. Estorff auch den anderen Abteilungen zugeblitzt.

Es wurde aber vier Uhr, ohne daß der General eine weitere Meldung von den Abteilungen erhalten hätte, und so entschloß er sich denn, da nunmehr auf ein Zusammenwirken mit denselben vor Einbruch der Dunkelheit mit Sicherheit nicht mehr zu rechnen war, die Wasserlöcher vollends zu nehmen. Der Gegner wurde mit gewaltigem Schnellfeuer überschüttet und sodann die Wasserstelle im ersten Anlaufe genommen. Aber so leichten Kaufs wollten die Hereros das kostbare Wasser nicht aufgeben und mit verzweifelter Entschlossenheit stürzten sie von neuem hervor, um die Deutschen von den Löchern wieder zurückzutreiben. Doch alle ihre Bemühungen waren vergeblich, der Angriff zerschellte und die Wasserstelle blieb in deutschem Besitze, wenngleich bei Einbruch der Dunkelheit die Hereros mit anerkennenswerter Kühnheit von neuem einen Angriff versuchten. Eng schlossen sich nun die deutschen Truppen an den Wasserlöchern zusammen und mit Gewehr im Arm verbrachten sie hinter den schnell aufgeworfenen Verschanzungen die Nacht.

Zwei Offiziere und zehn Mann waren in dem elfstündigen Kampfe gefallen und drei Offiziere und dreißig Mann verwundet worden.

Um sechs Uhr war eine eingehende Meldung des Majors v. Estorff über das von ihm glücklich geführte Gefecht eingelaufen, von den anderen Abteilungen aber fehlte noch, unerklärlicherweise, jede Nachricht. Erst um sieben Uhr traf vom Hauptmann Salzer, der zu der Abteilung v. der Heyde geschickt worden war, folgende Meldung ein: „Traf Abteilung Heyde in ungünstiger Gefechtslage nordöstlich Hamakari; Artillerie ist mangels Munition aus dem Buschgelände auf die Fläche zurückgegangen. Ebenda Funkenstation. Heyde will versuchen, mit verfügbarer Infanterie noch heute abend zur Abteilung Mueller durchzustoßen."

In quälender Ungewißheit rannen die Stunden dahin und schwere Sorge um das Schicksal der Abteilungen bedrückten den General, die noch dadurch vermehrt wurde, als gegen zwölf Uhr die neue Meldung von dem Major v. der Heyde eintraf: „Auf Marsch nach Hamakari in dichtem Busche angegriffen, bin bei Einbruch der Dunkelheit zurückgegangen."

Um zwei Uhr nachts gelangte endlich auch von der Abteilung Deimling die Nachricht an das Oberkommando, daß der Oberst die Station Waterberg genommen habe und am nächsten Morgen auf Hamakari marschieren werde.

Durch diese Meldungen war die Lage nunmehr im wesentlichen geklärt; eine Gefahr für die Abteilung v. Mühlenfels bestand nicht mehr. Nur über das Schicksal der Abteilung v. der Heyde war man im Ungewissen.

Um sechs Uhr morgens begann bei der Abteilung v. Mühlenfels das Gefecht von neuem, doch ließ das Feuer merklich nach, und als von der Station Waterberg geblitzt wurde, daß mächtige Staubwolken sich nach Süden und Südosten bewegten, da wurde es dem General klar, daß die Hereros nach dieser Richtung hin abzuziehen im Begriff waren. Er beschloß, sobald als möglich zur Verfolgung überzugehen, vorher jedoch die Ankunft der Kolonne Deimling abzuwarten. Die Spitze derselben traf gegen zehn Uhr bei Hamakari ein.

Diese Abteilung hatte, wie bereits erwähnt, am 11. August, sechs Uhr vormittags, das Gefecht eröffnet, in-

dem die Artillerie aus günstiger Stellung die am Passe liegenden Werften beschossen hatte. Ihre Wirkung war so gut, daß schon nach kurzer Zeit der Abzug der Eingeborenen sowohl in südöstlicher Richtung auf Hamakari hin zu bemerken war, als auch in östlicher auf Station Waterberg zu. Nach kurzem Gefechte wurde denn auch die Wasserstelle Omuweroumue gegen acht Uhr genommen, ohne daß hier der Gegner den Versuch gemacht hätte, sich ihrer wieder zu bemächtigen. — Dem erhaltenen Befehle gemäß stieß bald darauf der Hauptmann v. Fiedler mit seinen Truppen zur Abteilung.

Als nach Erledigung des ersten Auftrages, der Gewinnung des Passes, der Oberst Deimling in Erfüllung seiner weiteren Aufgabe in südöstlicher Richtung auf Hamakari zu im Weitermarsche begriffen war, wurden gegen zwölf Uhr dichte, große Staubwolken in der Gegend der Station Waterberg bemerkt. In der Annahme, daß dort starke Kräfte des Gegners zu finden seien, war der Oberst nunmehr aus eigenem Entschlusse in der Richtung auf diesen Ort abgebogen. Kleinere Banden Wilder widerstandslos vor sich hertreibend, war die Station Waterberg erreicht und nach kurzem Kampfe genommen worden. In wilder Flucht waren die Eingeborenen in östlicher und südöstlicher Richtung davongeeilt.

Es war fünf Uhr geworden, und wohl oder übel mußte sich jetzt der Oberst Deimling in Anbetracht der gewaltigen Anstrengungen, welche die Truppen erduldet hatten, dazu entschließen, hier zu verbleiben und nicht mehr nach Hamakari zu marschieren. Er hatte mit um so leichterem Herzen diesen schwerwiegenden Entschluß gefaßt, als er von der Signalstation die in diesem Augenblicke noch nicht zutreffende Nachricht erhalten hatte, daß die Abteilung v. Mühlenfels die Wasserstelle Hamakari genommen habe. Zugleich erhielt er aber auch hier erst den Befehl des Oberkommandos, daß die Station Waterberg erst am 12. August mit vereinten Kräften angegriffen werden sollte.

Der allgemeine Angriff auf das Hererovolk, der bezweckte, dieses gegen die steilen Hänge des Waterberges zu drücken und damit vielleicht zu vernichten, war mißglückt.

Am frühen Morgen des 12. Auguſt wurde der Vormarſch der Abteilung auf Hamakari angetreten. —

Die Abteilung v. Eſtorff hatte den Befehl, nicht mehr gegen Station Waterberg vorzuſtoßen, rechtzeitig erhalten, gerade als ſie im Begriff geweſen war, dagegen vorzugehen. Sie hatte nach ſchwerem, aber ſehr glücklichem Gefechte den Gegner durch die Umfaſſung des linken Flügels über den Otjoſongombebach zurückgeworfen und alle mit äußerſter Hartnäckigkeit geführten Angriffe desſelben zurückgewieſen. Der Erfolg war hier ein vollſtändiger geweſen und die Widerſtandskraft der Hereros vollſtändig gebrochen worden. Trotzdem waren die Verluſte, dank der guten Wirkung der Artillerie und der Maſchinengewehre, nicht erheblich. Nur der Leutnant Seebeck hatte den Tod gefunden; doch waren ferner ein Offizier und ſieben Reiter verwundet worden.

Heldenhaft hatte auch hier die Truppe gekämpft und alle leicht Verwundeten, der Schmerzen nicht achtend, bis zum Ende des Gefechts die Front nicht verlaſſen.

Aus dieſen Schilderungen läßt ſich ſchon erkennen, welch ſchweren Stand die Truppe des Majors v. der Heyde haben mußte, die, ebenſo wie die Abteilung v. Mühlenfels, von der Hauptmaſſe des zurückflutenden Hererovolkes getroffen wurde.

Die Führung der Abteilung v. der Heyde durch das ſchwierige Gelände war dem Oberleutnant v. Leckow übertragen worden, der als beſonders gewandter Patrouillenführer galt und der durch ſeine kurze Zeit vorher unternommenen Erkundungsritte mit der Gegend wohl vertraut geworden ſein mußte. Recht ſchwierig geſtaltete ſich der Vormarſch in dem faſt undurchdringlichen und unüberſichtlichen Dornbuſchgelände in der Nacht, um an den Gegner heranzukommen, und hierbei wollte es das Geſchick, daß die Abteilung ſich verirrte. Nach einer kurzen Raſt inmitten des Dornbuſches war ſie um drei Uhr wieder aufgebrochen, und von neuem glaubte man, auf Hamakari zu marſchieren. Bei Anbruch des Tages, alſo ebenfalls gegen ſechs Uhr, ſtieß die Abteilung dann auf eine kleine Bande Hereros, die, von Artillerie beſchoſſen, ſchnell auseinanderſtob. Aber immer noch wußte man nicht, wo man

sich befand, und auch die Verbindung durch Funken konnte mit der Abteilung v. Mühlenfels nicht hergestellt werden. Die Abteilung v. der Heyde war daher in einer sehr üblen Lage.

Da, gegen neun Uhr, schallte das Geschützfeuer von der Abteilung v. Estorff herüber und schnell entschloß sich der Führer, eingedenk der alten bewährten Regel, stets auf den Kanonendonner zuzumarschieren, nach Nordwesten hin abzubiegen. Doch bald erstarb das Feuer dort, während nunmehr von Süden her eine heftige Kanonade zu vernehmen war. Sie konnte nur von der im Kampf befindlichen Abteilung v. Mühlenfels bei Hamakari herrühren, und sachgemäß wurde nunmehr fast kehrt gemacht und nach Süden der Marsch fortgesetzt. Seit etwa vierzig Stunden waren die Truppen unterwegs und dringend machte sich das Bedürfnis nach Ruhe geltend. An einer Wasserstelle wurde Rast gemacht, doch bald forderte ein Funkenspruch vom Hauptquartier die Abteilung zum beschleunigten Marsche nach Hamakari auf. Treu der Pflicht trat die Truppe sofort an, doch mußte die 4. Batterie, die mit unserem Feldartillerie-Material ausgerüstet war, an der Wasserstelle zurückgelassen werden, da die Pferde schlapp geworden waren, zugleich mit ihr, als Bedeckung, 21 Reiter, deren Pferde ebenfalls versagt hatten. Die leichtere Gebirgsbatterie dagegen konnte den Marsch noch weiter fortsetzen. Das Zurückbleiben der Feldgeschütze und der Bedeckung war für die Truppen in dem bevorstehenden Gefechte um so verhängnisvoller, als Maschinengewehre, die von den Wilden am meisten gefürchtete Waffe, bei der Abteilung nicht vorhanden waren. Nur über 136 Gewehre und vier Gebirgsgeschütze verfügte der Major, eine recht geringe Macht im Vergleich zu den starken Haufen gut bewaffneter Hereros, die später auf ihn einstürmten.

Im dichtesten Buschgelände wurde gegen 1/2 3 Uhr die Spitze der Abteilung plötzlich von allen Seiten zugleich angegriffen und ganz kurze Zeit darauf auch der an der Spitze des Gros marschierende Rest der Kompagnie des Hauptmanns Puder, so daß die Spitze von ihrer Kompagnie vollständig getrennt war. Mit aufgepflanzten Seiten-

gewehren und mit den Kolben dreinſchlagend, bahnte ſich die kleine Schar unter Führung des Hauptmanns, der bei den erſten Schüſſen ſofort nach vorn geeilt war, wobei er ſich noch mit ſeinem Pferde überſchlagen und ſich ſchwer verletzt hatte, den Weg zur Kompagnie zurück. Hierbei fiel der Oberleutnant v. Leckow, durch den Kopf geſchoſſen, und auch der Wachtmeiſter Jendis fand hier einen ruhmvollen Tod. Als letzter ging der Hauptmann ſelbſt zurück. Er hatte noch perſönlich einen ſchweren Kampf zu beſtehen, und mehrere Wilde, die mit dem Kirris, den harten Holzkeulen, auf ihn eindrangen, fanden den Tod durch ſeine Hand.

Von hinten her waren ſofort bei Beginn des Gefechts die 7. Kompagnie und der vor der Batterie marſchierende Teil der 6. Kompagnie, ſowie die zehn Reiter ſtarke Patrouille des Leutnants Graf Arnim vorgeeilt, der ſich der Major v. der Heyde angeſchloſſen hatte. Dieſer hatte vor ſeinem Vorreiten noch dem Major Oſterhaus befohlen, mit der 2. Batterie ſofort zu folgen.

Von allen Seiten drangen nun aber immer ſtärkere Banden der Hereros auf die Deutſchen ein, die bald von allen Seiten eng umſchloſſen waren. Unter den Rufen von „Kajata“ und „Aſſa“, der Namen der tüchtigſten Hererofüher — ein Zeichen dafür, daß dieſe, denen die beſten Orlogleute unterſtanden, hier den Kampf leiteten —, drangen die Schwarzen in dem dichten Buſchgelände immer weiter vor, und bald waren ſie nur noch wenige Meter von dem um ſein Daſein kämpfenden tapferen Häuflein der Deutſchen entfernt. Hierbei erhielt der Gefreite Sertel einen ſo ſchmerzhaften Schuß ins Fußgelenk, daß er laut die Kameraden um Hilfe anrief. Aber niemand konnte ihm in dem heftig tobenden Kampfe ſolche bringen. Da ſprang der Graf Arnim auf mit den Worten: „Ach, du armer Kerl, dir hilft ja niemand, ich will dir helfen.“ Doch kaum hatte er ſich erhoben, als er, von einem Schuſſe durch beide Oberſchenkel getroffen, lautlos zuſammenbrach. Treue um Treue! Trotz ſeiner ſchweren Verwundung nahm der brave Offizier aber weiter tätigen Anteil an dem Kampfe, zuletzt, da er aus Schwäche das Gewehr nicht mehr handhaben konnte, mit

seiner Browningpistole. Ein Schuß, mitten in das Herz hinein, erlöste den heldenmütigen Soldaten schmerzlos von seinen Leiden.

Die große Gefahr brachte vermehrte Ruhe in die Schützen. „Ruhig zielen, jeder Schuß muß ein Treffer sein!" so befahl, wie bei einer Schießübung im tiefsten Frieden, der Hauptmann Puder. Und diese Ruhe und Kaltblütigkeit übertrug sich sofort auf seine Leute. Jeder Schuß wurde wirklich ein Treffer, und alle Angriffe der Schwarzen, die mit stets steigender Wildheit unternommen wurden, scheiterten an dem verderbenbringenden, besonnenen Feuer der unerschrockenen Reiter.

Die heiß ersehnte Hilfe der Artillerie aber, die doch so nahe sein mußte, kam nicht, trotz der an sie geschickten Befehle. Sie war zunächst vorgegangen, hatte dann aber, leider Gottes, auf Befehl des Majors Osterhaus kehrt gemacht, als die wildgewordenen Handpferde der Kompagnien an ihr vorbeistürmten. Auf diesen hierbei entstehenden wilden Wirrwarr waren die Schwarzen mit wildem Geheul eingedrungen. Doch schnell hatten die Geschütze abgeprotzt, wo sie gerade standen, und mit Kartätschen den Angriff abgeschlagen.

Auch bei den weiter zurückgewichenen Handpferden der Kompagnien mit ihren paar Führern entbrannte ein äußerst heftiger Kampf, und nur der umsichtigen Leitung und dem tatkräftigen Verhalten des Feldwebels Glembowitz ist es zuzuschreiben, daß die kleine Truppe auch hier den Angriff glänzend abschlug.

In drei weit voneinander getrennten Gruppen hatte so die Abteilung v. der Heyde die unermüdlichen Angriffe der Eingeborenen auszuhalten. Die Lage war verzweifelt.

Der Hauptmann v. Wangenheim, der sich von hinten her zum Major v. der Heyde durchgeschlagen hatte, um sich den Befehl zu holen, die Artillerie vorführen zu dürfen, und diesen auch sofort erhalten hatte, war inzwischen auf seinem Wege zur Artillerie zurück, unter Verlust seines Pferdes, noch einmal durch den Ring der Wilden gebrochen. Er übernahm das Kommando, und seiner Tatkraft gelang es, die Geschütze unter dem Schutze des Restes seiner Kom-

pagnie vorwärts zu bringen. In dieſer Zeit wurde der Major Oſterhaus ſchwer verwundet.

Aber ſchon nach Zurücklegung weniger hundert Meter wurde die kleine Kolonne erneut heftig angegriffen, und auch hier wieder machte ſich die Artillerie, die ſchon viele Pferde verloren hatte, durch Kartätſchen Luft, zugleich auch einige Schrapnells aufs Geratewohl in Richtung des vorn tobenden Kampfes ſendend. Mit ungeheurem Jubel wurde hier der Kanonendonner begrüßt, und wenn auch einige Schüſſe in höchſt bedenklicher Nähe der eigenen Schützen platzten, ohne dieſen aber Schaden zuzufügen, das Artilleriefeuer ſchaffte den ſchwer Bedrängten Luft. Beſtürzt wichen die Wilden zurück und alles Schreien und Fluchen, alles Prügeln mit den Schambocks half den Hererokapitänen nichts, die Angriffskraft der Schwarzen hatte ſich an der unvergleichlichen Zähigkeit und Ausdauer der braven deutſchen Truppen verzehrt, und wenn auch noch mehrere Male mit allerlei Kriegsliſten Angriffe unternommen wurden, ſo ſcheiterten ſie doch alle an der Umſicht der Führer und dem ſicheren Feuer der Leute.

Gegen acht Uhr trat die Truppe in tiefer Finſternis, unter Mitnahme ſämtlicher Verwundeter, den Rückmarſch zum Lager an, ohne auch nur auf einen Wilden zu ſtoßen. Schon vorher war die Artillerie, als die Dunkelheit hereinzubrechen begann, auf Befehl des Majors v. der Heyde zurückgegangen.

Um zehn Uhr waren alle Truppen wieder im Lager vereinigt.

„Damit hatte ein Kampf ſein Ende gefunden, wie er ſchwerer und gefahrvoller bisher in dieſem Kriege noch nicht zu beſtehen geweſen war. Daß es dem übermächtigen Feinde trotz der Ungunſt der Verhältniſſe, unter denen die deutſchen Reiter kämpfen mußten, nicht gelungen war, das kleine Häuflein zu überwältigen, war einzig und allein der Hingabe und dem Heldenmut der Truppen zu danken", und nicht mit Unrecht ſagt Hauptmann Puder: „Jeder Reiter, der in dieſem Kampfe mitgefochten, iſt ein Held geweſen." Ferner heißt es in dem Briefe eines Teilnehmers: „Mir tönen immer noch die Worte eines Offiziers in den Ohren,

die er ſprach, als wir nach Beendigung des Gefechts in der Nacht, mit unſeren Verwundeten in der Mitte, durch dichteſten Dornbuſch zurückgingen: ‚Wer noch nicht beten konnte, der wird's heute wohl gelernt haben'." Und der Hauptmann Brentano berichtete: „Das Verhalten der Mannſchaften im Gefecht iſt über alles Lob erhaben. Befehle brauchten nicht erteilt zu werden, jedermann handelte ſelbſtändig und entſchloſſen. Ich hatte am nächſten Tage den Eindruck, daß jeder Reiter ſtolz darauf war, bei dieſem Gefechte dabei geweſen zu ſein und das Bewußtſein in ſich zu tragen, in heißer Stunde ſeinen Mann geſtanden zu haben."

Mit einem Verluſte an Toten und Verwundeten von 3 Offizieren und 22 Mann war ein glänzender Sieg errungen.

Gegen fünf Uhr abends am 12. Auguſt traf bei der ſchwergeprüften, aber daher um ſo ſiegesſtolzeren Abteilung bei Otjiwarongo, etwa 15 km nordöſtlich von Hamakari, die dorthin in Marſch geſetzte Abteilung v. Eſtorff ein. Damit war auch hier jede Gefahr geſchwunden.

Nachdem am Nachmittage des 12. Auguſt die Vorgänge bei der Abteilung v. der Heyde beim Oberkommando bekannt geworden waren, ſah der General v. Trotha, da auch die anderen Abteilungen dringend der Ruhe bedurften, von einer alsbaldigen Verfolgung des Gegners ab. Erſt am 13. Auguſt ſollte ſie mit allen durch die Ruhe gekräftigten Truppen energiſch in die Wege geleitet werden. —

Der Geſamtverluſt der deutſchen Truppen betrug an dieſem Tage an Toten: 5 Offiziere, 21 Mann, an Verwundeten: 7 Offiziere, 53 Mann.

Aber nicht umſonſt waren dieſe Opfer gebracht worden. Die Widerſtandskraft der Hereros war vollſtändig gebrochen und ein Schrecken hatte ſich ihrer bemächtigt, der die vollſtändige Auflöſung in ihre Stämme hineintrug. — —

Die Abſicht des Generals v. Trotha, den Gegner gegen den Waterberg zu drücken und deſſen Entweichen, an den einzelnen Abteilungen vorbei, zu verhindern, war trotz der

sonst großen Erfolge, die unsere Truppen davongetragen hatten, nicht erreicht. Es war die Ursache dieses Mißlingens zum Teil in dem allzu energischen Vorgehen des Oberst Deimling zu erblicken, wenn auch das Mißgeschick, welches die Abteilung v. der Heyde verfolgt hatte, nicht ohne Einfluß auf den Ausgang der Gesamtoperationen geblieben ist. Der Oberst hatte den Befehl erhalten, Omuweroumue und den dortigen Engpaß, zwischen dem Waterberge und dem Sandsteinplateau hindurchführend, zu nehmen, und wenn die Umstände es irgend gestatten sollten, den Angriff auf Hamakari zu unterstützen, d. h. sich nach Erreichung des Engpasses gegen die Abteilung Mueller (v. Mühlenfels), die voraussichtlich auf die stärksten Kräfte des Gegners stoßen würde, heranzuziehen. Der Oberst Deimling war nun auch bereits, wie wir gesehen haben, nach Erreichung und Sicherung jener Durchgangsstraße auf die Abteilung Mueller zu, in Richtung auf Hamakari, abgebogen, als gegen Mittag sehr starke Staubwolken am Waterberge die Gegenwart des Gegners dort unzweifelhaft anzeigten. Dieser Umstand nun veranlaßte ihn zu dem Entschlusse, von dem erhaltenen Befehle abzuweichen und direkt auf den Gegner loszumarschieren. Ohne große Mühe war es ihm dann gelungen, nach leichtem, kurzem Gefechte die Hereros aus ihrer Stellung zu werfen; denn dieselben hatten, gut unterrichtet, wie sie es stets über die Bewegungen der deutschen Truppen waren, den gewaltigen Stoß des Oberst Deimling nicht abgewartet; sie waren rechtzeitig nach Osten und Südosten abgezogen. Hierdurch aber war es nun geschehen, daß der Vormarsch dieser Abteilung mehr oder weniger zu einem Luftstoß geworden war, da die Hereros die Stellung verlassen hatten, ehe der Angriff sie getroffen, daß die schwache Abteilung v. der Heyde den Stoß der Hauptmasse des abziehenden Gegners fast allein aushalten mußte und in eine höchst gefährliche Lage gekommen war, sowie daß die Abteilung Mueller die erwartete Unterstützung nicht gefunden hatte, auf welche sie bei ihrem Vorgehen gegen die starken feindlichen Kräfte mit aller Sicherheit zu rechnen berechtigt gewesen war. Zu allem Unglück war noch hinzugekommen, daß bei dem Oberst Deimling, als er vom Waterberge den Marsch auf

Hamakari antreten wollte, die zu jener Zeit noch nicht zutreffende Meldung eingegangen war, daß es der Abteilung Mühlenfels gelungen sei, Hamakari zu nehmen und daß er daraufhin und im Hinblick auf die gewaltigen Anstrengungen, welche die Truppen an diesem Tage bereits gehabt hatten, zu dem Entschlusse gekommen war, von der Fortsetzung des Marsches Abstand zu nehmen. Erst am frühen Morgen des 12. August wurde, unter Belassung einer Besatzung in der Station Waterberg, der Marsch auf die Abteilung v. Mühlenfels angetreten.

Durch das heldenhafte Verhalten der Abteilung v. der Heyde waren aber die in jenem Gefechte gewesenen Hereros derart entmutigt worden, daß sie in der Nacht den weiteren Vormarsch nach Osten nicht nur eingestellt hatten, sondern am nächsten Morgen sogar nach dem Waterberge zurückgeflutet waren. Hierbei waren sie nun wieder unglücklicherweise auf die vormarschierende Kolonne des Oberst Deimling gestoßen, und nun war kein Halten mehr gewesen. In wilder, planloser Flucht hatten sie kehrt gemacht und waren an der Abteilung v. Mühlenfels vorbei nach Osten und Südosten entwichen.

Durch diese Vorgänge waren unseren unermüdlichen Truppen neue, recht schwere Aufgaben gestellt worden, bei deren Lösung sie Anstrengungen zu erdulden hatten, die in der Kriegsgeschichte kaum ihresgleichen finden werden.

Die Verfolgung wurde in östlicher Richtung angesetzt und zwar ging die Abteilung Deimling, der die Abteilung v. Mühlenfels unterstellt wurde, auf Omutjatjewa vor, die Abteilung v. Estorff mit der ihr unterstellten Abteilung v. der Heyde zwar auch gegen den Omuramba, aber mit dem Auftrage, die nördliche Flanke des Gegners zu gewinnen.

Der Anblick, der sich den Verfolgern bot, zeigte erst die ganze Größe des Erfolges vom 11. August; die Szenen, die sich ihnen darboten, waren grauenvoll und erschütternd. So weit die Geschosse gereicht hatten, waren die Werfte, die sich längs des Hamakari-Riviers befanden, zerstört und überall in kopfloser Flucht verlassen worden. In den Pontocks hockten Weiber, Kinder und Verwundete, und überall stand zahlreiches, zurückgelassenes Vieh. Ganze Ochsenwagen, gefüllt mit Stoffen, Pelzen und Hausrat, zum Ab-

fahren bereit, wurden erbeutet, Weiberschmuck und ganze Kisten von Straußenfedern lagen längs des Weges. Das ganze Nationalvermögen des Hererovolkes, so schreibt der Chef des Stabes, lag da an der Landstraße, uns bedingungslos preisgegeben.

Aber trotz des besten Willens mußte auch jetzt noch die weitere Verfolgung aufgegeben werden, denn nirgends fand sich für unsere Truppen ein auch nur einigermaßen trinkbares Wasser. „Die wenigen Wasserlöcher ergaben, wenn das in ihnen liegende verendete Vieh, mit dem sie bis zum Rande gefüllt waren, durch die Gespanne der Geschütze herausgezogen war, nur wenige Liter blutigen, übelriechenden Wassers." Alle Weide längs des Vormarsches war in weitem Umkreise vollständig abgegrast und verbrannt, und Landeskundige behaupteten, daß auch am Omuramba und weiter südöstlich kein Wasser zu finden sein würde. Der mit Sicherheit drohende Verlust an Mannschaften und Pferden stand jedenfalls in keinem Verhältnisse zu dem an sich wenig wahrscheinlichen, völlig ungewissen Erfolge. Diese Umstände setzten dem menschlichen Können ein Ziel. Die Verfolgung wurde zunächst abgebrochen. Doch hatten die bisher ausgeführten Bewegungen, vor allem die der Abteilung v. Estorff, festgestellt, daß durch deren Druck von Norden her der Gegner nach Südosten der öden, zur jetzigen Zeit wasserlosen Omaheke entgegengetrieben worden war.

Die Abteilung v. Estorff hatte nämlich am 15. August nach neuen, großen Anstrengungen — die 1. Kompagnie hatte in 24 Stunden 80 km zurückgelegt — Omatupa erreicht, als sie plötzlich auf drei Seiten von Hererobanden angegriffen worden war. Doch schon nach kurzem Kampfe, in dem die Abteilung leider einen Verlust von fünf Toten und sieben Verwundeten, darunter zwei Offizieren, erlitten hatte, wurde der Gegner zurückgeworfen, der sodann in südöstlicher Richtung unter Zurücklassung seines ganzen Viehes abzog. Am 16. August war dann der Major nach Otumingo vorgestoßen, hatte dort wieder eine Bande Hereros zersprengt und von hier, da kein Wasser gefunden wurde, über Omatupa nach Ombujo-Ratanga und Omutjatjewa den Marsch fortgesetzt.

Eine große Freude wurde den Truppen für ihre her-

vorragenden Leistungen zuteil durch ein Telegramm des Kaisers, das am 16. August beim General v. Trotha einlief. Es lautete:

„Wilhelmshöhe, 16. August 1904. Mit Dank gegen Gott und hoher Freude habe ich Ihre Meldung aus Hamakari über den erfolgreichen Angriff des 11. August auf die Hauptmacht der Hereros empfangen. Wenn bei dem zähen Widerstande des Feindes auch schmerzliche Verluste zu beklagen sind, so hat die höchste Bravour, welche die Truppen unter größten Anstrengungen und Entbehrungen nach Ihrem Zeugnis bewiesen, Mich mit Stolz erfüllt, und spreche ich Ihnen, den Offizieren und Mannschaften Meinen kaiserlichen Dank und Meine vollste Anerkennung aus. Wilhelm."

Schon am 16. August aber, nachdem gründliche Vorbereitungen getroffen waren, wurde die Verfolgung in recht energischer Weise wieder aufgenommen. Von hoher Bedeutung war es hierbei, auch den zum Teil in südlicher Richtung, dem besiedelten Schutzgebiete zustrebenden Hereros den Weg zu verlegen und sie auch von hier gegen die Omaheke zu drücken. Zur Erreichung dieses Zieles mußte aber weit nach Süden ausgeholt werden, eine Aufgabe, welche der Abteilung Deimling zufiel. Zur Unterstützung dieser Operation wurde zugleich eine in Windhuk neugebildete Abteilung unter Hauptmann v. Heydebreck in die Bezirke von Epukiro—Gobabis vorgeschoben. Die Truppen des Majors v. Estorff blieben in der nördlichen Flanke.

Der Gegner hatte sich etwa 100 bis 120 km südöstlich des Waterberges wieder gesetzt. Mit vorgeschobenen Flügeln näherten sich unsere Truppen in weitem, nach Osten offenem Bogen jener Gegend und Ende August war die Fühlung mit den Hereros wieder hergestellt. Doch der Versuch, sie erneut zum Kampfe zu stellen, hatte keinen Erfolg. Nirgends hielt der Gegner stand, und die wilde Flucht, mit der er bei jedem Zusammenstoße davoneilte, sobald sich eine unserer Abteilungen auch nur in der Nähe zeigte, bewies, daß seine Widerstandskraft durch die Kämpfe am Waterberge vollkommen gebrochen war.

Die weiteren Aufklärungen ergaben sodann, daß die Hereros ihre Flucht teils den Eiseb, teils den Epukiro ent-

lang fortgesetzt hatten, und nach diesen Richtungen wurde demzufolge auch die weitere Verfolgung angesetzt.

Gegen Ende September umspannten die deutschen Truppen die Omaheke von Epukiro im Süden bis zum Omurambo-u-Omataka, also auf eine Entfernung von etwa 250 km, während die Hauptkräfte in obengenannten beiden Flußtälern auf eine Entfernung von ungefähr 50 km zusammengezogen waren.

In dieser Zeit wurde der Gegner mit verhältnismäßig starken Viehherden bei Ganas am Epukiro und bei Epata am Eiseb gemeldet. Er hatte sich also, ehe er sich entschließen konnte, das Verderben und Vernichtung bergende Durstgebiet der Omaheke zu betreten, am Rande derselben nochmals gesetzt, vielleicht hoffend, daß der unerbittliche Gegner bis hierher nicht dringen werde, um endgültige Rache für die schweren Übeltaten zu nehmen. Doch das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Durch den Vorstoß des Generals v. Trotha den Eiseb abwärts wurde der in dieser Gegend weilende Gegner, der auch hier jedem Kampfe auswich, in die Einöde getrieben, in der er einem fürchterlichen Schicksale entgegengegangen ist. Eine weitere Verfolgung war hier weder angezeigt noch geboten; sie war auch unmöglich, wollte der General seine Truppen nicht der Gefahr aussetzen, einem ähnlichen Schicksale zu verfallen, wie es den Hereros beschieden war.

Am Epukiro trennte eine 85 km breite, mit stärkeren Truppen für unüberwindlich gehaltene Durststrecke die Verfolger von den Hereros. Ein Vorstoß des Oberst Deimling durch diese Wüste erschien daher, auch nach dem Urteil aller Kenner jener Gegenden, ausgeschlossen. Und doch machte dieser energische Führer das Unmögliche möglich!

Um vor Antritt des schwierigen Marsches völlige Sicherheit über die Anwesenheit des Gegners zu haben, entsandte der Oberst zunächst eine Patrouille durch die Durststrecke. Diese mußte jedoch nach Überwindung von 60 km zurückkehren, weil die Pferde zusammenzubrechen drohten. Zum zweiten Male entsandte er dieselben Offiziere unter Mitgabe von Wasserwagen, und diesmal wurde das Ziel erreicht und die Gegenwart des Gegners festgestellt.

Nunmehr beschloß der Oberst den Marsch, obwohl die Kompagnien fast ohne Pferde waren und die meisten Mannschaften zu Fuß marschieren mußten. Auf 45 und 70 km Entfernung, wohin Wasser auf Ochsenwagen vorausgefahren worden war, wurden Wasserstationen errichtet und sodann der gefahrvolle Marsch angetreten und glatt durchgeführt. Die berittene Abteilung legte den ganzen Marsch in 30, die mit Ochsen bespannten Geschütze in 50 Stunden zurück, während die unberittene Mannschaft in der ersten Nacht 40, in der zweiten 25 km marschierte und in der dritten den Rest überwand, um sofort zum Angriff überzugehen.

Aber auch jetzt hielt der Feind nicht stand, er entwich beim Erscheinen unserer Truppen in wilder Flucht nach Osten, fast sein ganzes Vieh zurücklassend. Doch hiermit noch nicht zufrieden, setzte Oberst Deimling die Verfolgung fort. Am 9. Oktober erreichte er den Gegner von neuem, doch genügten auch hier wenige Schüsse, um die Hereros zur Flucht zu bringen, auf der sie unter dem Feuer der Artillerie noch empfindlich zu leiden hatten. Wie Patrouillen aus den Spuren feststellten, hatte der geringe Rest der Hereros nur drei Pferde mit sich gerettet.

Während nunmehr der Oberst nach der Lösung seiner Aufgabe auf demselben Wege zurückkehrte, blieb der Hauptmann Klein zurück und setzte mit kaum glaublicher Energie die Aufklärung nach Osten weiter fort, wobei er nahe bis Rietfontein gelangte. Über die Tätigkeit desselben sagt die Schrift: „Der kühne Verfolgungszug des Hauptmanns Klein setzt allem, was deutsche Soldaten bisher im Kampfe gegen die Hereros geleistet hatten, die Krone auf. Wohl niemals ist im Kriege unter gleich schwierigen Verhältnissen ein Feind mit solch rücksichtsloser Zähigkeit bis zum letzten Hauch von Roß und Reiter verfolgt worden und wohl selten hat eine Truppe größere Hingabe an den Tag gelegt. Die Treue, mit der diese Reiter in jener Wüste ungesehen und unbeachtet ihre Pflicht bis zum äußersten, ja bis zum Tode taten, hat in ihrer schlichten Art etwas tief Ergreifendes an sich.“ Das Ziel aber war erreicht: vom Gegner wurde nichts mehr gesehen! —

Der Bewunderung und Anerkennung für die große Tatkraft der Führung, sowie die unvergleichliche Hingabe, Ausdauer und Opferwilligkeit der Truppen gab der Chef des Generalstabes der Armee, Graf v. Schlieffen, Ausdruck, indem er telegraphierte: „Hier ist alles voll Bewunderung für die außerordentlich energische und erfolgreiche Verfolgung unter so schwierigen Verhältnissen."

Die nun folgende gänzliche Absperrung der Omaheke im Westen und Südwesten, die Besetzung aller Wasserstellen in diesem Gürtel zur trockenen Jahreszeit vollendeten den Untergang des Hererovolkes. —

Der General v. Trotha sah, und das wohl mit Recht, in dem Aufstande der Hereros die ersten Anzeichen des afrikanischen Rassenkampfes, der äthiopischen Bewegung, mit der sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch alle europäischen Mächte, die eine Kolonie in Afrika auch ferner noch ihr eigen nennen wollen, in unliebsamer Weise zu befassen haben werden. Er hielt es daher für dringend geboten und politisch klug, die Macht des niedergezwungenen Volkes ein für allemal zu brechen und zu vernichten, und das um so mehr, als zu jener Zeit gerade der Hottentottenaufstand im Süden der Kolonie aufgelodert war. Eine Nachgiebigkeit jetzt hieß Schwäche zeigen und dem noch glimmenden Aufstande neue Nahrung zuführen. Der Kampf war mit aller Kraft so lange weiterzuführen, als das Aufflammen der Widerstandskraft in diesen Stämmen noch möglich war. Denn es war zu bedenken, daß jeder neu ausbrechende Aufstand unendlich viel schwerere Kämpfe für uns zur Folge haben mußte, als wir sie jetzt noch zu bestehen hatten. Das Fehlerhafteste wäre gewesen, den Hereros jetzt noch goldene Brücken zu bauen. —

Hatten schon bald nach dem Absperren der Omaheke kühne Patrouillenritte in das Sandfeld hinein stattgefunden, um über das Bestehen stärkerer Banden Sicherheit zu erlangen, so wurden größere Vorstöße ausgeführt, nachdem die Regenzeit eingesetzt und die bis zu diesem Zeitpunkte öde Gegend sich vielfach mit einem grünen Gewande bekleidet hatte.

Der Major v. Mühlenfels, der an Stelle des infolge des Hottentottenaufstandes nach dem Süden geeilten Generals v. Trotha den Befehl im Norden der Kolonie übernommen hatte, war mit den Abteilungen v. Estorff und v. der Heyde, sowie mit den bei Gobabis stehenden Truppen des Hauptmanns v. Hornhardt bis zur englischen Grenze bei Dabis und Korikas vorgestoßen, ohne Hererobanden anzutreffen, und auch der Hauptmann Kembe hatte auf seinem Vormarsche auf Ganas Hereros nicht mehr gesehen. Einen ganz hervorragenden Erkundungsritt in die Omaheke hinein führten zu dieser Zeit der Oberleutnant Graf v. Schweinitz und der Leutnant Meinardus mit sechs Reitern aus, indem sie Ende Februar vom Eiseb aus zum Omurambo-u-Omatako ritten und hierbei eine Durststrecke von etwa 120 km überwanden. Niemals, weder von Eingeborenen, noch von Weißen, war dieses Gebiet je zuvor durchquert worden, und als eine der glänzendsten Leistungen deutscher Erkundungsabteilungen muß dieser Ritt bezeichnet werden.

Doch auch das nordöstlich gelegene „Kaukau-Veld" wurde abgesucht. Bis Dobe, dicht an die englische Grenze, stieß hier der Hauptmann v. Oertzen und der Oberleutnant Gräff vor. Aber auch auf diesem Zuge wurden nur wenige Hereros angetroffen. Dagegen ergab dieser Ritt, daß das „Veld" sich als ein höchst fruchtbares Gebiet mit zahlreichen Wasserstellen erwies, das den Eindruck einer „herrlichen" Parkanlage" machte.

Das Ergebnis aller dieser Erkundungen war mithin das, daß größere Banden Hereros, die den Kampf von neuem beginnen konnten, nicht mehr vorhanden waren.

Aber noch recht groß war die Unsicherheit in der Kolonie, in der die versprengten Wilden viele Viehdiebstähle ausführten und raubten und sengten, wo sie es ungestraft tun konnten.

Gegen diese Räuber wurde nunmehr eine planmäßige Streife durch das ganze Land ausgeführt, auf der noch 260 Hereros gefangen genommen wurden. Durch dieses rücksichtslose und tatkräftige Handeln der Deutschen aber war den noch vorhandenen Eingeborenen die Lust am weiteren

Kampfe, zu ferneren Raubtaten vergangen, und als nunmehr der neu ernannte Gouverneur v. Lindequiſt die Aufforderung an die ſich noch verſteckt haltenden Hereros erließ, ſich zu ergeben, da leiſteten viele derſelben der Aufforderung Folge.

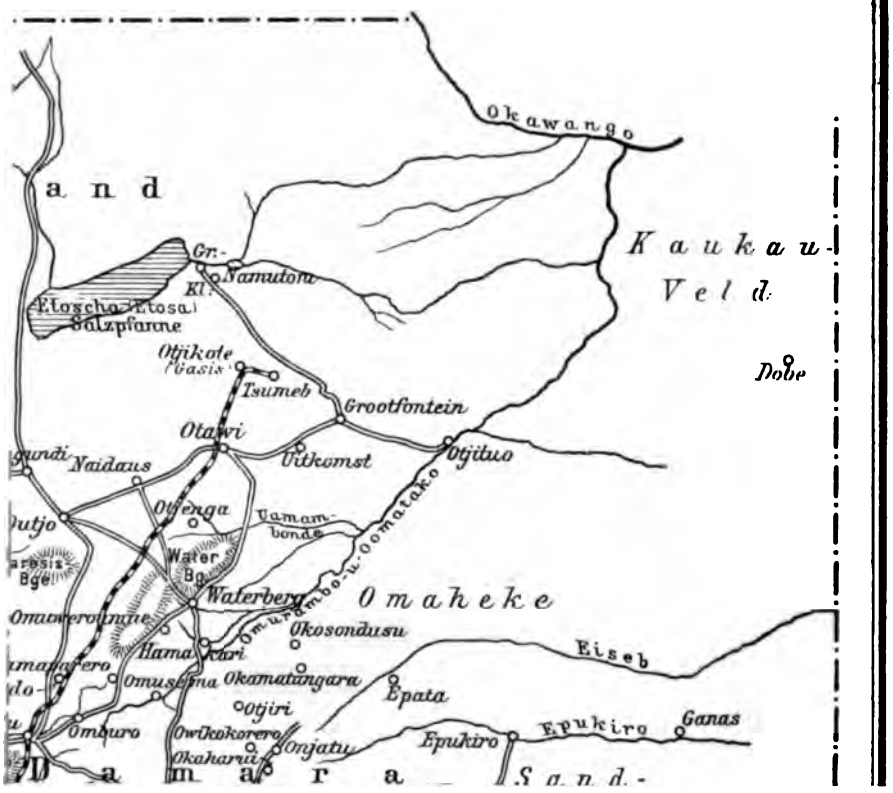
Am 1. Mai 1906 befanden ſich einſchließlich der Kriegsgefangenen 14769 Hereros, davon 4137 Männer, in deutſcher Gewalt.

Damit hatten die Hereroſtämme, die die mit den Deutſchen auf Treu und Glauben abgeſchloſſenen Verträge in hinterliſtiger Weiſe unter Ausführung unzähliger, beſtialiſcher Morde und ſcheußlicher Raubtaten gebrochen hatten, aufgehört, ein ſelbſtändiges Volk zu ſein. —

Mit unvergleichlicher Ausdauer und Zähigkeit, verbunden mit echt deutſchem Heldenmut und nie wankender Pflichttreue haben unſere tapferen Krieger ein ſchwieriges Werk in verhältnismäßig recht kurzer Zeit zu einem rühmlichen Ende geführt und damit in dieſem Teile der Kolonie der Kultur die Wege zu einer friedlichen, gedeihlichen Entwickelung bereitet.

Mit Bewunderung muß das deutſche Volk auf ſeine Söhne blicken, die in allen Lagen ſich als wahre Helden gezeigt haben, die vor keiner noch ſo ſchweren Aufgabe zurückſchreckten und kühn dem Tode ins Auge ſchauten, wenn es die Waffenehre galt. Solange unſer Vaterland aber noch über ſolche Truppen verfügt und in dieſen der Wahlſpruch lebt: „Treue um Treue“, ſolange dürfen wir getroſt mit dem Dichter ſagen:

„Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein!“



Okawango
a n d
Kaukau-
Veld
Gr.-
Namutoni
Kl.
Etoscha (Etosa)
Salzpfanne
Otjikote
(Gasis)
Tsumeb
Grootfontein
Dobe
Otawi
Uitkomst
Otjituo
Naidaus
Otjenga
Uamam-
bonde
Omurambo-u-Oomatako
Water
Bg.
Waterberg
Omaheke
Okosondusu
Hamakari
Eiseb
Omusema
Okamatangara
Epata
Otjiri
Omburo
Owikokorero
Onjatu
Epukiro
Ganas
Okaharui
D a m a r a
S a n d -

Feldlager in Kub.
(Nach einer Photographie von Hauptmann Bayer.

Ein Aufstieg in den Großen Karasbergen.
(Nach einer Photographie von Hauptmann Bayer.)

II. Die Kämpfe mit den Hottentotten.

Der allgemeine Aufstand der Hottentottenstämme, der im Oktober des Jahres 1904 seinen Anfang nahm und sich mit großer Schnelligkeit fast über den ganzen Süden unserer Kolonie in Südwest-Afrika ausbreitete, hatte einen Vorläufer in der Erhebung der Bondelzwarts im Jahre 1903. Dieser Stamm hatte damals zu den Waffen gegriffen, als ihr Kapitän Willem Christian, der sich der Gewehrstempelung widersetzte, verhaftet werden sollte.

Die Bondelzwarts standen seit dem Jahre 1890 in einem Schutzvertragsverhältnisse mit dem Deutschen Reiche. Sie waren Mitte des 18. Jahrhunderts von Süden her eingewandert und hatten ihre Wohnplätze in der Südostecke unserer jetzigen Kolonie aufgeschlagen, in dem Gebiete, welches von den Karrasbergen im Westen und im Osten von der heutigen englischen Grenze eingeschlossen wird. Im Süden erstreckte sich ihr Land bis zum Orangefluß.

Wasserarm und daher ohne ergiebiges Weideland, ist die steinige Hochfläche einer der minderwertigsten Teile unserer ausgedehnten Kolonie, der nur recht spärlich bevölkert und zu Beginn der Unruhen nur von etwa 160 weißen Ansiedlern bewohnt war.

Trotz des etwa 45 000 Geviertkilometer betragenden Gebietes werden wenig mehr als 600 waffenfähige Eingeborene vorhanden gewesen sein, als der schon lange Zeit glimmende Funke zur hellen Flamme des Aufruhrs sich entfachte.

Wie bereits früher erwähnt, liegt über der Geschichte unserer Kolonie ein tiefes Dunkel, da das Land infolge der abgeschlossenen geographischen Lage von den seefahrenden Mächten wenig oder gar nicht in den Bereich ihrer koloni-

satorischen Bestrebungen gezogen worden war. Nur so viel scheint erwiesen zu sein, daß das Gebiet, vom Swakop südwärts gelegen, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nur allein Buschmänner und Bergdamaras bewohnt haben.

Die Sitzplätze der Hottentotten befanden sich ursprünglich in der Kapkolonie, auf dem linken Ufer des Orangeflusses. Die immer stärker zunehmende Besiedelung der Weißen und deren Vordringen nach Norden, gegen den Fluß zu, drängten die Eingeborenen immer dichter und enger an den stets wasserführenden Strom heran und zusammen und veranlaßten sie schließlich dazu, ihn zu überschreiten und sich des Landes auf dem rechten Ufer zu bemächtigen. In starken Trupps setzten sie unter ihren Häuptlingen hinüber, deren mächtigster einer „Jager Afrikaner" war. Leicht vermischten sie sich mit den Eingesessenen und bildeten mit ihnen verschiedene Stämme, deren stärkste genannt werden: die Zeibschen Hottentotten, die Veldschondragers (Feldschuhträger), die Franzmanns, die Zwartbois, die Roode Natie, die Bondelzwarts und die Toppnaers; oder aber sie blieben unvermischt, wie die Bethanier-, Berfabaer-, Gibeoner-, Gobabisser-Hottentotten und die Afrikaner.

Im allgemeinen sind die Hottentotten von kleinem Wuchse, hager und schlank. Ihre Hauptfarbe ist bald aschgelb, bald graubraun, ihr Haar wollig und verfilzt, die Stirne schmal und in früher Jugend bereits, bei Mann wie Weib, von tiefen Falten und Runzeln durchzogen, und flach oder sattelförmig nach innen gebogen erhebt sich die platte Nase nur wenig aus dem breiten Gesicht heraus. Die Backenknochen sind scharf hervortretend, und dicke, aufgeworfene Lippen fassen einen breiten Mund ein. Die Augen haben eine geschlitzte Form, die Ohren sind groß. Sehr dünn sind Arme und Beine, und wenn die Hottentotten auch kleine Hände und Füße haben, so sind diese doch unschön, wie denn überhaupt die ganze Erscheinung des Wilden eine recht häßliche genannt werden muß.

Wie Dr. Schinz berichtet, ist der Hottentotte im allgemeinen gefällig und bereitwillig, seine Gastfreundschaft unbegrenzt. Er teilt jeden Bissen mit seinem Nächsten, verlangt aber auch von diesem dasselbe. Geiz und Habsucht

sind ihm im großen und ganzen fremd. Diesen Tugenden aber stehen große Fehler gegenüber, wie Wankelmut, Treulosigkeit, ungeheuerer Dünkel, bei den Frauen Eitelkeit, Putzsucht und Nachäffungstrieb und bei beiden Geschlechtern ein nicht zu besiegender Hang zum Trunke und zur Unzucht. Letztere beiden Laster scheinen das Volk schnell dem Untergange zuzuführen.

Hervorragend ist ihre Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, und diese Gabe wahrscheinlich eine Folge davon, daß ihre eigene die schwierigste der ganzen Welt sein soll. Sie ist so schwer, daß diejenigen Hottentotten, welche nicht in ihrem Volke die Jugend verlebt haben, die eigene Muttersprache niemals mehr gründlich erlernen. Groß ist auch ihre musikalische Veranlagung, und recht leicht wird es den Missionen, einen Chorgesang aus Hottentottenjünglingen und -Jungfrauen zu schaffen.

Das Alter wird geehrt, und gern hört die Jugend auf den Rat ergrauter Männer. Die Hausfrau ist Herrin in der Hütte und sitzt zur Rechten des Mannes.

Der Hottentotte weiß genau, daß die Kultur der Weißen ihm den Untergang bringt, und, von dieser Erkenntnis durchdrungen, verachtet und haßt er den Europäer. Mit Vorliebe läßt er diesem seinen Abscheu fühlen und freut sich über dessen Mißgeschick. Er steht ihm im Unglücke nicht bei, sondern sucht es noch zu vergrößern. Hierin liegt wohl auch der Grund, daß der Charakter dieser Rasse viel schlimmer geschildert wird, als er es eigentlich ist. „Wer jahrelang," so sagt der erwähnte Forscher, „in Gesellschaft der Hottentotten gereist ist, mit ihnen gehungert und gedürstet, Freud und Leid geteilt hat, der entdeckt sicherlich in der rohen Hülle den guten Kern, lernt ihn kennen und muß gestehen, daß die Lichtseiten die Schattenseiten bei weitem übertreffen."

Vor nicht zu langer Zeit noch gingen die Hottentotten, Männer wie Frauen, ohne jede Bekleidung. Heute jedoch tragen die Männer Hosen und Jacken, die Frauen weite Röcke, zumeist auch Unterkleider. Trotzdem aber reiben sich beide Geschlechter als Schutzmittel gegen die sengenden Sonnenstrahlen den ganzen Körper mit einer Salbe aus Ocker und Fett ein. Da nun das Wasser nur spärlich vorhanden

und der Drang nach Reinlichkeit nicht allzu groß ist, so läßt sich denken, welch unangenehme Gerüche diese Menschen um sich verbreiten.

Bisher wohnten alle Stämme in bienenkorbähnlichen Hütten; heute jedoch bauen sie sich in ihrem Nachahmungstrieb Lehmhäuser, und während sie früher in bettartigen Gruben schliefen, richten sie sich jetzt Bettstellen her, indem sie rechtwinkelige Holzrahmen mit Ochsenriemen überspannen. Sie ruhen nunmehr wie auf Sprungfedermatratzen.

Was die Bewaffnung anbetrifft, so führt seit vielen Jahren schon der Hottentotte als einzige Waffe nur das Gewehr. Bogen und Pfeile, Speer und Schild sind von ihm längst beiseite gelegt. Besitzt er keine Feuerwaffe, so zieht er es vor, unbewaffnet zu gehen, um nur nicht mit den verachteten Buschleuten auf eine Stufe gestellt zu werden.

Früher waren die Hottentotten ein ausschließlich Viehzucht treibendes Volk. Ihre Herden sind ihnen aber durch die Raubzüge der weißen Kapländer vernichtet worden, sowie durch verheerende Seuchen, und nur die in guten Verhältnissen lebenden Wilden besitzen noch einige Schafe, Ziegen und wohl etwas Rindvieh. Heute leben die dortigen Eingeborenen fast ausschließlich von der Jagd, und da diese mit der Zeit immer weniger ergiebig wurde, traten traurige Zeiten für sie ein. Nur selten essen sie daher Fleisch, und Wurzeln einzelner Pflanzen, Zwiebeln und Knollen, sowie Blätter gewisser Sträucher dienen ihnen jetzt hauptsächlich zur Ernährung. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb neigt der Hottentotte sehr zur Gefräßigkeit, und häufig kommt es vor, daß drei bis vier Mann einen feisten Hammel, wenn sie einen solchen einmal haben, in einer Nacht verzehren. Die dann eintretenden Verdauungsbeschwerden lindern sie dadurch, daß sie sich auf dem Boden, stöhnend und ächzend natürlich, herumwälzen.

Wie bereits erwähnt, ist der Hottentotte dem Branntweingenusse sehr ergeben. „Für einen Schnaps ist er zu jeder Zeit dienstbar; für eine Flasche Fusel reitet er die ganze Nacht Kurier, verkauft er sein Weib und begeht er einen Mord.“ Kann er den Branntwein nicht kaufen, so braut er ihn sich aus Früchten, oder aber er gewinnt ein be-

rauschendes Getränk aus dem in Gärung übergegangenen Honig.

Erwähnung verdient noch, daß, obwohl jeder Stamm seinen Häuptling mit erblicher Würde besitzt, dessen Macht doch nur eine sehr beschränkte ist. Er kann im allgemeinen weder Gesetze erlassen, noch Strafen verhängen oder selbständige Bündnisse abschließen. Doch ist es häufig vorgekommen, daß in unruhigen Zeiten einzelne Häuptlinge eine völlig diktatorische Gewalt sich angeeignet haben. —

Neben den Hottentotten bewohnen das Groß-Namaland noch mehrere tausend Bastards.

Diese sind durch die Vermischung der Weißen mit den Hottentotten entstanden. Aber kein Schimpfwort ist für sie die Bezeichnung „Bastard"; im Gegenteil, sie tragen den Namen mit Stolz.

Ihre geistige Überlegenheit über die Hottentotten gibt ihnen eine ganz besondere Bedeutung und ein Selbstgefühl, das in ihnen häufig den Wahn aufkommen läßt, als seien sie den Weißen völlig gleichgestellt. Dem Trunke ist der Mischling wenig ergeben und vorteilhaft zeichnet er sich hierdurch vor den Hottentotten aus und vielen im Lande lebenden Weißen.

Die Bastards sind große, sehnige Gestalten. Sie machen den Eindruck von bildungsfähigen Halbeuropäern, denen die natürliche Begabung der Wilden, Spürsinn und das vortreffliche Auge der Naturvölker zu eigen geblieben sind.

Sie sind ebenso gute Reiter als leidenschaftliche Jäger; doch widmen sie sich auch mit Verständnis und Eifer der Landwirtschaft. Ihre Organisation ist ähnlich der der Hottentotten, mit denen sie auch aus der Kapkolonie ausgewandert sind. Doch haben sie sich fester zusammengeschlossen als jene. Ihre Hauptniederlassungen: Rehoboth, Warmbad, Kalkfontein und Rietfontein bilden größere Orte.

Dieser Stamm, wenn man ihn so nennen darf, hat, wie allgemein bekannt, unsern Truppen im Kriege ganz vorzügliche Dienste geleistet.

Die im südlichen Teile der Kolonie lebenden Bergdamara kommen für die folgenden Schilderungen weniger in Betracht, da sie infolge der Feindschaft mit den Hottentotten und Bastards sich gänzlich in die unaufgeschlossenen Bergländer zurückgezogen haben. Ihre Bewaffnung besteht immer noch nur aus Pfeil und Bogen, sowie dem kurzen Wurfstock und der langen Lanze. Nur selten gelingt es den so bewaffneten Eingeborenen, ein Stück Wild zu erlegen. Sie leben daher auch hauptsächlich von Pflanzen, Heuschrecken, Ameisenlarven und Raupen. In ihren vergrämten Gesichtern spricht sich so recht der ernste Kampf um das Dasein aus. Ihre Blößen bedecken sie mit Fellen, und der fast nie fehlende, sehr ärmliche Schmuck der Frauen besteht aus Binsenringen, die um Hals, Arm und Bein geschlungen werden. Auf Reinlichkeit legen sie keinen großen Wert; im Gegenteil! So fürchterlich unsauber sind sie, daß die Hottentotten, denen die Tugend der Sauberkeit doch auch gerade nicht nachgerühmt werden kann, ihnen die Bezeichnung „Chaudaman", d. h. Dreckdamara, beigelegt haben. —

Die Geschichte Südwest-Afrikas stellt einen fortwährenden Kampf dar zwischen den beiden Hauptvölkerschaften, den Hottentotten und den Hereros; denn stets haben die großen Viehherden der Hereros die Begehrlichkeit der Hottentotten erregt.

„Jonker Afrikaner", der Sohn des „Jager Afrikaner", der den letzten starken Auswanderertrupp der Hottentotten über den Orangefluß geführt hatte, war ein höchst despotischer Herrscher. Er unterwarf sich fast alle Stämme und nannte sich stolz: „Oberhäuptling des Großnama-, Herero- und Owambolandes". Er wurde im Jahre 1861 durch Gift, das man ihm ins Bier mischte, beseitigt. Sein ihm in der Herrschaft folgender Sohn „Jan Jonker" aber verstand es nicht, seine Gewalt zu behaupten und die Hereros auch fernerhin unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Gelegentlich eines großen Jagdzuges desselben erhoben sich die Hereros unter Führung des Kamahherero, raubten ihrem Unterdrücker das ganze Vieh, verkauften den Raub schleunigst

an weiße Händler und schafften sich für den Erlös Gewehre und Munition an. In dem nun von neuem entbrennenden Kampfe blieben die Hereros Sieger, auch nachdem Moses Witboi an Stelle Jonkers den Befehl über die Hottentotten übernommen hatte, und erst unter dessen Sohn, dem bekannten Hendrik Witboi, nahmen die Dinge eine für sie günstige Wendung.

Unter Führung dieses energischen, schlauen Mannes, der sich in der von ihm gebauten Feste Hornkranz einen reichlich mit Lebensmitteln und Schießbedarf versehenen, sicheren Stützpunkt angelegt hatte, unternahmen die Hottentotten ständige Raubzüge gegen ihre alten Feinde, die Hereros, die von so gutem Erfolge begleitet waren, daß sich in dem Führer der Wahn ausbildete, zum alleinigen Herrscher des großen südafrikanischen Reiches bestimmt zu sein. Dieser Größenwahn ließ ihn auch gegen die Deutschen, die inzwischen ins Land gekommen waren, herausfordernd auftreten und den Kampf beginnen, so daß schon der Hauptmann v. François sich veranlaßt sah, um Verstärkung der schwachen Schutztruppe zu bitten. Sie wurde daraufhin auf eine Zahl von 300 Mann gebracht. Trotzdem zog sich der Kampf sehr in die Länge, und erst dem Major Leutwein gelang es im September des Jahres 1894, den in der Naukluft verschanzten Hendrik Witboi so ernst zu schlagen, daß er um Frieden bat. Neben der Leiche des in jenem Gefechte gefallenen Oberleutnants Dieftel lag ein Brief Witbois an den Major Leutwein folgenden Inhalts:

„Gurus, 3. September 1894.

Viel edler Herr Major Leutwein, hierdurch gebe ich Ihnen diese Zeilen bei Ihren fünf Toten. Mein lieber edler Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich doch endlich stehen, verfolgen Sie mich nicht weiter. Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin doch nicht so schuldig für Sie. In der Hoffnung, daß Sie dies tun, bin ich der Kapitän Hendrik Witboi. Ich bitte Sie, hören Sie doch mit dem Blutvergießen auf, lassen Sie ferner kein Blut mehr fließen." —

Da aber in diesem Briefe eine ernstliche Unterwerfung nicht ausgesprochen war, so ließ der Major Leutwein vom

Kampfe nicht ab, bis Hendrik Witboi am 9. September, durch die raſtloſe, tatkräftige Verfolgung des Majors und der unvergleichlichen Hingabe und Ausdauer der ſchwachen Truppe zur Verzweiflung gebracht, nicht mehr ein und aus wußte und ſich rückhaltlos der deutſchen Herrſchaft unterwarf. Als Wohnplatz wurde ihm ſein Stammſitz Gibeon angewieſen, doch wurde ihm ſpäter geſtattet, ſeinen Aufenthalt nach Rietmont zu verlegen.

Eine völlige Unterwerfung der Hottentotten brachte dieſer Friede aber doch nicht.*) Bei den vorhandenen ſchwachen, völlig ungenügenden Kräften war der Major gezwungen, immer wieder zu paktieren und zur Erhaltung des faulen Friedens Stamm gegen Stamm auszuſpielen. Es zeigte ſich auch hier wieder recht deutlich, daß es im Kriege nichts Schlimmeres gibt, als Halbheit, vor allem im Kampfe gegen dieſe Wilden, denen Nachgiebigkeit gleichbedeutend iſt mit Schwäche und Dummheit. Trotzdem brachten zunächſt die eingetretenen Ruhe und die ſcheinbaren Erfolge der Kolonie einen ſichtbaren Aufſchwung. Aber unter dieſer ſcheinbaren Ruhe entwickelte ſich gegen unſere Herrſchaft eine Mißſtimmung, die nur auf einen Anlaß zum gewaltſamen Ausbruch lauerte, und keine noch ſo geſchickte Politik wäre jetzt noch imſtande geweſen, den unvermeidlichen Raſſenkampf abzuwenden. —

Als die Bondelzwarts ſich der erneuten Waffenſtempelung widerſetzt hatten, und der Diſtriktschef von Warmbad, der Leutnant Jobſt, mit dem Sergeanten Snay und vier Reitern den Kapitän William Chriſtian, um deſſen Widerſtand zu brechen, verhaften wollte, da kam es zu einem plötzlichen Kampfe, in dem zwar der Anführer der aufſäſſigen Eingeborenen getötet wurde, der aber auch dem Leutnant Jobſt und dem Sergeanten Snay den Tod brachte. Mit großer Mühe nur erreichten die übrigen Begleiter, von denen zudem noch zwei verwundet worden waren, die ſchützende Station, die ſodann von den nachfolgenden Schwarzen ange-

*) Die nachfolgende, bereits in Teil I „Die Kämpfe mit den Hereros" gemachte Ausführung, iſt hier des beſſeren Verſtändniſſes halber, nochmals gegeben worden.

griffen, von dem Leutnant v. dem Busſche aber erfolgreich gegen ihre Angriffe verteidigt wurde, bis Hilfe nahte.

Am 29. Oktober traf die traurige Botſchaft von dem unglücklichen Geſchicke des Leutnants Jobſt und ſeiner Begleiter in Keetmannshoop ein, um von hier aus ſofort der Haupt- und Gouvernementsſtadt der Kolonie, Windhuk, auf der ſtändigen Lichtfernſprecherlinie übermittelt zu werden, wo das Telegramm noch an demſelben Tage eintraf und alsbald Veranlaſſung zu energiſchen Maßregeln gab, um den Aufſtand noch im Entſtehen zu unterdrücken.

Wenige Stunden nur, nachdem die Nachricht von dem Schickſale des Leutnants Jobſt und ſeiner Begleiter in Keetmannshoop eingetroffen war, hatte der Stationschef, der Hauptmann v. Koppy, mit allen verfügbaren Leuten ſofort den Marſch nach dem Süden angetreten. Es ſtanden ihm nun, da der größte Teil der 3. Feldkompagnie am 27. Oktober zur Unterdrückung der Unruhen nach den großen Karasbergen abmarſchiert war, nur 4 Unteroffiziere und 14 Reiter zu Gebote, mit denen er in ſchnellem Ritte das 278 km entfernt liegende Warmbad bereits am 1. November erreichte. Er hatte alſo mit ſeiner kleinen Schar täglich mehr als 90 km auf ſchlechten Pfaden und in recht ſchwierigem Gelände zurückgelegt, ohne einen Mann oder ein Pferd unterwegs zurücklaſſen zu müſſen. Es war das eine ſchöne Leiſtung gleich zu Beginn der Kämpfe, und ſchon jetzt zeigte ſich in glänzender Weiſe, wie ſo oft ſpäter in allen gefährlichen Lagen, wie ſtark in unſerer Truppe der Drang nach vorwärts war, wie feſt der Wille, an den Gegner heranzukommen, den bedrängten Kameraden und Anſiedlern zu Hilfe zu eilen.

Schleunigſt zogen beim Nahen der kühnen Reiter die Bondelzwarts von dem bedrängten Warmbad nach Süden zu, auf Sandfontein hin, ab. Die Station, die Leutnant v. dem Busſche bislang behauptet hatte, war damit zwar glücklich gerettet, aber leider nicht der Gegner geſchlagen und vernichtet. Zu ſeiner gründlichen Niederwerfung genügten die ſchwachen Kräfte, die jetzt in Warmbad vereinigt waren, jedoch nicht; es mußte zunächſt das Herankommen der 3. Feldkompagnie abgewartet werden. Dieſe

hatte auf dem Marsche nach den Karasbergen alsbald den Befehl zugeschickt erhalten, sofort umzukehren, sich in Keetmannshoop durch Einstellen der Reserven zu verstärken und schleunigst nach Warmbad nachzueilen. Am 16. November traf sie hier ein, und unverweilt schritt nun Hauptmann v. Koppy, nachdem er noch eine Witboiabteilung herangezogen hatte, am 20. November zum Angriff auf den bei Sandfontein in schwer zugänglicher Stellung stehenden Gegner. Nach heftigem Kampfe auseinander gesprengt, wich der eine Teil der Bondelzwarts östlich nach Hartebeestmund am Orangeflusse aus, der andere westlich nach Uhabis zu. Ohne Warmbad möglicherweise den Angriffen der Schwarzen auszusetzen, war auch jetzt die schwache Truppe allein noch nicht imstande, gegen den auf mehr als 150 km auseinandergetriebenen Gegner etwas Entscheidendes zu unternehmen; sie mußte die Ankunft weiterer Verstärkungen abwarten, die in der 1. Feldkompagnie unter Oberleutnant Graf v. Stillfried nahte.

Auch diese Truppe hatte unmittelbar nach dem Eintreffen der Unglücksbotschaft ihren Standort Windhuk schleunigst verlassen und die 565 km betragende Entfernung nach Keetmannshoop in 19 Tagen zurückgelegt. Aber obwohl auch noch die Gebirgsbatterie herangeeilt war, sowie eine Bastardabteilung, so sah sich doch der jetzt hier Höchstkommandierende, Hauptmann v. Fiedler, dazu gezwungen, eine abwartende Haltung den Aufständigen gegenüber einzunehmen, da Verpflegungsschwierigkeiten zunächst weitere Operationen unmöglich machten. Dieses Zögern für Schwäche haltend, griffen die Eingeborenen die Station Uhabis an und nahmen sie und zwangen ferner auch den mit 20 Bastards gegen Hartebeestmund vorgegangenen Oberleutnant Böttlin zum Übertritt auf englisches Gebiet.

Dieser unhaltbare Zustand veranlaßte am 25. Dezember den Gouverneur, Oberst Leutwein, der sich Anfang Dezember selbst nach dem Süden begeben hatte, nun auch noch den Hauptmann Franke mit der 2. Feldkompagnie aus Omaruru heranzuziehen. Der Oberst war sich zwar nicht einen Augenblick darüber im Unklaren, daß die Entblößung des mittleren Teiles der Kolonie ein höchst ge-

fährliches Unterfangen war, aber er glaubte es wagen zu dürfen im Hinblick auf die bisherige Haltung der Hereros, die er nur als geduldige und lenksame Menschen kennen gelernt hatte.

Die Kompagnie erreichte jedoch nicht mehr ihren Bestimmungsort. Denn einerseits hatte am 27. Dezember der Hauptmann v. Fiedler mit dem neuen Kapitän der Bondelzwarts, Johannes Christian, einen Waffenstillstand abgeschlossen, und der Gouverneur mit dem Führer der Aufständischen in den Karasbergen, Claas Matros, Unterhandlungen angeknüpft, andererseits aber war plötzlich im ganzen Hererolande, an vielen Stellen zugleich, die helle Flamme des Aufstandes emporgelodert. —

Die begonnenen Verhandlungen führten am 27. Januar zum Friedensschlusse in Kalkfontein. In dem Vertrage wurde festgesetzt, daß die Bondelzwarts sämtliche Waffen und alle Munition abzugeben, die Karasberge und noch zu bestimmendes Kronland abzutreten, sowie alle des Mordes oder Raubes beschuldigten Stammesangehörigen auszuliefern hatten. Zu letzteren gehörten auch Morenga und die Brüder Jakob und Eduard Morris.

Doch auch dieser Friede war mehr der Überredungskunst des Oberst Leutwein zu verdanken, als der Kraft der deutschen Waffen, und, was noch viel verhängnisvoller sein mußte war das, daß die Friedensbedingungen durch die Namakapitäne in einer Art Gerichtsverhandlung unter dem Vorsitze des Bezirksamtmanns v. Burgsdorff festgesetzt worden waren. Man hatte so die Wilden zu Richtern zwischen Weißen und Eingeborenen gesetzt und damit einen unverzeihlichen Fehler begangen.

Die Strafe hierfür folgte auf dem Fuße nach. Von den zwölf Mördern entkamen durch Unterstützung der Eingeborenen zehn nach englischem Gebiete, von wo sie dann kühne Raub- und Mordzüge in unsere Kolonie hinein unternahmen, und von den Waffen gelangte nur ein kleiner Teil zur Abgabe. Wenn nun auch die Anzahl der abgelieferten Gewehre immer noch größer war, als die der 1898 abgestempelten Feuerwaffen, so will das nicht viel sagen, da gerade in der dazwischen liegenden Zeit durch Schmuggel sehr viele Schuß-

waffen über die Grenze gekommen waren. Tatsächlich blieben die meisten der Bondelzwarts im Besitze ihrer Gewehre.

Dank der geringen verfügbaren Stärke der Sieger verzögerte sich auch die Abtretung des Gebietes in recht unliebsamer Weise, und das wieder war eine unversiegbare Quelle der Beunruhigung für die Bondelzwarts, die sich in ihrem Besitztum ständig bedroht sahen.

Zu alledem kam dann schließlich, daß unsere Erfolge gegen die Hereros zunächst nur recht geringe waren, die Hottentotten die Deutschen bald am Ende ihrer Kräfte glaubten und befürchteten, daß auch sie, wenn die Unterwerfung der Hereros erst gelungen war, völlig ihrer Freiheit beraubt werden würden.

Aus diesen Gründen nahm die Gärung unter den Hottentotten zusehends zu, und wenn auch der Oberst Leutwein die „Lage für ungefährlich hielt und nur aus politischen Gründen 150 Berittene und eine Batterie zu 4 Geschützen C/96" erbat, so sah man in Berlin doch klarer und sandte 300 Mann. — Mit der Kompagnie des Hauptmanns v. Koppy sollte diese Verstärkung das III. Bataillon des 2. Feldregiments (7., 8., 9. Kompagnie) unter Befehl des Majors v. Lengerke bilden.

Während nun die 7. Kompagnie auf Befehl des neu ernannten Kommandeurs der Schutztruppe, Generalleutnants v. Trotha, zur Unterstützung des Etappenkommandeurs in Swakopmund zurückgehalten wurde, trafen die übrigen Teile am 2. Juli in Lüderitzbucht ein.

Hier hatte der Major Lequis vom Generalstabe in höchst fürsorglicher Weise und weitschauender Voraussicht alle Vorbereitungen nicht nur allein für die schleunige Ausschiffung der ankommenden Truppen getroffen, sondern auch für die Ausführung des ungemein schwierigen Marsches durch die etwa 130 km breite, unwirtsame Küstenzone, so daß der Transport in recht kurzer Zeit ausgeladen und auch sofort in Marsch gesetzt werden konnte.

Schon am 22. Juli erreichten die Truppen Keetmannshoop, indem sie den Weg teils über Ukama, teils über das 20 km nördlich davon gelegene Tschaukaib-Kubub genommen hatten.

Das Eintreffen der Verstärkung trug jedoch nicht zur Besserung der Lage bei, im Gegenteil; diese verschlechterte sich, weil die Eingeborenen in der Ankunft neuer Kräfte den Beginn ihrer völligen Unterdrückung erblickten. Die Gärung stieg bedenklich unter denselben, und nur der geeignete Führer fehlte noch, um die Wilden fortzureißen, den schwelenden Funken zur lodernden, verzehrenden Flamme des Aufstandes zu entfachen. Dieser Führer entstand in Morenga, der, von unbezähmbarem Rachedurst gegen alle Deutschen erfüllt, dabei begabt, tatkräftig, kühn und verschlagen, seine Stammesgenossen und alle Eingeborenen geistig himmelhoch überragend, sich offen und furchtlos gegen die fremden Unterdrücker auflehnte.

Jakob Morenga — er selber nennt und schreibt sich „Marinka" —, von hoher, ansehnlicher Gestalt, ist der Mischehe eines Hereros und einer Damara entsprossen. Sein Gesicht, seine Haltung tragen unverkennbar die Merkmale des Hererovolkes. Von seiner gewaltigen Persönlichkeit zeigte es, daß er die Bondelzwarts, einen Stamm der gelben Hottentotten, mit ihren alten, angestammten Kapitänsfamilien unter seinen Willen zwang, obwohl gerade diese Wilden nach ihrem Charakter, ihrem Selbstgefühl und ihrer unglaublichen Überhebung sich nur in den seltensten Fällen und mit großem Widerstreben der Führung eines Schwarzen fügen. Aber mit klarem Verstande und sicherem Blicke versehen, mit persönlichem Mute und großer Unerschrockenheit, führte Morenga seine Unternehmungen und Raubzüge, wobei ihm die Kenntnis des Landes, in dem ihm kein Schlupfwinkel, kein Auslug fremd waren, mit so glücklichen Erfolgen durch, daß sein Name weit über die Grenzen seines Landes hinausgetragen wurde und auch die Bondelzwarts willig seine Überlegenheit anerkannten.

In früheren Jahren als Arbeiter in den Minen von Port Nolloth tätig, ging er später in unsere Kolonie zurück. Bald stieg er bei Hendrik April, dem Kapitän der in den Karrasbergen ansässigen Bondelzwarts, zu einem einflußreichen Führer empor. Als einer der eifrigsten Rädelsführer schürte er unablässig den Aufstand, verhöhnte er die Gesetze des Gouverneurs, zerriß er öffentlich die Stempelkarten, die

zum Führen eines Gewehres berechtigten, und forderte er allerorts in feurigen Reden die Eingeborenen auf, das verhaßte Joch der Deutschen abzuschütteln. Er selbst schritt in wildem Hasse zu Brandstiftungen und Mordtaten und regte, da all die Räubereien und Scheußlichkeiten ungestraft blieben, die übrigen Wilden zu einem gleichen Tun an. Sein böses Beispiel wirkte höchst verderblich auf die Eingeborenen, in deren Augen das Ansehen des bisher für unantastbar gehaltenen Deutschtums erheblichen Schaden erlitt. Als er dann als Mörder geächtet und eine Belohnung von 1000 Mark auf seinen Kopf gesetzt wurde, da entwich er über die englische Grenze. Doch schon im Juli des Jahres 1904 kehrte er mit einer kleinen, wohlbewaffneten Bande in unsere Kolonie zurück, um, in noch viel grausamerer und bestialischerer Weise wie vorher, seine Mord- und Greueltaten von neuem zu beginnen, und da die einzelnen Farmer sich nicht zu widersetzen wagten, so war sein Erfolg ganz erstaunlich. Er bekam durch diese Plünderungen viele Waffen und eine große Menge Munition in seine Hände, und schnell wuchs seine Bande auf etwa 100 gewehrtragende Leute an.

Von dem Wunsche beseelt, diesem Unwesen an der Grenze Einhalt zu gebieten, entsandte der Major Lengerke, dessen Truppen wegen des infolge der Seereise schlechten Zustandes der Pferde noch nicht gefechtsbereit waren, einen Zug unter Leutnant v. Stempel an die Grenze, mit dem Auftrage, zu verhindern, daß Morenga, der ein festes Lager auf den Schambockbergen, etwa 100 km östlich der Großen Karrasberge sich hergerichtet hatte, wieder über die Grenze entschlüpfe, ehe noch das Strafgericht ihn ereilt habe.

Am 30. August stieß dieser Offizier bei Kouchanas, als er einen seiner von Morengas Bande gefangenen Soldaten befreien wollte, auf diesen Führer selbst mit seiner Schar. In dem sich alsbald entspinnenden Gefechte fiel der Leutnant v. Stempel als erstes Opfer des Hottentottenaufstandes, mitten durchs Herz geschossen, mit ihm der Sergeant Stolle und der Gefreite Arndt. Von allen Seiten durch eine

Major v. Kampţ.

Major Meiſter.

Major Freiherr v. Nauendorff.

Hauptmann v. Burgsdorff.

ſtarke Übermacht ſchwer bedrängt, auf Hunderte von Kilometern Entfernung keine Hilfe wiſſend, gelang es dem umſichtigen tapferen Unteroffizier Ebernickel, den Zug bis nach Garabis zurückzuführen. Hier verſchanzte er ſich mit den Leuten und behauptete die Stellung gegen Morengas wiederholte Angriffe dank des ruhigen, ſichern Feuers bis zum Abend des 3. September, als ihm ganz unerwartet Hilfe kam.

Sehr richtig erkennend, daß dieſem verſchlagenen, gewandten Bandenführer mit ſchwachen Kräften nicht beizukommen ſei, hatte der Oberſt Leutwein dem Major v. Lengerke, nachdem er von der vereinzelten Operation Kenntnis erhalten hatte, den Befehl erteilt, nicht einzelne Teile ſeiner Truppen gegen Morenga auszuſpielen, ſondern alle verfügbaren Kräfte einzuſetzen. Schleunigſt wurden daraufhin die übrigen zwei Züge der 9. Feld- (früheren 3. Schutztruppen-)Kompagnie unter ihrem Führer, dem Hauptmann v. Koppy, nördlich, der Hauptmann Fromm mit einem Zuge der 8. Kompagnie und zwei Geſchützen C/96 der 8. Batterie ſüdlich um die Großen Karrasberge herumgeſandt, während der Hauptmann Wehle mit zwei Zügen der 8. Kompagnie und der anderen halben Batterie die Weſtausgänge aus dem Gebirge bei Waſſerfall ſperrte.

Zur rechten Zeit und in höchſter Not traf ein in Gewaltmärſchen vorgetriebener Zug der 9. Kompagnie bei dem hartbedrängten Unteroffizier Ebernickel mit ſeiner braven Schar ein, worauf Morenga von weiteren Angriffen Abſtand nahm, um eine feſte Stellung am Oſtrande der Großen Karrasberge, bei Narudas, zu beziehen.

Obwohl nun der Major v. Lengerke, der ſich mit der Abteilung Fromm bei Deveniſchpütz, 35 km ſüdweſtlich der Schambockberge gelegen, befand, die Unzulänglichkeit ſeiner Mittel erkannt haben mußte, ließ er ſich doch dazu verleiten, ſeine Truppen noch mehr zu teilen, um den Gegner auch von Norden und Süden her einzukreiſen. Er entſendete zu dieſem Zwecke den Hauptmann Fromm mit etwa einem Zuge nach dem Südhang des Gebirges, den Oberleutnant Ritter v. Roſenthal in nordweſtlicher Richtung auf Narubis, 30 km öſtlich Narudas.

Auf seinem Marsche nach Süden hatte der Hauptmann Fromm am 21. September Gais erreicht, als er plötzlich von Morenga mit neunzig Mann, etwa 50 km südlich von dessen befestigtem Lager, überraschend angegriffen wurde. So nachhaltig wurden die Deutschen hierbei bedrängt, daß sie gezwungen waren, sich nach bald siebenstündigem schweren Kampfe unter einem Verluste von 5 Verwundeten in südlicher Richtung auf Kalkfontein zu zurückzuziehen.

Mit diesen Erfolgen nicht zufrieden, warf sich Morenga wieder völlig überraschend, wie ein genialer Feldherr auf der inneren Linie operierend, am Morgen des 5. Oktober auf den bei Wasserfall, etwa 80 km Luftlinie von Gais entfernt stehenden Hauptmann Wehle. Zwar gelang es diesem noch unter einem Verluste von 2 Toten und 7 Verwundeten den Angriff abzuschlagen, aber die Kompagnie verlor den größten Teil ihrer Pferde und Esel, die vom Gegner ins Gebirge getrieben und erbeutet wurden. Eine Verfolgung Morengas war unmöglich, da die Truppe fast unbeweglich geworden war. Sie wurde nach Keetmannshoop zurückgenommen.

Inzwischen hatte auch der Major v. Lengerke, bis auf einige an der Grenze verbleibende Posten, die 9. Kompagnie nach Kalkfontein zurückgezogen, wohin er selbst gegangen war.

So hatte der kühne Wilde in höchst geschickter Weise es verstanden, dank seiner großen Beweglichkeit und seiner hervorragenden Eigenschaften als Führer, unseren Truppen recht empfindliche Schläge zu versetzen. Man wurde inne, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu tun hatte, sondern mit einem höchst beachtenswerten, genialen Manne. —

Dem durch diese Erfolge Morengas in drohende Nähe gerückten Ausbruch der Unruhen im Süden bei den Warmbader Bondelzwarts kam der Major glücklicherweise dadurch zuvor, daß er die sich unter allerlei Gründen in und bei Warmbad sammelnden, waffentragenden Eingeborenen — es waren 70 Wilde mit ihrem Führer Johannes Christian und mehrere Witbois — festnehmen ließ.

Kriegsgliederung der im Dezember 1904 im Namalande stehenden Teile der Schutztruppe.*)

Truppenführer im Süden: Oberst Deimling, Kommandeur des 2. Feld-Regiments.
Adjutant: Oberleutnant Ahrens.
Ordonnanzoffizier: Oberleutnant Kirsten.
Feld-Signaltrupp: Leutnants Auer v. Herrenkirchen, Fürbringer.
Ev.-Feldgeistlicher: Div.-Pf. Schmidt.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatz.

Südabteilung.
Major v. Lengerke.

III. Bataillon 2. Feld-Regiments.
Major v. Lengerke.
Adjutant: Lt. Clausnitzer.
Bataillonsarzt: Stabsarzt Dr. Wienecke (vom 3. Feldlazarett).
Ass.-Arzt: Blumers.
Zugeteilt: Hptm. a. D. Fromm.

9. Kompagnie.
Hptm. v. Koppy.
Oblt. Gr. v. Kageneck.
Lt. Schmidt.
Lt. v. Heydebreck.
Stabsarzt Dr. Otto.

8. Kompagnie.
Hptm. Wehle.
Oblt. Gr. Stosch.
Lt. v. Rheinbaben.
Lt. Arzt.
Lt. d. Res. Seydel.

Artilleriezug der 9. Kompagnie.
Oblt. Ritter u. Edler v. Rosenthal.
C/73. Geb.Gesch.

8. Batterie.
Hptm. Kirchner.
Oblt. Schönberg.
Oblt. Barack.

Auf den rückwärtigen Verbindungen oder im Anmarsch.

9. Gebirgs-Batterie.
Hptm. Winterfeldt.
Lt. Rohne.
Lt. Wolff.

1. Eisenbahnbau-Komp.
Hptm. Schultze.
Oblt. Ehrenberg.
Lt. Wagenführ.

3. Ersatz-Kompagnie.
Oblt. v. Livonius.
Lt. Effnert.
Lt. Chales de Beaulieu.
Lt. d. Res. Eichhoff.
Ass.-Arzt Erhart.

Zugeteilt:
Burenkommando.
Lt. d. Res. v. Trotha.

*) Diese und die später angegebenen Kriegsgliederungen usw. sind dem Berichte des Großen Generalstabes entnommen.

Im übrigen wurde nach seinen Anordnungen eifrig alles für die weiteren, allem Anscheine nach recht schwierigen Operationen vorbereitet, die begonnen werden sollten, sobald die durchaus notwendigen Verstärkungen eingetroffen waren. Bis dahin hatten zunächst zu verbleiben: die Abteilung Wehle in Keetmannshoop, diejenige Fromms in Warmbad und Hauptmann v. Koppy mit seiner Kompagnie in Sandfontein. —

Doch schon Mitte November sah sich der Major veranlaßt, mit dem Detachement des Hauptmanns Fromm nach Keetmannshoop zu marschieren, weil ein Vorgehen Morengas gegen diesen Ort zu befürchten war. Die Kompagnie v. Koppy blieb allein im Süden der Kolonie zurück.

Wiederum zeigte Morenga sich als Feldherr. Erkennend, von welcher Wichtigkeit Warmbad den Deutschen für die Herbeischaffung ihrer Heeresbedürfnisse war, als Stützpunkt für den Verkehr nach dem Kaplande, wie schwer sie der Verlust der in diesem Orte niedergelegten Vorräte treffen und welch großen Vorteil es ihm bringen mußte, die dort inhaftierten Witbois zu befreien, ging er mit großer Schnelligkeit und Schlauheit zu einem Handstreich auf diesen Posten los.

Ohne Zweifel war das Gerücht, daß er Keetmannshoop und nicht etwa Warmbad angreifen wolle, mit berechnender Klugheit von ihm ausgesprengt worden.

Am 23. November hatte sich der Hauptmann v. Koppy mit dem Leutnant Schmidt von Warmbad, wo der Hauptteil seiner Kompagnie vereinigt war, nach dem etwa 50 km südwestlich liegenden Ramansdrift begeben, zugleich jedoch auch eine stärkere Patrouille unter dem Leutnant v. Heydebreck nach Homsdrift entsandt. Selbstredend war diese erhebliche Schwächung der Besatzung den schwarzen Spähern nicht entgangen. Um aber noch mehr Kräfte nach außen herauszuziehen und so die Widerstandsfähigkeit der Station weiter zu vermindern, überfielen am 25. November die Wilden südlich des Ortes die Herden und trieben sie von dannen, in der richtigen Voraussetzung, daß ihnen stärkere Patrouillen nachgesandt werden würden. Und so geschah es denn auch. Der Oberleutnant Graf Kageneck, der an Stelle des abwesenden Hauptmanns den Oberbefehl führte,

schickte, als die Meldung von den Räubereien einlief, alsbald zwei Patrouillen auf Aurisfontein zu ab, um die Wilden zu bestrafen und das Vieh wieder zurückzubringen.

Während nun die eine der Patrouillen gegen Abend zurückkehrte, ohne den Gegner gesehen zu haben, wurde die andere, etwa 10 km südlich Warmbad, bei Aurisfontein plötzlich von mehreren Seiten heftig beschossen. Es gelang ihr noch, unter Führung des Unteroffiziers Wannemacher, der für den schwerverwundeten Unteroffizier Nickel den Befehl übernommen hatte, eine Kuppe zu erreichen und sich dort zu verschanzen, auch glückte es dem Reiter Schulz, den Ring der Schwarzen trotz heftigen Feuers zu durchbrechen und die Unglücksbotschaft nach Warmbad zu bringen. Sofort machte sich der Graf v. Kageneck mit 25 Reitern auf, um den Bedrängten noch am Abend Hilfe zu bringen.

Schon hatten sich die Reiter den Kameraden fast auf Rufweite genähert, ohne daß sie vom Gegner etwas gemerkt hatten, da prasselte ihnen plötzlich aus den dunkeln Klippen heraus, von allen Seiten, ein heftiges Feuer entgegen. Um das mitgenommene, sich gerade in einem Rivier befindliche Geschütz zusammenballend, waren die Leute, ohne jede Deckung auf dem weißen Flußsande dem Feuer der Wilden schutzlos preisgegeben, in einer höchst bedrängten Lage, in einer weit schlimmeren noch, wie die nicht von ihnen erreichte Patrouille auf der Kuppe selbst. Hier boten die Felsblöcke wenigstens noch etwas Schutz. Langsam zog die Nacht dahin, und als die Sonne am andern Morgen am wolkenlosen Himmel sich zeigte, da begann der erbitterte Kampf von neuem. Alle Pferde fielen durch die Kugeln der Bondelzwarts, und unsäglich litten die Leute unter dem quälenden Durste auf dem glühenden Sande.

Auf Rettung hoffte wohl keiner mehr, und doch war sie nahe.

Als Hauptmann v. Koppy mit dem Unteroffizier Schütze in der Nacht zum 26. November auf dem Rückritte nach Warmbad begriffen war, erhielt auch er plötzlich Feuer von entgegenkommenden Reitern, die er bei dem fahlen Lichte der hereinbrechenden Morgendämmerung für eine

deutsche Patrouille gehalten hatte. Sofort erkannte er die höchst gefährliche Lage, in die sie geraten waren. Beide Reiter rissen ihre Pferde herum und jagten in wildem Ritte auf weitem Umwege nach Warmbad. Glücklich langten sie hier an, und nun erfuhr der Hauptmann v. Koppy vom Oberleutnant v. Rosenthal, der das Kommando in der Station nach dem Wegritt des Grafen Kageneck übernommen hatte, was geschehen war. Tatkräftig griff er sofort ein. Er ließ zunächst die gefangen gehaltenen siebzig Hottentotten auf die alte Station zusammenbringen, legte eine gehörige Menge Dynamit unter das Haus und befahl den sechs Reitern in Gegenwart der Wilden, das Haus mit den Gefangenen in die Luft zu sprengen, falls ein Fluchtversuch gemacht oder es sonstwie notwendig werden sollte. Sodann eilte er mit dem Rest der verbleibenden Reiter, es waren noch achtundzwanzig, in kühnem Entschlusse und treuer Kameradschaft, so schnell, als es das mitgenommene Geschütz gestattete, den arg Bedrängten zu Hilfe.

Eine ihm in einer vorgeschobenen Stellung entgegentretende Abteilung des Gegners warf er in schnellem Anlaufe zurück, und von der Höhe der genommenen übersah er das Gelände und die verzweifelte Lage, in der sich die Patrouillen des Grafen Kageneck und des Unteroffiziers Wannemacher befanden. Zugleich bemerkte er aber auch, wie ein starker Trupp Hottentotten auf Warmbad zu im Marsche war. Einige gut sitzende Schüsse aus der mitgebrachten Kanone sprengten den feindlichen Schwarm glücklicherweise sofort auseinander, und nunmehr gelang es, nachdem die unerschrockenen Reiter das einsam im trockenen Flußbett stehen gebliebene Geschütz, trotz des Feuers der Wilden, auf die Höhe gebracht hatten, die Patrouillen aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Doch erst mit einbrechender Dunkelheit gab Morenga den hartnäckigen Widerstand auf und zog nach Süden zu ab in der Richtung auf Kinderzit.

Erst um Mitternacht konnte der Hauptmann v. Koppy, nachdem die halb verschmachteten Leute der Patrouillen sich gekräftigt hatten und die Verwundeten verbunden worden waren, den Marsch nach Warmbad antreten. Die völlig marschunfähigen Leute des Grafen Kageneck mußten ge-

fahren werden; sie hatten zu stark gelitten, und fast alle, vor allem die Verwundeten, waren dem Tode durch Verschmachten nahe gewesen, obwohl der Stabsarzt Dr. Otto, des feindlichen Feuers nicht achtend, sich unablässig in treuer Pflichterfüllung um sie bemüht hatte.

Noch weit schlimmer als diesen Reitertrupps war es den Patrouillen der Leutnants v. Heydebreck und Schmidt ergangen. Von Ramansdrift, wo sich beide vereinigt hatten, waren sie in der Abenddämmerung bei Aluris fontein angekommen, nicht weit entfernt von der Stelle, wo die anderen Reiter, von deren Lage sie natürlich keine Kenntnis hatten, bereits von den Eingeborenen eingekreist waren, als sie plötzlich aus dem Hinterhalte beschossen wurden. Der Leutnant Schmidt fiel sofort, während es dem Leutnant v. Heydebreck und den anderen Reitern gelang, eine Kuppe zu erreichen und sich dort zu verschanzen. Drei andere Reiter wurden von dem Trupp abgesprengt und retteten sich durch die Hottentotten hindurch nach Ramansdrift. Mit Tagesanbruch begann auch hier der Kampf aufs neue, doch begnügten sich die Bondelzwarts nicht nur damit, die von allen Seiten eingeschlossenen Deutschen von fern her zu beschießen, sie gingen diesmal auch angriffsweise vor, und unter ihrem Feuer fielen alle die wackeren Kämpfer. Nur ein Mann, der schwer verwundet, als tot liegen blieb, entrann dem Gemetzel. Der Leutnant v. Heydebreck hatte fünf Schüsse erhalten. —

In Erwartung eines Angriffs auf Warmbad ließ der Hauptmann v. Koppy, in der Station eingetroffen, sofort alle Vorbereitungen treffen für den zu erwartenden Kampf auf Leben und Tod. Und er tat recht daran. Er hatte Morenga erkannt, denn schon am Abend des 27. November erschien jener mit seiner blutdürstigen, durch den Erfolg gewaltig erregten Bande, um den Ort alsbald von allen Seiten zu umschließen und das Feuer auf die Besatzung zu eröffnen.

Doch vergebens war sein Mühen. Mit großen Verlusten wurden an diesem und den folgenden Tagen die wütenden Angriffe abgeschlagen. So gehoben aber war der unermüdliche Bandenführer von seinen Erfolgen, so durch-

drungen von seiner Unwiderstehlichkeit, daß er die Besatzung regelrecht zur Übergabe aufforderte; in der Geschichte der Kolonialkriege wohl ein einzig in seiner Art dastehendes Ereignis.

Erst nachdem Morenga erkannt hatte, daß alle Versuche, die Station zu nehmen, fehlschlugen und ihm jede Aussicht auf Erfolg geschwunden war, zog er sich, alles Vieh, dessen er habhaft werden konnte, mit sich nehmend, nach Norden hin, in seine Schlupfwinkel in den Karrasbergen zurück.

In höchst geschickter und verschlagener Weise hatte er es verstanden, zum Angriffe die rechte Zeit zu wählen, sowie die Besatzung aus der Station herauszulocken, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die ganze Kompagnie dem Untergange geweiht gewesen wäre, hätte der Hauptmann v. Koppy nicht so umsichtig und tatkräftig eingegriffen. Ihm gebührt für sein tapferes Verhalten nicht minder wie seiner heldenhaften Truppe, an deren Standhaftigkeit, Ausdauer und Mut die höchsten Anforderungen gestellt worden waren, die größte Anerkennung.

Zehn Tote und zehn Verwundete, sowie leider auch zwei Vermißte hatten die Kämpfe an Opfern gefordert. Aber sie waren nicht umsonst gebracht, denn Warmbad war gerettet worden und das deutsche Ansehen in Südwest-Afrika vor einem schweren Schlage verschont geblieben.

Nur einer höheren Fügung ist es zuzuschreiben, daß der schneidige Hauptmann nicht an jenem Morgen den Tod durch die Kugeln der Hottentotten fand, daß es ihm daher möglich wurde, die Patrouillen zu retten, Warmbad mit seinen großen Vorräten zu behaupten, die Befreiung der siebzig Bondelzwarts zu verhindern und den so wichtigen Weg vom Kaplande her offen zu halten.

Die Beherrschung dieser Verbindung aber war für die Herbeischaffung der Armeebedürfnisse im südlichen Teile von der allergrößten Bedeutung. Die Operationsfähigkeit der Truppen hing von dieser ab, denn die das Meer mit dem Inneren verbindende Eisenbahn liegt mit dem südlichsten Punkte, Windhuk, noch etwa 700 km von Warmbad entfernt, und der Baiweg, der von der Lüderitzbucht nach

Keetmannshoop führt, gestattet nur in sehr beschränktem Maße die Zufuhr.

Dieser Baiweg ist nicht etwa eine feste Straße; er kennzeichnet sich nur durch die Wagenspuren und durch die längs derselben liegenden Gerippe verendeter Zugtiere. Zunächst durch einen 5—6 km breiten Gürtel der Wanderdünen führend, die der Bewegung der Wagen die größten Hindernisse bereiten, erreicht er das etwa 40 km entfernte Ukama, die einzige Wasserstelle an dem Wege durch die todesstarre Wüste. Nur schwer zu finden ist der Weg in den wandernden Sanddünen zu der nur spärlich Wasser spendenden Stelle, und deshalb werden allnächtlich Leuchtraketen abgeschossen, um Irrenden den rechten Pfad zu weisen. Sodann windet er sich weiter durch wüstes Geröll und scharfe Klippen, durch ausgedörrte Sandfelder oder spärlich bewachsene Grasflächen, um nach weiteren 90 km Kubub zu erreichen. Dann führt er weiter durch eine 70 km lange Durststrecke bis Kuibis, überschreitet die tief eingerissenen, zur Zeit des Hochwassers jedoch unüberwindlichen Riviere des Konkip und großen Fischflusses, und endet schließlich nach einer Länge von 350 km in Keetmannshoop. 25 Tage braucht für gewöhnlich der mit 10 Joch Ochsen bespannte, infolge der großen Beanspruchung sehr schwer gebaute Wagen, um die Strecke Lüderitzbucht—Keetmannshoop zurückzulegen, und ohne weiteres dürfte es klar sein, daß diese Verbindung nicht genügen konnte, den Bedarf an Armeebedürfnissen sicherzustellen.

Wäre daher Warmbad gefallen und, was dann höchst wahrscheinlich in nicht zu ferner Zeit stattgefunden hätte, der Baiweg unterbunden worden, so hätten die weiteren Operationen tatsächlich vor unüberwindlichen Schwierigkeiten gestanden. —

Inzwischen war aber auch der Aufstand im nördlichen Namalande zum Ausbruch gekommen, dessen Seele der etwa achtzigjährige Hendrik Witboi war.

Seit der Unterwerfung nach den Kämpfen in der Naukluft hatte sich diese auf die eingeborene Bevölkerung einen

großen Einfluß ausübende Persönlichkeit stets als zuverlässiger Verbündeter gezeigt, und felsenfest waren der Gouverneur Leutwein und der Bezirksamtmann v. Bürgsdorff von dessen Treue und Ergebenheit überzeugt. Doch lange schon gärte es unter den Eingeborenen, und trotz der wiederholten Versicherungen jener beiden Offiziere, daß ihrer Ansicht nach ein Aufstand nicht zu erwarten sei, waren doch unter der weißen Bevölkerung die Befürchtungen des plötzlichen Ausbruchs der Unruhen recht lebendig vorhanden.

Unvorsichtige Äußerungen durch das Verhalten der Deutschen dreist gemachter Wilder, Warnungen gut gesinnter, die Flucht eines Teiles der Witboi-Hilfstruppe im Hererolande, das Zusammenströmen der Hottentotten um Rietmont, dem jetzigen Sitze Hendriks, das alles waren so drohende Anzeichen, daß sich ihrer Einsichtsvolle nicht mehr entziehen konnten.

Was nun Hendrik veranlaßt hat, sein gegebenes Wort zu brechen, wird wohl nie mehr ergründet werden; vielleicht war es die in Aussicht stehende Entwaffnung der Hottentotten, oder der Wechsel im Oberkommando, vielleicht der Ausgang der Gefechte am Waterberge, die wegen der nicht erreichten völligen Vernichtung des Hererovolkes als ein Mißerfolg der deutschen Waffen verkündet wurden, vielleicht aber waren es auch religiöse Beweggründe und die sich immer mehr und mehr unter den Afrikanern ausbreitende Ansicht, daß Afrika den Farbigen allein gehöre. Diese Lehre wurde von einem Wanderapostel der sogenannten äthiopischen Kirche, einem Betschuana-Hottentotten mit Namen Stürmann Skipper, überall verkündet. Dieser Mann gab sich als von Gott gesendet aus, von dem er den Befehl erhalten habe, alle Weißen aus Afrika zu vertreiben. Großen Einfluß gewann er auf Hendrik Witboi, der fest an seine Sendung glaubte, ebenso wie viele angesehene Hottentotten.

Mag nun der Grund zum Abfall gewesen sein, welcher er wolle, den Kriegern, denen ein wildes, ungebundenes Leben mehr zusagte, als die friedliche Kulturarbeit, zu der sie angehalten wurden, kam der Orlog sehr erwünscht. Sie konnten nur gewinnen und freudig sammelten sie sich um ihren alten Führer.

Am 3. Oktober hatte der Bezirksamtmann v. Burgsdorff einen Brief von Hendrik Witboi erhalten, in dem dieser ihm mitteilte, daß er „jetzt aufhören wolle, der deutschen Regierung zu folgen".

Sofort hatte sich der Hauptmann zu dem alten befreundeten Kapitän auf den Weg gemacht, um ihn umzustimmen, und so fest überzeugt war er von der friedlichen Lösung seines Unternehmens, daß er auf dem weiten Ritte noch nicht einmal eine Waffe bei sich führte. Doch schmerzlich sollte sich das Vertrauen rächen, das der seit Jahren in der fürsorglichsten Weise tätige Beamte den heimtückischen, jeder edlen Regung baren Wilden entgegengebracht hatte.

Es war sein Todesritt.

In Mariental angekommen, nicht weit mehr vom Sitze Hendriks entfernt, wurde der Hauptmann von den sich schnell sammelnden Eingeborenen begrüßt und gefragt, ob er den Brief ihres Kapitäns erhalten habe und, als er das bejahte, alsbald hinterrücks von dem Bastardhottentotten Salomon Sahl niedergeschossen.

Für die Ermordung seines Freundes, so hatte Hendrik den Hauptmann oft genannt, sprach er später dem Mörder seinen Dank aus, sowie seine Zustimmung zu dieser hinterlistigen Tat. „Ich danke dir," so sagte er dem Mörder, „daß du den Hauptmann erschossen hast. Ich hätte es nicht tun und auch nicht den Befehl dazu geben können. Und was hätte ich sagen sollen, wenn der Hauptmann hierher gekommen wäre und mich gefragt hätte, weshalb ich den Orlog wolle? Jetzt ist alles zum Orlog klar. Nun geht und holt euere Leute."

Das war also der Lohn für das Gute, was der Hauptmann v. Burgsdorff in zehnjähriger, pflichttreuer Arbeit den Eingeborenen, im besonderen dem alten Kapitän Witboi entgegengebracht hatte!

Um Rietmont hatten sich zu jener Zeit bereits 800—900 mit Feuerwaffen versehene Hottentotten gesammelt, und unmittelbar, nachdem der Hauptmann erschossen worden war, begann ein grauses Morden aller weißen Männer im Witboilande. Nur die Frauen und Kinder wurden im allgemeinen

geſchont. Sie wurden an die Grenze des Gebiets gebracht und dann ihrem Schickſale überlaſſen.

Dem umſichtigen Feldwebel Beck, der nach dem Abreiten des Hauptmanns v. Burgsdorff das Kommando in Gibeon übernommen hatte, gelang es alsbald, die Station in verteidigungsfähigen Zuſtand zu ſetzen und viele Flüchtlinge in ſeinen Schutz zu nehmen.

Den wohlverteidigten Platz wagte Samuel Iſaak, der die Führung der Witbois im Felde übernommen hatte — Hendrik war in Rietmont geblieben —, nicht anzugreifen; dagegen wurde das Morden und Plündern im Lande mit um ſo größerem Eifer betrieben.

Tapfer wehrten ſich überall die Beſatzungen der kleinen Stationen, und rühmend muß der Nachwelt überliefert werden, wie drei deutſche Soldaten die Station Falkenhorſt, etwa 30 km nördlich Gibeon, zwölf Tage lang gegen die Angriffe der Witbois ſiegreich behauptet haben.

Der Aufforderung Hendriks zum Aufſtand hatten bisher nur die Franzmann-Hottentotten von Gochas unter Simon Kopper Folge geleiſtet, doch ſchloſſen ſich dieſen bald die Roode Natie unter Manaſſe Naroſob, die Feldſchuhträger unter Hans Hendrik, und auch die Bewohner der Großen Karrasberge gingen unter den Kapitänen Stürmann und Claas Matros offen zu Morenga über.

Treu dagegen blieben die Baſtards von Rehoboth unter Hermanus van Wyk, die den Deutſchen noch wertvolle Dienſte leiſten ſollten, ferner die Bethanier unter Paul Fredericks und die Berſabaer-Hottentotten unter ihrem Führer Chriſtian Goliath, während ſich den Witbois andrerſeits wieder die Nordbethanier unter Cornelius, dem Schwiegerſohne Hendriks, anſchloſſen, der bisher dem Stabe Deimlings zugeteilt geweſen war, aber durch wiederholte Krankmeldungen ſeine Entlaſſung aus deſſen Dienſte durchzuſetzen gewußt hatte.

Über die Lage nach dem Ausbruche des Aufſtandes ſagt der Bericht des Generalſtabes:

„Bei allem Unheil, das die Erhebung der Hottentotten hervorrief, war ſie indeſſen für das Land und ſeine Be-

wohner doch nicht zu einer Katastrophe von der Größe des Hereroaufstandes geworden. Um so schwieriger, zeitraubender und verlustreicher sollte freilich die Niederwerfung des Aufstandes werden. Denn hier galt es, einen leicht beweglichen, bedürfnislosen, das Kriegs- und Räuberleben über alles liebenden, vortrefflich schießenden Feind unter bewährten Führern zu bekämpfen; hier erleichterte keine ins Herz des Kriegsschauplatzes führende Bahn die Entwickelung und Erhaltung einer dem Gegner ebenbürtigen Truppenmacht. War auch die Zahl der Feinde gering, so fanden sie an der Natur ihres Heimatlandes, seiner Wasser- und Vegetationsarmut, seiner Wegelosigkeit, seinem Reichtum an Schlupfwinkeln und unzugänglichen Verteidigungsstellungen einen Bundesgenossen, der ihre zahlenmäßige Schwäche reichlich ausglich. Kein Sandfeld schnitt im Namalande den Feind von der Grenze ab, und jenseits von dieser konnten ihm bei der Unmöglichkeit einer strengen Bewachung der weiten, menschenarmen Grenzgebiete alle Kriegsbedürfnisse in hinreichendem Maße zugebracht werden; hier fand er im Notfalle immer wieder eine Zufluchtsstätte."

Eine Verbindung zwischen Keetmannshoop und dem hart bedrängten Gibeon herzustellen, gelang trotz der eifrigsten Bemühungen nicht. Stärkere Kräfte aber konnten nicht entsendet werden, denn die in Keetmannshoop vorhandenen 164 Gewehre waren gerade nur hinreichend, diesen Ort selbst zu schützen.

Die Hilfe für die gefährdeten Stationen im nördlichen Teile des Namalandes konnte nur von Norden her gebracht werden. Hier aber waren alle verfügbaren Kräfte, wie im ersten Teile geschildert worden ist, auf der Verfolgung der Hereros nach dem Osten hin begriffen. Die einzige verfügbare Truppe war die 2. Ersatz-Kompagnie, die auch unverzüglich von Windhuk her, nach dem Süden zu, in Bewegung gesetzt wurde.

Am 10. Oktober traf der Oberst Leutwein in Rehoboth ein und ergriff sofort alle Maßregeln zum Schutze des treu gebliebenen Bastardlandes. Die Kompagnie unter dem Hauptmann Krüger wurde nach Kub, etwa 100 km südlich Rehoboth, vorgeschoben, und durch diese dann die Ver-

bindung mit dem etwa 110 km weiter südlich liegenden Gibeon, Mitte Oktober bereits, hergestellt.

In ganz gewaltigen Märschen zogen unterdessen die Truppen vom Sandfelde heran, die zum Kampfe gegen die Hottentotten bestimmt waren.

Außer der bereits erwähnten 2. Ersatz-Kompagnie waren das zunächst: die 2. Kompagnie des 1. Feldregiments, das II. Bataillon und die 7. Kompagnie des 2. Feldregiments, sowie eine halbe 1. und die 5. Batterie, unter dem Oberbefehl des Oberst Deimling.

Der Oberst Deimling, der nach dem unvergleichlichen, von allen Kennern der örtlichen Verhältnisse für unmöglich gehaltenen Vorstoß durch die Durststrecke, auf Otjimanangombe zu, am 10. Oktober Orlogsende am Epukiro erreicht hatte, traf bereits am 31. Oktober in Rehoboth, 450 km Luftlinie von Orlogsende entfernt, ein. Auch die so rühmlich bekannt gewordene 2. Kompagnie, deren ehemaliger Führer, Hauptmann Franke, krankheitshalber Urlaub nach der Heimat genommen hatte, war von Okatawbaka, in der Nähe des Eisob gelegen, unter dem Oberleutnant Ritter mit der halben 2. (Gebirgs-)Batterie am 4. November bereits in Rehoboth — 350 km Luftlinie — angekommen, um sofort nach Kub weiterzumarschieren, während die 4. Kompagnie des 2. Feld-Regiments und die 5. Feldbatterie, die von Epukiro herangezogen waren, in Rehoboth am 16. und 17. November einrückten. Die 7. Kompagnie des 2. Feld-Regiments war am 16. November in Hoachanas angelangt.

Nach Lage der Dinge im mittleren Teile des Groß-Namalandes hielt es der Oberst Deimling nicht für angezeigt, sein Vorgehen hinauszuschieben, bis alle seine Truppen eingetroffen waren, und wie richtig sein Entschluß gewesen war, das zeigte sich recht bald. Denn als er am 22. November bei Kub mit der 4. Kompagnie eintraf, da kam er gerade noch zur rechten Zeit an, um durch sein Eingreifen die hart bedrängte Abteilung Krüger aus ihrer höchst bedenklichen Lage zu befreien.

Nachdem nämlich der Prophet Stürmann, nicht zu ver-

Adjutant: Oberleutnant Ahrens.
Ordonnanzoffizier: Oberleutnant Kirsten.
Feld-Signaltrupp: Leutnants Auer v. Herrenkirchen, Fürbringer.
Ev. Feldgeistlicher: Div.-Pf. Schmidt.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz.

Auf den rückwärtigen Verbindungen.

2. Erf. Komp.
Lt. Frhr. v. Maltzahn, bis 5. 12.
Lt. d. Ref. Steffens.
Lt. d. Ref. Richters.

¼ Feldtelegraphen-Abteilung.
Lt. Guse.

Bastard-Abteilung.
Oblt. Böttlin.

Feldlazarett Kub.
Stabsarzt Dr. Frantz.
Ass.-Arzt Dr. Goldammer.

Etappe Kub.
Rittm. Helm.

Abteilung Krüger.
Hptm. v. Krüger. (5. 2.)
Zugeteilt Lt. d. Ref. Semper.

7. Komp. 2. F.-R.
Oblt. Grüner.
Lt. Trenk.
Lt. d. Ref. Hellmich.
Stabsarzt Dr. Kirsch.

¼ 5. Komp. 2. F.-R.
Lt. Schimmer.

½ 1. Batterie.
Oblt. Stuhlmann.
Lt. v. Gilsa.

Hauptabteilung.
Oberst Deimling (siehe oben).

II. Bataillon 2. F.-R.
Major Meister.
Adjutant: Lt. Rietzsch.
Bataillonsarzt: siehe 7. Komp.
Ass. Arzt: siehe 5. Komp.

¾ 5. Komp.
Lt. v. Vollard-Bockelberg
Lt. Frhr. Seutter v. Lötzen.
Lt. Schwandtner.
Lt. Klewitz.
Ass.-Arzt Dr. Jäger.

4. Komp.
Hptm. Richard.
Lt. v. Kleist.
Lt. Donner.
Lt. Gr. v. Hardenberg (Rudolf).
Lt. v. Petersdorff-Campen.
Lt. Roßbach.

2. Komp. 1. F. R.
Oblt. Ritter.
Lt. Müller v. Berneck.
Lt. v. der Marwitz (2. 12. gef.).
v. 5. 12. ab:
Lt. Frhr. v. Maltzahn.
Ass.-Arzt Hannemann.

5. Batterie.
Hptm. Stahl.
Lt. Oberbeck.
Lt. Zwicke.
Lt. Mannhardt.
Lt. d. Ref. Semper (v. Mitte Dez. ab).
Ass.-Arzt Dr. Welz.

2. (Gebirgs-Batterie).
Hptm. v. Kleist.
Lt. v. Billerbeck.
Lt. Weinberger (von Mitte Dez. ab).

¼ Feldtelegraphen-Abteilung.

wechseln mit dem Kapitän Stürmann der Hottentotten in den Großen Karrasbergen, mit seinen ihm von Hendrik Witboi gegebenen dreißig Gottesstreitern (Soldaden van God de Vader des Hemels en der aarde) und zusammengetriebenen Witbois einen Angriff auf die 7. Kompagnie in Hoachanas gemacht hatte, aber abgewiesen worden war, hatte er Hendrik Witboi endlich dazu gebracht, angriffsweise gegen Kub vorzugehen, wo das Vieh der dorthin geflüchteten Ansiedler und Buren, sowie die gefüllten Magazine der Deutschen eine gute Beute versprachen.

Mit etwa 300 gut bewaffneten Witbois erschien dieser plötzlich in der Nacht zum 22. November vor Kub, gleich die Wagen mitführend, um die Gegenstände, die er mit aller Sicherheit zu erbeuten erhoffte, alsbald mitnehmen zu können. Leider gelang es ihm auch, wenn auch nicht andere Beute zu fassen, so doch fast alle Pferde und Esel der 2. (Gebirgs-)Batterie von der etwa 5 km von dem Orte abliegenden Weide zu fangen und fortzuführen.

Die zur Verfolgung der Räuber abgesendete Patrouille wurde von diesen zurückgetrieben, nachdem ihr Führer, der Oberleutnant Haak, den Heldentod gefunden hatte. Inzwischen hatten sich nun aber auch die Truppen des Hauptmanns v. Krüger gefechtsbereit gemacht, doch wurden sie, noch ehe sie das Lager verlassen hatten, in ein sehr schwieriges Gefecht verwickelt. Von vorn und in beiden Flanken angegriffen, konnten sie sich der Wilden, die mit fanatischer Wut kämpften, nur mit großer Mühe erwehren, und als ein ganz besonderes Glück war es zu betrachten, daß in diesem ernsten Augenblicke der Oberst Deimling mit der 4. Kompagnie eintraf und die Abteilung durch sein Eingreifen aus ihrer gefährlichen Lage befreite. Zwei Offiziere und zehn Mann an Toten und Verwundeten hatte leider der Kampf als Opfer gefordert.

Obwohl die Hottentotten schließlich unter schweren Verlusten abgewiesen worden waren, gingen sie doch schon am 28. November wieder zum Angriffe vor; diesmal aber gegen die in Lidfontein stehende 7. Kompagnie, etwa 30 km südöstlich Hoachanas, und wenn auch in dem sich dort entspinnenden Kampfe der Erfolg auf unsrer Seite

Das brennende Rietmond am 5. Dezember 1904.
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

Stamprietfontein. Stabskarre und Zelt vom Oberst v. Deimling.
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

war, so forderte der Sieg doch wieder schmerzliche Opfer. Der Leutnant Gießelmann fiel, und fünf Mann wurden verwundet.

Diesem immer kühner werdenden Tatendrange der Hottentotten mußte sobald als möglich ein starker Dämpfer aufgesetzt werden, denn sonst lag die große Gefahr vor, daß die von ihrem Propheten aufgereizten Wilden sich noch zu größeren Unternehmungen aufraffen würden.

Der Oberst Deimling faßte daher den Entschluß, Hendrik Witboi in seinem Stammsitze Rietmont, etwa 40 km westlich Groß-Nabas, anzugreifen, und zwar von drei Seiten, nämlich mit den Hauptkräften von Kub aus, von Lidfontein her mit der Abteilung Krüger und über Jakobsfontein, etwa 90 km südlich Kub, am großen Fischfluß gelegen, mit den von Gibeon heranzuziehenden Truppen.

Zur Einleitung dieser Operationen war der Hauptmann v. Krüger unverzüglich mit einem Zuge der 5. Kompagnie und der halben 1. Batterie unter Oberleutnant Stuhlmann nach Lidfontein gesendet worden.

Während der vorbereitenden Anordnungen zu dem Vorgehen waren dem Oberst Deimling aber doch die Befürchtungen gekommen, daß Hendrik sich dieses umfassenden Angriffs, der ihm bei dem guten Späherdienste, den die Hottentotten eingerichtet hatten, nicht verborgen bleiben konnte, entziehen würde, und so beschloß er denn, die Verstärkungen nicht mehr abzuwarten, sondern sofort mit den augenblicklich verfügbaren Kräften aufzubrechen. Es fehlte noch die 5. Kompagnie, und auch die Abteilung Krüger konnte rechtzeitig zum Eingreifen nicht bereit sein.

Am 2. Dezember erreichte der Oberst Deimling Dabib, etwa 45 km westlich Stamprietfontein gelegen, nur noch 20 km von Rietmont, dem Sitze Hendriks, entfernt, ohne auf den Feind gestoßen zu sein. Inzwischen aber hatten die vorgetriebenen Patrouillen enge Fühlung mit dem Gegner genommen und auch bei dieser Gelegenheit die Offiziere und Aufklärungstrupps denselben frischen Reitergeist und Wagemut gezeigt, die wir bei ihnen in den Kämpfen gegen die Hereros zu bewundern berechtigt sind. Besonders zeichnete sich hierbei auf seinem Ritte gegen Rietmont der Leut-

nant v. d. Marwitz aus, dem sich der Leutnant v. Auer, rühmlichst bekannt durch seine Leistungen mit der Signalabteilung auf dem Waterberge, angeschlossen hatte. Kühn drangen beide mit ihren Leuten bis an den Kalkrand vor, der dicht vor Rietmont steil zum Tale abstürzt. Von hier aus schlichen sie sich sodann, nur von zwei freiwillig sich erbietenden Reitern begleitet, den Hang hinab, ohne des Gegners ansichtig zu werden. Doch plötzlich schlug von allen Seiten ein Schauer von Geschossen auf sie ein. In den Kopf getroffen, fiel sofort der Führer, und verwundet brach der Leutnant v. Auer zusammen. Nur mit großer Mühe rettete er sich mit dem Rest des Erkundungstrupps, nach einem Verluste von fünf Toten, fünf Verwundeten und zwei Vermißten nach der Wasserstelle Dabib, in dessen Nähe die Reiter von der Patrouille des Leutnants Graf Hardenberg aufgenommen wurden.

Auch von der Patrouille, die von der 7. Kompagnie von Lidfontein vorgestoßen war, wurden der Führer, Leutnant Roßbach, und zwei Mann getötet, und die unter dem Oberleutnant Ahrens gegen Swartmodder, etwa 30 km nördlich Rietmont vorgetrieben, mußte vor starken Kräften unter schweren Verlusten zurückgehen. Von neun Mann kehrten nur zwei Reiter zurück! „Alle diese schweren Verluste lehrten," so schreibt der Generalstab, „wie schwierig gegenüber diesen Meistern des Kleinkrieges, die jeden Schlupfwinkel ihres Landes kannten und sich mit Leichtigkeit den Blicken der Deutschen zu entziehen vermochten, die Aufklärung war. Jeder Patrouillenritt war hier, noch mehr als im Hererolande, gewissermaßen ein Todesritt, und doch drängten sich alle Offiziere zu Patrouillenaufträgen."

Ein vortrefflicher Geist, der unser Offizierskorps beseelt!

Aus den Meldungen der mit höchst anerkennenswertem Schneid vorgegangenen Erkundungstrupps erkannte der Oberst Deimling nunmehr ganz sicher, daß der Gegner mit seinen Hauptkräften noch bei Rietmont stehe und daß er jedenfalls entschlossen war, den Kampf dort anzunehmen. Sofort war daher sein Entschluß gefaßt. Ohne das Herankommen der anderen Abteilungen abzuwarten, ging der Oberst Deimling zum Angriff vor.

Am 4. Dezember mittags — die 5. Kompagnie war inzwischen am Morgen eingetroffen — brach der Oberst auf und bereits um 3 Uhr stieß er bei Naris, 20 km nordwestlich von Rietmont, auf die Witbois.

Nachdem die Artillerie längere Zeit auf den Gegner, der in eine „zweite vorzüglich gewählte und durch Anlage von Steinschanzen noch verbesserte Stellung unmittelbar an den Wasserstellen" zurückgegangen war, ihr Feuer gerichtet und augenscheinlich gute Wirkung erzielt hatte, schritt die ganze Abteilung um halb sechs Uhr zum Angriff mit der blanken Waffe. Aber ebenso, wie es den Hereros gegenüber der Fall gewesen war, so führte auch hier der feste Wille, zu siegen, sofort die Entscheidung herbei. Die Hottentotten hielten dem blinkenden Bajonette nicht stand. Sie gingen in wilder Flucht davon, auf Rietmont zurück.

Ihre Verluste waren sehr schwer, die unseren dagegen, dank der guten vorbereitenden Wirkung der Artillerie, verhältnismäßig gering; doch waren immerhin 3 Mann gefallen und 1 Offizier und 8 Mann verwundet worden.

Den Hottentotten war, und das erhöhte den materiellen Erfolg des Sieges ganz gewaltig, die Überlegenheit der deutschen Waffen gleich beim ersten ernsten Zusammenstoße recht fühlbar gemacht worden — und selbst die Gottesstreiter unter dem Propheten Stürmann waren vor dem Angriffe unserer Truppen wie Spreu vor dem Winde zerstoben. Eine furchtbare Panik war unter den Witbois ausgebrochen, denn außer einem nicht unbedeutenden Vorrat an Waffen und Munition ließen sie auch 15000 Stück Vieh im Stiche, fast ihre ganze Habe, ihr Reichtum.

Am folgenden Tage wurde sodann ohne jeden Kampf Rietmont besetzt. Hendriks Haus und sein ganzer Besitz fielen damit in die Hände der Deutschen. Alles war in wilder Flucht davongegangen, und nur zwei Weiber, die nicht mehr entfliehen konnten, waren als einzige lebende Wesen in dem Orte zurückgeblieben. Der Divisionspfarrer Schmidt, der bekanntlich als Seelsorger unsere braven Truppen auf diesen Zügen begleitete, berichtet in seinem „Aus unserm Kriegsleben in Südwest-Afrika" auch über diese

Ereigniſſe und gibt uns nachſtehende intereſſante Schilderung von dem Wohnſitze Hendriks.

Rietmont liegt auf halber Höhe in einem weiten, von drei Seiten durch Berge umſchloſſenen Keſſel. In der Talöffnung, nur 2 km entfernt, folgt Mariental. Auf halber Strecke zwiſchen beiden Orten ſteht ein hoher Windmotor, der aus einem reichhaltigen Brunnen klares Waſſer heraufholt.

Rietmont hatte nur fünf größere Häuſer, ſonſt runde Pontocks, die das Tal und die Höhe einnehmen. Dort iſt die Behauſung Hendriks, auf dem nordweſtlichen Höhenrande nahe bei den Wohnungen des Lehrers und ermordeten Miſſionars. Hendriks Haus iſt das unanſehnlichſte unter dieſen dreien, während das des Miſſionars ein geräumiger, ſtattlicher Bau iſt.

Der Kapitän, ſchon ein Siebziger, hatte ſein ſchlichtes, aber kühles und praktiſches Lehmhaus beibehalten. Hier vor der Tür ſitzend, blickte er auf ſein Rietmont mit allen Pontocks, mit der reichhaltigen Waſſerſtelle und mit allen Herden, die ſich hier zur Tränke drängten. Talabwärts reichte ſein Blick weit über Mariental hinaus.

In eiligſter Flucht muß das Haus verlaſſen ſein. Nur das Allernotwendigſte iſt ſchnell für die Flucht herausgeriſſen worden, ſo daß eine wüſte Unordnung auf den Tiſchen zurückgeblieben iſt. Dort lagen in krauſem Wirrwarr Meldungen und Briefe der Unterkapitäne über den Anmarſch unſerer Truppen, über unſere Patrouillen und deren Verluſte, daneben Gewehre, Patronen, Kugelzangen, ſogar Browningpatronen, Spiegel, Zigarrenſpitzen, Verbandwatte, eine Taſchenuhr, ferner Bücher, ſeine holländiſche Bibel und ſein Geſangbuch; dazu Teller, Gläſer, neue gelbe Schnürſchuhe, Schildkrötengehäuſe für allerlei Salben u. a. Etwas Backpulver, Weineſſig und leider nur wenige Pfund Hafer waren willkommene Funde . . .

Die Wände ſind ſchwärzlich-grau und haben ſpärlichen Schmuck. Den Wandſpruch mit den beiden Engeln der ſixtiniſchen Madonna und der deutſchen Aufſchrift: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen“ hat wohl der Miſſionar geſchenkt, wenn es nicht aus dem Hauſe des Ermordeten hierher gebracht worden iſt. Auch ein Bild der

deutſchen Kaiſerfamilie finden wir hier, vielleicht vom Hauptmann v. Burgsdorff, dem ebenfalls Ermordeten, geſchenkt; dazu eine Photographie, die Hendrik nebſt Samuel Iſaak mit Gouverneur Leutwein, auf deſſen Veranda in Windhuk darſtellt, eine Anſichtspoſtkarte, die Hendrik mit ſeinem Stabe zu Pferde abbildet, und ein winziges, verkümmertes Bildchen eines greiſen Häuptlings. Mehr Kunſtbedürfniſſe hat der begabte Barbar nicht empfunden.

Im Nebenraum war ein kühles Schlafgemach. Auf dem niedrigen Bettrahmen, der mit einem Riemengeflecht überſpannt war, lagen die beliebten ‚Komperſen', Decken und Schakalfelle, auch aus Ziegenfellſtücken in bunter Moſaik zuſammengenähte Decken, wie ſie die Eingeborenen fertigen.

Hendricks Haus verfiel den Flammen. Unter dem Geknatter darin verwahrter Patronen brannte es allmählich aus." —

Ehe es jedoch angezündet worden war, hatte das Oberkommando die wild herumverſtreuten Briefſchaften ſammeln laſſen. Manch intereſſantes Stück befand ſich unter denſelben, die in kapholländiſcher Sprache geſchrieben und dem Pfarrer Schmidt zur Überſetzung übergeben wurden. Man fand die Meldung an Hendrik über den Verluſt der Patrouille Ahrens vor und auch eine ſolche über den Durchzug unſerer Truppen durch Rehoboth. Sie möge hier, wie ſie der evangeliſche Seelſorger niedergeſchrieben hat, wiedergegeben werden:

„Wel Edelen Kapitein H. Witbooi:

Van Rehoth heb ik heden avond twee mannen gekregen, zy verhaeld, Dat de Trup op Rehoboth gekom, dat was deze week Maandag, en andere twee Truppen moet Dingdag en Woenddag daar komen. Maar de mannen zullen morgen daar personlyk daar kommen.

groet

Petr. Jod.

Derſelbe Jod ſchickte mit einem Briefe: een Kompers (Schlafdecke), 1 Fl. goede Conjak, 1 Fl. goede Wein, 1 Kiste Cikarn, van de goede."

Auch das Sparkassenbuch, das sich Hendrik noch 3 Wochen vor dem Ausbruch des Aufstandes in Gibeon über 1600 Mark hatte ausstellen lassen, wurde hier gefunden.

Unweit der Kapitänswohnung befindet sich das Missionshaus, in dem der Missionar Holzapfel, ein ehemaliger Pionierunteroffizier, vor den Augen seiner Frau ermordet wurde. Das Haus war greulich verwüstet und zum Teil ausgeraubt. Die noch übrig gelassene Ausstattung wurde auf Befehl des Oberst Deimling für die Witwe und die rheinische Mission in Sicherheit gebracht. Auf dem unversehrt gebliebenen Harmonium spielte der Regimentsadjutant Oberleutnant Ahrens einen Choralvers, den letzten Choral seines Lebens, denn bald darauf, am 3. Januar, fand er in dem Gefechte bei Haruchas den Heldentod.

Die Erkundungen ergaben, daß die Hottentotten nach Osten und Südosten zu, den Auob abwärts, entwichen waren. Ihre weitere Verfolgung wurde nunmehr dem Major Meister übertragen, dem die inzwischen herangekommene Abteilung Krüger unterstellt wurde. Im Hinblick auf die in Aussicht stehenden schwierigen Operationen hielt es der Major aber zunächst für geboten, seine Truppen, nachdem ein Vorstoß auf Witkrans, halbwegs zwischen Stamprietfontein und Groß-Nabas, wo Witboi stark verschanzt stehen sollte, ergebnislos verlaufen war, nach Kalkfontein zurückzuführen, um dort die notwendigen Verstärkungen abzuwarten.

Der Oberst Deimling selbst aber begab sich am 10. Dezember mit der Halbbatterie Stuhlmann nach Gibeon, weil er von dort mit Hilfe der Lichtfernsprecher den Vormarsch aller seiner Kräfte zum umfassenden Angriff auf Witboi am besten zu leiten imstande war.

Inzwischen waren nun aber auch die für den Süden der Kolonie bestimmten Verstärkungen in Lüderitzbucht eingetroffen, und zwar die 3. Ersatz-Kompagnie unter Oberleutnant v. Livonius und die 2. Eisenbahnbau-Kompagnie unter Hauptmann Trott.

Der 3. Ersatz-Kompagnie gelang es, die auf einem Raubzuge in die Umgegend von Bethanien begriffenen Hot-

tentottenbanden nach Norden hin zurückzutreiben. Das war von ganz besonderer Bedeutung, denn damit wurde der Baiweg gegen Unternehmungen der Wilden gesichert und geschützt.

Die Kompagnie nahm sodann zunächst, nachdem die noch nicht abgefallenen, aber doch in großer Gärung befindlichen Bethanier-Hottentotten entwaffnet worden waren, ihren Standort in Berseba, etwa 60 km nördlich Keetmannshoop.

Eine besonders schwierige Arbeit harrte der 2. Eisenbahnbau-Kompagnie, mußte sie doch nicht nur die Landungsvorrichtungen in Lüderitzbucht für die zu erwartenden großen Verstärkungen vermehren und gründlich ausbauen, sondern auch deren Abtransport durch den 130 km breiten, sandigen Küstenstreifen vorbereiten und weiterhin bis Keetmannshoop sicherstellen.

Nach Anweisung des Generalstabsoffiziers, Major Lequis, wurden, um die günstigen Hafenverhältnisse der Lüderitzbucht voll auszunutzen, zwei Landungsbrücken erbaut, ein Kondensator zur Herstellung des Trinkwassers aufgestellt, eine Fernsprechleitung nach Kubub gelegt, und unter Aufsicht des Geologen Dr. Lotz Brunnenbohrungen längs des Baiweges vorgenommen. Die Lösung der Aufgabe, genügendes Trinkwasser längs dieser Straße zu beschaffen, war von der allergrößten Bedeutung. Lüderitzbucht selbst besitzt kein Trinkwasser. Erst bei Ukama und etwa 75 km landeinwärts bei Kaukausib, sowie 50 km nördlich bei Anihab befinden sich spärliche Wasserstellen, und daher mußte bisher das so unentbehrliche Lebensmittel unter großen Kosten auf gemieteten Dampfern zum Teil von der Kapkolonie herbeigeschafft werden.

Seekundige Leute erklären übrigens Lüderitzbucht für den besten und am leichtesten auszubauenden Hafen der langen Westküste. Die vorgelagerten Inseln bilden mehrere vortreffliche Hafenbecken; doch kann die wirkliche Ausnutzung des Hafens für die Kolonie natürlich erst eintreten, wenn die Eisenbahn die Verbindung mit Keetmannshoop hergestellt haben wird. In nicht allzu langer Zeit wird dies erfreulicherweise nunmehr, nach Genehmigung des Baus,

der Fall sein und damit der sich an der Bucht schnell entwickelnde Ort vermehrte Bedeutung erhalten.

Auf einer der vorgelagerten Insel, der Haifischinsel, die eine Brücke mit dem Festlande verbindet, ist das Lazarett, als einzelne Baracken, zumeist für Typhuskranke erbaut und an ihrer, der See zugewendeten durch felsige Höhen abgeschiedenen Spitze befand sich das Lager für die gefangenen Wilden. Hier war auch die Frau des Kapitäns Cornelius als Gefangene untergebracht und „wusch hier, wie Gudrun am Meeresstrande die Wäsche der Gewalthaber. Dies ist aber der einzige Vergleichspunkt zwischen der germanischen Heldenmaid und der plumpen, kleinen Hottentottin".

Unmöglich war es, für die zu erwartenden stärkeren Truppen auf dem Baiwege allein die Bedürfnisse sicherzustellen. Es war daher geboten, auch von der Kapkolonie her für Nachschub zu sorgen. Viele Millionen Mark sind so aus deutschen Händen in fremde Taschen geflossen, und sehr zu bedauern ist es, daß der Bau der bereits vor langer Zeit abgesteckten Bahn nach Keetmannshoop nicht rechtzeitig zur Ausführung kam — trotz der wiederholten Hinweise seitens der Militärbehörden..

Am 13. November wurden ausgeschifft die 9. (Gebirgs-) Batterie zu sechs Geschützen, die alsbald nach Keetmannshoop marschierte, am 2. Dezember die 4. Ersatz-Kompagnie, welche zunächst die Etappenstraße nach Keetmannshoop zu sichern hatte, am 16. Dezember das IV. Bataillon des 2. Feldregiments, sowie das neu gebildete Etappen-Kommando und außerdem noch eine recht erhebliche Verstärkung an Sanitätspersonal.

Anfang Januar folgte dann noch die 2. Funkentelegraphen-, sowie die 2. Feldtelegraphen-Abteilung. In der Zwischenzeit aber trafen in ununterbrochener Folge Pferde-, Vieh- und Materialientransporte ein, so daß auf dem Baiwege ein unaufhörliches Hin- und Zurückfluten der schwerfälligen Gespanne stattfand. —

Die von der 3. Ersatz-Kompagnie nach Norden zu gedrängten Bethanier-Hottentotten begannen nunmehr zwischen

Gibeon und Grootfontein ihre Räubereien fortzusetzen. Sie wurden hierbei so dreist, daß der Oberst Deimling, obwohl er schwierigeren Aufgaben gegenüberstand, sich doch gezwungen sah, Truppen auch gegen diese Banden zu entsenden, die sich unter Cornelius und Elias vereinigt hatten. Sie wurden denn auch bald von der 2. Kompagnie, die unter Oberleutnant Ritter herbeigeeilt war, und der ihr zugeteilten Halbbatterie Stuhlmann bei Uibis am 21. Dezember so vollständig geschlagen und dermaßen nach allen Seiten auseinandergesprengt, daß eine Verfolgung zur Unmöglichkeit wurde. Die Abteilung ging daher, nach Erbeutung von 1000 Stück Vieh, nach Gibeon zurück. Die Banden aber zogen sich nach den rechten Nebenrivieren des Großen Fischflusses, den Kaitsub, den Hudup und Jsub zurück. —

Anfang Dezember hatte die Gärung unter den Feldschuhträger-Hottentotten bei Koes derart zugenommen, daß der Major v. Lengerke, der, wie bereits erwähnt, von Warmbad nach Keetmannshoop marschiert war, es als seine nächste Aufgabe erkannte, vor allem dort Ruhe zu schaffen. Nachdem er vorher zur Erkundung der Wasserverhältnisse den Hauptmann Kirchner gegen Spitzkopp und Daweb, auf dem Wege nach Koes gelegen, entsandt hatte, brach er selbst am 12. Dezember dorthin auf. Er legte den ganzen etwa 170 km langen Weg nach jenem Orte, von dem die letzten 70 km eine einzige Durststrecke waren, mit der 8. Kompagnie und 3 Geschützen der 8. Batterie in der unglaublich kurzen Zeit von zwei und einem halben Tag zurück und überraschte am 15. Dezember, dank dieser ganz hervorragenden Leistung, den Gegner vollständig. Nach heißem Kampfe, in dem die Wilden es sogar zum Handgemenge kommen ließen und viele der ihrigen mit dem aufgepflanzten Seitengewehr niedergestochen wurden, wandten sie sich zur Flucht. Der Gegner war vollständig vernichtet. Er gab die Wasserstelle bei Koes auf. 54 Tote ließ er auf dem Schlachtfelde liegen und mehr als 3500 Stück Vieh in den Händen des Siegers.

Der Stamm, dessen Überreste den Karrasbergen zu-

flohen, hatte seinen Untergang in dem Kampfe gefunden, der den Deutschen 4 Tote und 3 Verwundete gekostet hatte.

Den Leistungen der Truppe aber, die nach einem 70 km weiten Nachtmarsche und sodann in glühender Sonne so tapfer und mit so gutem Erfolge gefochten hatten, gebührt die höchste Anerkennung.

Obwohl nun die deutschen Waffen auch hier im Süden fast überall glänzende Erfolge erzielt hatten, war die Widerstandskraft der Wilden aber nichts weniger als gebrochen. Das sollten unsere Truppen schon in wenigen Tagen erfahren.

Der Oberst Leutwein, der sich seit dem 10. Dezember in Gibeon befand, entschloß sich in durchaus richtiger Weise, ehe er sich gegen den schwächeren Morenga wendete, zunächst mit den als stärkste Gegner erkannten Witbois abzurechnen. Auf etwa 600 Gewehre wurde die Stärke derselben geschätzt, zu denen überdies noch die Simon Kopper-Leute gestoßen waren. In Wirklichkeit aber waren die im Auobtale versammelten Banden, wie sich bald herausstellte, viel stärker. Sie zählten etwa 1200—1300 Gewehre.

Über ihren Aufenthalt war nur bekannt, daß sie im Auobtale saßen. Dieses bildet südlich und nördlich von Gochas in der mit Sanddünen bedeckten westlichen, wasserarmen Kalahariwüste eine langgestreckte Oase. Ein Vordringen gegen diese ist im Auobtale, sowohl von Süden als auch von Norden möglich, und auch von Westen her, doch hatte die in Koes verbliebene Abteilung Lengerke bis zur Erreichung des Tales eine 110 km lange Durststrecke zu überwinden, und dem Marsche der von Westen vorgehenden Truppen setzten die in nordsüdlicher Richtung in mehreren Linien nebeneinander dahinstreichenden hohen Dünen sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen.

Unter Berücksichtigung des offensiven Geistes, der die Hottentotten beseelte, von dem sie schon wiederholt ein so glänzendes Zeugnis gegeben hatten, stellte ein erfolgreiches Zusammenwirken der weit voneinander getrennt stehenden Abteilungen an Führung und Leistungsfähigkeit der Truppen ganz gewaltige Anforderungen. Nicht weniger als 200 km ist Koes von Gibeon entfernt, Gibeon von

Kalkfontein etwa 110 km, und von Kalkfontein bis Koes beträgt der Weg sogar mehr als 220 km. Der Mißerfolg auch nur einer der Kolonnen konnte leicht die ernstesten Folgen nach sich ziehen und das Gelingen der Operationen überhaupt in Frage stellen. Wenn aber, so sagt der Bericht des Generalstabes, gegen die Hottentotten trotzdem zu dem Mittel des konzentrischen Anmarsches gegriffen wurde, um sie zu vernichten, so geschah es nur zu dem Zwecke, diesen Gegner, der jeder endgültigen Entscheidung auszuweichen suchte, dessen Stärke in seiner großen Beweglichkeit, seiner genauen Kenntnis des Landes, seiner unglaublichen Bedürfnislosigkeit und in der ungeheueren Ausdehnung des Kriegsschauplatzes lag, zum Kampfe zu stellen und seine Widerstandskraft zu brechen. Mit der Möglichkeit, den Gegner einzuschließen und zur Waffenstreckung zu zwingen, wurde in Anbetracht der örtlichen und der Stärkeverhältnisse überhaupt gar nicht gerechnet.

Der Oberst Leutwein erließ, nachdem er nach reiflicher Überlegung den Entschluß gefaßt und sorgfältige Vorbereitungen für den äußerst schwierigen Vormarsch getroffen hatte, am 23. Dezember den Befehl zum Beginn der Bewegungen. Nach diesem wurde bestimmt:

Es marschieren:

die Abteilung Meister: 4., 5., 3/4 7. Kompagnie des 2. Feldregiments, 5. Feldbatterie von Kalkfontein, den Auob abwärts,

die Abteilung Ritter: 2. Kompagnie des 1. Feldregiments, die Halbbatterie Stuhlmann von Gibeon über Goamus —Aukam, also in östlicher Richtung,

die Abteilung Lengerke: 8. Kompagnie des 2. Feldregiments, 1/2 3. Ersatz-Kompagnie, 8. Batterie, 1/3 9. (Gebirgs-)Batterie von Koes über Persip.

Als Versammlungspunkt für alle Kolonnen wurde zunächst Gochas bestimmt, das am 4. Januar 1905 erreicht werden sollte.

Der mittleren Kolonne wollte sich der Oberst selbst anschließen.

Den Ort Gochas als Vereinigungspunkt hatte der Oberst deshalb gewählt, weil er zunächst etwa in der Mitte zwi-

schen Kalkfontein und Persip liegt, sodann weil er des reichlichen Wassers wegen der wichtigste Platz im Auobtale war und für den Sammelplatz der Simon Kopper-Leute galt.

Nachdem nun aber später noch Meldungen einliefen, die besagten, daß die Ansammlung starker feindlicher Kräfte südlich Gochas stattgefunden hätte, wurde der zuerst ausgegebene Befehl dahin abgeändert, daß die nördliche Kolonne bereits am 3. Januar Gochas erreichen sollte, um sodann über diese Wasserstelle hinaus weiter nach Süden vorzudringen.

Die rechte, die südliche Kolonne, in der ungefähren Stärke von 300 Mann und 6 Geschützen, hatte, nachdem sie in Koes versammelt worden war, bis zum 2. Januar 1905 die 110 km lange Durststrecke nach Persip, trotz furchtbarer Hitze, glücklich überwunden und die bis dorthin vorgeschobenen Kopperleute nach kurzem Gefechte in die Flucht geschlagen. Sie hatte damit eine Leistung vollbracht, die sich würdig denen anreiht, über die uns in dem Hererofeldzuge von unseren braven Truppen erfreulicherweise so häufig berichtet worden ist.

Am 4. Januar erreichte der Major v. Lengerke über Amadab die Wasserstelle Haruchas im Auobtale und vereinigte sich hier mit der bereits eingetroffenen mittleren Kolonne.

Diese hatte inzwischen ein schweres, aber glückliches Gefecht zu bestehen gehabt.

Sie war am 1. Januar in der Stärke von 110 Mann und 2 Geschützen von Koes aufgebrochen und hatte nach Überwindung sehr beträchtlicher Marschhindernisse am 3. Januar gegen Mittag Haruchas erreicht, allerdings ohne die Hälfte ihrer und der übrigen Fahrzeuge, die die über 20 m hohen Dünenkämme nicht so schnell zu überschreiten vermocht hatten.

Bisher war die Kolonne nicht auf den Feind gestoßen. Der vermutete Späher hatte man gesehen. Diese aber waren dem Heranmarsche der Deutschen schnell in nördlicher Richtung entwichen.

Als nun aber unter dem Schutze der über das Auobtal hinübergeschobenen, verstärkten Spitze unter dem Leutnant Müller v. Berneck, die Abteilung begann, die Pferde zu tränken, da wurden sie ganz überraschend von 200—300 Gochashottentotten angegriffen, und nur dem todesmutigen Verhalten der vorgeschobenen Sicherungen ist es zu verdanken, daß die Truppen sich noch gefechtsbereit machen und in den Kampf eingreifen konnten. Von allen Seiten stürmten die tapferen Gegner heran, und offenbar war es ihre Absicht, durch Umfassung des linken Flügels die Truppe gänzlich von den übrigen, zurückgebliebenen Geschützen zu trennen und ihr so den Untergang zu bereiten.

Es gelang jedoch dem wackeren Unteroffizier Brehm, durch die feuernden Hottentotten hindurch zur Artillerie zurückzureiten, diese über die Lage aufzuklären und ihr den Befehl zum Vorgehen zu übermitteln. Unter unsäglichen Schwierigkeiten brachte der Oberleutnant Stuhlmann die Geschütze heran, und nunmehr nahm das Gefecht bald einen glücklichen Verlauf. Der Gegner gab den Kampf auf und floh den Auob aufwärts.

Auch die über das Auobtal hinübergeschobene, starke Spitze hatten die Hottentotten sofort ernstlich bedroht und durch einen umfassenden Angriff derart gebunden, daß zunächst ein Zusammenwirken der voneinander getrennten Abteilungen nicht möglich war. Doch gelang es dem Leutnant v. Berneck, alle Angriffe abzuweisen. Rühmlich zeichnete sich hierbei der Reiter Rochelmayer aus, der mit einer Meldung des Leutnants an den Major die Feuerlinie des Angreifers zweimal durchreiten mußte. Leider wurde er auf diesem Ritte schwer verwundet. Auch der Regimentsadjutant, Oberleutnant Ahrens, hatte gleich zu Beginn des Kampfes, als er mit einigen Leuten des Stabes eine mehrere hundert Meter vom Lager entfernte Sandkuppe eingenommen hatte, die der Gegner zu gewinnen suchte, den Tod gefunden.

So war denn, leider unter dem Verluste von einem Toten und fünf Verwundeten, ein großer Erfolg erzielt worden, denn nun stand der Vereinigung der rechten und mittleren Kolonne nichts mehr im Wege.

Der Oberst blieb mit seinen Truppen in der Nacht zum 4. Januar an der genommenen Wasserstelle stehen und vereinigte sich dann hier mit der am Vormittage desselben Tages ankommenden südlichen Kolonne.

Eine Gefahr bestand jetzt für diese Truppen nicht mehr; ihre Stärke war so groß, daß jedem Angriffe ruhig entgegengesehen werden konnte.

Von der Abteilung Meister aber, die bereits am 3. Januar Gochas erreicht haben und sodann weiter südlich über den Ort hinaus vorstoßen sollte, fehlte jede Nachricht. Ernste Sorgen um das Schicksal dieser Kolonne bedrückte das Gemüt Aller. Die Befürchtung lag allzu nahe, daß der Major auf ernsten Widerstand gestoßen sein mußte, den er nicht hatte brechen können. Schnelles, energisches und doch wieder besonnenes, ernst überlegtes Handeln war daher geboten.

Als daher am Morgen des 5. Januar immer noch keine Nachricht eingegangen war, entschloß sich der Oberst Deimling zum Marsche den Auob aufwärts.

Unter Zurücklassung der Halbbatterie Stuhlmann, dem Zuge der Gebirgsbatterie, der unberittenen Mannschaften, sowie der Fahrzeuge brach der Oberst am Mittag noch auf, trotz der großen Hitze, um so schnell als möglich an diesem Tage noch Gochas zu erreichen.

Aber kaum war der Marsch angetreten, als der Gegner bei Gochas in einer vorzüglich ausgewählten Stellung kräftigen Widerstand leistete. Doch gelang es auch hier gegen Abend, nachdem die Halbbatterie herangezogen und trotz der nichts weniger als schnellen Gangart der Ochsengespanne im scharfen feindlichen Feuer aufgefahren war, den Gegner aus seiner Stellung zu jagen. Bis nach Gochas hin wurde er dann noch verfolgt und ihm schwere Verluste durch das Artilleriefeuer beigebracht. Sehr tapfer hatten die Hottentotten sich in diesem Kampfe gewehrt und unseren Truppen leider einen Verlust von 4 Toten und 14 Verwundeten beigebracht! —

Am nächsten Tage, den 6. Januar, wurde der Marsch frühzeitig fortgesetzt, nachdem die in Haruchas zurückgebliebenen Truppen noch am Abend vorher herangezogen worden waren, über Gochas hinaus, ohne auch nur auf

den geringsten Widerstand zu stoßen, leider aber auch ohne irgendwelche Nachricht von der nördlichen Kolonne zu erhalten. Alle Versuche, durch Patrouillen und Lichtfernsprecher die Verbindung herzustellen, blieben ohne Erfolg. Die nur allzu begründete ernste Besorgnis um das Schicksal der Kameraden lastete schwer auf Führer und Mann, und alle drängten vorwärts, um der Truppe die sicher sehnsüchtig erwartete Hilfe zu bringen, und so wurden dann nach kurzer Rast, trotz der glühenden Strahlen, die die fast senkrecht über den wackeren Streitern stehende Sonne herniedersandte, der Marsch bis in die späten Abendstunden hinein fortgesetzt.

Da endlich schien das Dunkel noch in später Abendstunde sich lichten zu wollen, das sich über den Verbleib und das Schicksal der Abteilung Meister gebreitet hatte, denn mächtige Staubwolken stiegen dem Norden zu zum abendlichen Himmel empor. Ein jeder sagte sich, daß das nur das Herankommen der Kameraden bedeuten könne, und freudig ritten die Patrouillen davon, ihnen entgegen.

Doch bald kehrten sie in gestrecktem Galopp zurück. Nicht auf die sehnsüchtig erwartete Kolonne des Majors Meister waren sie gestoßen, wohl aber auf starke Hottentottenschwärme, die vom Norden herangezogen kamen und begonnen hatten, dicht nördlich Zwartfontein ihr Lager aufzuschlagen.

Nun war kein Zweifel mehr. Die Abteilung Meister hatte den erhaltenen Befehl, Auob abwärts nach Gochas zu marschieren, nicht ausführen können, und ebenso klar war es auch allen sofort, daß bei der bekannten Energie des Majors der Vormarsch nur ins Stocken geraten sein konnte, weil er nicht zu erzwingen gewesen war. Die Abteilung des Majors Meister mußte geschlagen, vielleicht sogar vernichtet worden sein! Das war aller Ansicht. Aber was war geschehen? so fragte sich ein jeder, und nur ein Gedanke beseelte alle: Vorwärts an den Feind, und blutige Rache für den Tod der gefallenen Kameraden.

Am späten Abend noch rückte der Oberst Deimling bis in die Nähe von Kurikuribis, etwa 10 km südlich von Zwartfontein, vor, um am nächsten Morgen möglichst frühzeitig an den Feind herankommen zu können. Dann erst ließ er

seine Truppen das Biwak beziehen. Mit Gewehr im Arme gaben diese sich der wohlverdienten Ruhe hin, jeden Augenblick darauf gefaßt, angegriffen zu werden. Doch die Nacht verging, ohne daß der Gegner einen Angriff versucht hätte.

Die rechtzeitig vor Tagesanbruch vorgetriebenen Patrouillen meldeten sehr bald dicht an der Wasserstelle Kuri-kuribis, also nur wenige Kilometer vom Lager entfernt, den Gegner, der die drei dem Flußtale parallel laufenden Dünenreihen, sowie den Rivierrand selbst besetzt und in sehr geschickter Weise Verstärkungen angelegt hatte.

Durch die Besetzung dieser seitlichen Stellungen war den deutschen Truppen ein sehr gefährlicher Hinterhalt gelegt worden, der diesen, wenn nicht gänzliche Vernichtung, so doch sehr erhebliche Verluste bereitet haben würde, falls er nicht rechtzeitig entdeckt worden wäre. Letzteres aber geschah glücklicherweise. Die Falle, in die die Abteilung hineinlaufen sollte, wurde durch den Führer der in breiter Front vorgehenden halben 3. Ersatz-Kompagnie, dem Oberleutnant v. Livonius, dem sich der Leutnant Fürbringer angeschlossen hatte, alsbald erkannt. Eine sehr schleunige Meldung an den Oberst war aber geboten, sollte die Abteilung nicht in den Sack weiter hineinlaufen, in dessen vordere Öffnung die Vortruppen bereits eingetreten waren.

In höchst einfacher und daher in um so anerkennenswerter Weise klärte der Leutnant Fürbringer den Oberst durch eine Skizze über die Lage auf. Der Bericht sagt darüber: „Der Leutnant Fürbringer riß aus seinem Meldeblock ein Blatt, auf das er nur vier Striche einzeichnete: rechts ein Strich: ‚Auobtal', links ein Strich: ‚Düne', an jedem ein roter Buntstiftstrich; so schickte er es ab. Diese Meldung, die in ihrer klassischen Kürze und Einfachheit an den Kriegsplan des alten Zieten mit den sieben Tintenklecksen erinnert, gab, — so berichtet Oberst Deimling — als das Ergebnis der Erkundung, einen vortrefflichen Anhalt für meine weiteren Dispositionen zum Gefecht!"

Durch die nunmehr eingeleitete Umfassung des rechten Flügels wurde der Gegner schließlich geworfen, der sodann in wilder Flucht in östlicher Richtung über den Auob der wasserlosen Kalahari entgegengetrieben wurde.

Hauptmann v. Erckert.

Hauptmann Kirchner.

Oberleutnant Oberbeck.

Oberleutnant Ahrens.

Hierbei gelang es noch der Batterie Kirchner, auf etwa 6000 m Entfernung eine von Norden heranziehende lange Wagenkolonne mit so gutem Erfolge zu beschießen, daß die Begleitmannschaften, auf das äußerste bestürzt, auf eine so weite Entfernung noch von den Geschossen erreicht zu werden, schleunigst die Fuhrwerke verließen und in wilder Flucht davonrasten.

Über dieses Gefecht liegen interessante Äußerungen Samuel Isaaks, eines der gewandtesten und klügsten der Führer der Witbois, vor. Er sagte später:

„Unser rechter Flügel hatte einen sehr schweren Stand: Die Deutschen, die uns dort gegenüberlagen, schossen sehr gut. Den deutschen Führer, der befehligte (Oberst Deimling), nannten wir, weil er so rasch und heftig war, ‚die Witslang' (Weiße Schlange). Unser östlicher Flügel hatte weniger zu leiden. Die Artillerie schoß vorzüglich, fügte uns aber trotzdem keine Verluste zu." Doch sagt er weiter: „Vor uns und hinter uns, rechts und links krepierten die Granaten, wir waren alle ganz bleich, solche Judenangst hatten wir, und dachten: O Gott, o Gott, wie soll das enden?" Und über die Beschießung der Wagenkolonne äußerte er: „Als die Deutschen sogar unsere Werften beschossen, was wir nicht für möglich gehalten hatten, und als die Granaten mitten in unsere Werften fielen, da ließen wir alle unsere Wagen im Stiche und flohen eilig davon. Ich bin an jenem Tage ein armer Mann geworden."

Zwanzig Ochsenwagen wurden bei diesem Gefechte erbeutet, mit allerlei Hab und Gut der Hottentotten, mit Lebensmitteln, Gewehren und Munition. Selbst Wasser in Gefäßen und Häuten wurden vorgefunden, das zur Überwindung der Durststrecken durch die Kalahariwüste mitgeführt worden war.

Der größte Teil der Witbois war in nördlicher Richtung auf Nunub zu, am Elefantenflusse gelegen, zurückgeflutet, während die Simon Kopper-Leute östlich nach Nanibkobis sich gerettet hatten, fast all ihr Vieh im Stiche lassend. „Dort habe ich," so sagte Samuel Isaak, „zum ersten Male gelernt, daß der Mensch drei Wochen lang ohne Wasser,

nur von Tschamas*) leben kann. Der Kaffee, aus Tschamaswasser gekocht, schmeckte erst scheußlich; aber wir gewöhnten uns daran, und schließlich schmeckte er uns so schön wie Kakao."

2 Tote und 7 Verwundete hatte aber doch der Kampf unsern Truppen wieder gekostet, während die Verluste der Eingeborenen recht erheblich gewesen waren.

Am Abend des ereignisvollen Tages, an dem unsere Truppen gegen eine ganz bedeutende Übermacht den Sieg sich so heiß erkämpfen mußten, lagerte die Abteilung nördlich Zwartfontein, noch immer völlig im Unklaren über das Schicksal der Kolonne des Majors Meister.

Endlich brachte ein Ritt, den der Leutnant Fürbringer mit großem Schneid noch in der dem ernsten Gefechte folgenden Nacht ausgeführt hatte, die so heiß erwünschte Aufklärung. Er hatte den Major Meister mit seinen Truppen in Stamprietfontein aufgefunden.

Dorthin brach nunmehr der Oberst auf, und hier vereinigten sich am 10. Januar endlich alle seine Truppen.

Wenden wir uns nun zurück zu den Vorgängen, die sich in der Zwischenzeit bei der Kolonne Meister ereignet hatten.

Infolge des abgeänderten Befehls, nach dem die Abteilung bereits am 3. Januar in Gochas sein sollte, und nicht erst am 4. Januar, war der Major schon am 31. Dezember nachmittags auf Stamprietfontein aufgebrochen, und noch an demselben Abend traten die Truppen vor diesem Orte in Fühlung mit dem Feinde, der sich in den zerklüfteten Schluchten der hohen Felsufer des Auob eingenistet hatte. Nach sehr heftigem Kampfe wurde am Abend der Höhenrand genommen und die Nacht auf Neujahr in Gefechtsbereitschaft auf dem eroberten Kampffelde verbracht. Ein gewaltiger Gewitterregen prasselte in den Mitternachtsstunden herab und durchnäßte die wackeren Kämpfer bis auf die Haut, die dann unter der eintretenden Abkühlung derart zu leiden hatten, daß sie sich in ein Biwak in der Silvesternacht nach Deutschland zurückversetzt wähnen konnten.

---

*) Eine melonenartige, viel Flüssigkeit enthaltende Frucht.

Zu Tode getroffen war in dem kurzen, aber heftigen Kampfe der Gefreite Schwarzott, der seinen schwer verwundeten Führer, den Hauptmann v. Krüger, nicht verlassen wollte und sich trotz der unmittelbaren Nähe des Gegners eifrig um ihn bemühte und ihm Linderung zu schaffen suchte. Nach seinem Leutnant, der einen tödlichen Schuß erhalten haben sollte, forschte in der Dunkelheit ein schwer verwundeter Reiter. Er ließ sich nicht verbinden, und als er hörte, daß der Offizier noch in der Schützenlinie tätig sei und ihm selbst, dem Schwerverwundeten, den Seelsorger zugeschickt habe, da sagte er freudig: „Dann ist's nur gut!" Erst nun dachte er an sich und seine Verletzung und ließ sich verbinden.

Am frühen Morgen des 1. Januar begann der Kampf aufs neue, der aber bald mit dem Zurückwerfen des Gegners endete. Unter den größten Anstrengungen wurde sodann der Marsch auf dem zerklüfteten bergigen Uferrande fortgesetzt, da in dem breiten, von den Ufern sehr erheblich überhöhten Auobtale zu marschieren, die Vorsicht verbot. Überall wich zwar der Gegner zurück, aber er beunruhigte die Truppen auf dem Marsch in höchst lästiger Weise und hielt sich so in der Nähe der Abteilung auf, daß die Truppen wiederum in Gefechtsbereitschaft biwakieren mußten. Nur wenig Wasser stand den Leuten, die von dem schwierigen Marsche über das wechselnde Gelände, in heißer Sonnenglut, auf das äußerste erschöpft waren, zur Verfügung, und mancher von ihnen sehnte sich einen tüchtigen Regen herbei, um den quälenden Durst stillen zu können. Schon um 4 Uhr wurde wieder aufgebrochen und der Marsch über die steinige, wellige und unübersichtliche Gegend, die zudem hier mit dichtem Buschwerk besetzt war, fortgesetzt. Bald stieß man wieder auf den Feind, der zwar sofort eine Strecke weit zurückwich, sich dann aber in einer festen Felsenstellung setzte, um hier nun einen um so kräftigereren Widerstand entgegen zu stellen. Mehr als 1000 gut bewaffnete Hottentotten, denen sich jetzt auch noch die Feldschuhträger, sowie versprengte Hereros angeschlossen hatten und die von gewandten und verschlagenen Führern, unter ihnen Hendrik Witboi, Manasse und Friedrich Maharero, befehligt wurden — auch die

„Gottesſtreiter" unter Stürmann kämpften hier wieder mit —, ſtanden nunmehr der kleinen Schar, die kaum 250 Gewehre ins Feuer bringen konnte, in einer gut gewählten, mit reichlichem Waſſer verſehenen Stellung entgegen, bereit, auf das äußerſte zu kämpfen.

Gleich zu Beginn des Gefechts mußte die Artillerie, auf welche der Gegner es hauptſächlich abgeſehen hatte, zu Kartätſchen greifen, um die wild anſtürmenden Schwarzen zurücktreiben. Tödlich getroffen fiel alsbald der Batterieführer Overbeck, der kurz vorher noch ſeinen Leuten, um ſie auf dem anſtrengenden Marſche zu erheitern, die ſcherzenden Worte zugerufen hatte: „Artilleriſten werden in der Schlacht, wie andere Menſchen umgebracht!", und auch der Kommandeur der Artillerie-Abteilung, zu der die Batterie gehörte, der Major v. Nauendorff, erhielt einen ſchweren Schuß. Wild tobte der Kampf, und wenn auch ein drohender Angriff in der linken Flanke vereitelt und ein Vorbrechen im Rücken gegen die Pferdehalter zurückgewieſen wurde, das Gefecht machte keine Fortſchritte. Heiß brannte die Sonne hernieder, und ein verzehrendes Feuer ſtrahlte der glühend gewordene Steinboden aus. Die Zahl der Verwundeten und Toten, die an der Wagenburg zuſammengetragen wurden, ſtieg in beängſtigender Weiſe. Unermüdlich aber war der treue Seelſorger tätig; er eilte von Verwundeten zu Verwundeten, um ihnen Troſt in ihren Schmerzen, in ihrem Unglücke zu ſpenden.

So ſank der Abend hernieder. Das Gewehrfeuer erſtarb, aber die Leute blieben in der Schützenlinie liegen, das Gewehr im Arme. Keinem war es möglich, Nahrung zu ſich zu nehmen. Der Durſt war zu groß.

Mit verſtärkter Heftigkeit entbrannte am 2. Januar der Kampf von neuem, und mit ungeſchwächter Tatkraft ſperrte, nach wie vor, der Gegner die Waſſerlöcher. Bis zur Unerträglichkeit ſteigerten ſich die Qualen des Durſtes, vor allem bei den in Fieberſchauern liegenden Verwundeten. 1000, 10000 Mark bot der Major v. Nauendorff, der einen ſchweren Unterleibsſchuß erhalten und fürchterliche Schmerzen zu erdulden hatte, für einen Schluck Waſſer. Doch nirgends war ſolches noch vorhanden. Da kroch der Ser-

geant Wehinger, selbst schwer verwundet, heran und bot seinem Vorgesetzten den letzten Schluck Rotwein, den er selbst noch besaß. Dankbar sah ihn der Major an, doch sich selbst bezwingend, wies er den Labetrunk zurück mit den Worten: „Lieber Sergeant, trinken Sie das selbst, Sie brauchen es nötiger als ich. Sie müssen wohl noch zum Geschütz zurück; mit mir ist es doch bald aus." Wenige Stunden nach diesem letzten, großen Siege über sich selbst war der Major nicht mehr.

Zu all den entsetzlichen Qualen aber, die die bald vor Durst Vergehenden zu leiden hatten, gesellte sich der Hohn der Wilden, die ihnen grinsend das Wasser zeigten und dazu riefen: „Dütschmann hat Durst! Kommt herüber, hier gibt es kühles Wasser!"

Aber die Widerstandskraft der Gegner ließ scheinbar nach, und vielfach hörte man das Gebrüll der Führer, die mit ihren Schambocks die Wilden wieder in die Feuerlinie zurücktrieben, die sie heimlich verlassen hatten. Sie wollten von dem Zurückgehen noch nichts wissen, und gegen Mittag, als die Hitze wieder eine fürchterliche Höhe erreicht hatte, da trieben sie die Krieger von neuem in den Kampf zurück, zum Angriff auf die Batterie. Diese wollten sie haben, mochte es kosten, was es wollte. Die Wegnahme der Kanonen, das wußten sie, war ihr Sieg.

Schon bei Beginn dieses Vorstoßes waren die Bedienungsmannschaften des rechten und linken Flügelgeschützes, sowie die danebenliegenden Schützen fast alle verwundet und tot. In wilden Sprüngen stürmte der Gegner heran, zumeist gegen die linke vorgeschobene Kanone, deren Führer, der Unteroffizier Pöschel, gefallen war. Auch der Leutnant Semper war bereits verwundet, und als er jetzt noch einen Schuß in den Unterleib erhielt und am Hemmsporn der Lafette zusammenbrach, da gab er, auf der Erde liegend, noch ruhig und bestimmt seine Befehle zum Feuern mit Kartätschen. Alle sich um ihn Bemühenden wies er zurück, und erst als seine Kraft erschöpft war, da ließ er sich forttragen, um alsbald seinen Wunden zu erliegen. Durch das Eingreifen des Leutnants Seutter v. Lötzen der 5. Kompagnie mit seinen Reitern und des

Unteroffiziers Köhler und Gefreiten Schulz, die vom Nebengeschütze herbeieilten, wurde die Kanone, die noch einige Munition bei sich hatte, zurückgebracht, und unter dem Feuer des nach links herumgeschwenkten rechten Flügelzuges gelang es diesem Offizier nunmehr auch, das andere Geschütz des linken Flügels zurückzubringen, gegen welches die Wilden sodann ihren Angriff gerichtet hatten. Doch auch durch diesen zweiten Mißerfolg ließen sich die fanatisch erregten schwarzen Krieger nicht einschüchtern. Sie wollen die Geschütze haben. Mit vermehrter Wut warfen sie sich nun auf den rechten Zug, dessen erstes Geschütz nur noch von dem bereits verwundeten Gefreiten Endreß bedient wurde. Doch bald brach auch dieser, durch einen Schuß in den Kopf tödlich getroffen, zusammen, und als auch der Leutnant Naht durch einen Steinsplitter betäubt daniedersank, da war kein Artillerist mehr vorhanden, um das Geschütz zu bedienen. Doch schnell eilten Reiter der 4. und 7. Kompagnie herbei, und nunmehr begann der eherne Mund des Geschützes wieder zu sprechen. Später übernahmen dann die von den Protzen herankommenden Fahrer die Bedienung des Geschützes.

Bei einer Kanone hatte der Richtkanonier einen schweren Beinschuß erhalten. Doch nicht seiner Verletzung gedachte er, sondern nur seiner Pflicht. Er ließ sich in die richtige Stellung am Geschütz bringen und versah so seinen wichtigen Dienst weiter, bis er durch eine neue Verwundung völlig kampfunfähig wurde.

Bei solcher Hingabe und Tapferkeit konnte der mit beispielloser Energie und Todesverachtung seitens der Wilden unternommene Angriff nicht glücken. Er wurde abgeschlagen, und wenn diese mutigen Kerle auch nochmals den Versuch erneuerten, die Kanonen zu nehmen, wobei der Führer der Batterie, der Oberleutnant Lauteschläger, verwundet wurde, so hatte dieser doch ebensowenig Erfolg wie der erste.

Die Angriffskraft der Hottentotten war für diesen Tag erschöpft.

Einen unvergleichlichen Heldenmut hatte die Batterie gezeigt, ebenso wie alle anderen Truppen. Die Qualen des

Durstes aber waren bei unseren wackeren Kriegern auf das höchste gestiegen, und mit Schrecken sah der unermüdliche Führer, daß die Kräfte der Leute mehr und mehr sich ihrem Ende zuneigten. Da, in der höchsten Not kehrten die Bambusen mit Wasser zurück, die der Major unter Versprechung hoher Belohnungen auf die Suche nach solchem ausgesandt hatte. Doch nur allzu gering war dasselbe für die vielen fast vor Durst vergehenden Leute, die bereits versucht hatten, das Blut erschossener Pferde und Maultiere zu sich zu nehmen, ja sogar in den hohen Delirien den eigenen Harn, und so wurde denn, obwohl kaum ein Gewehr in der Front zu entbehren war, der Unteroffizier mit einem Wagen zu der Wasserstelle geschickt. Diese aber war bei der Ankunft der Leute von einigen Wilden besetzt, und erst im harten Kampfe mit diesen mußte das kostbare Naß erkämpft werden.

Frischer Lebensmut und neue Siegeszuversicht kehrten zurück mit dem erfrischenden, wenn auch noch so eklen Tranke, der den im Feuer liegenden Soldaten nur dadurch zugeführt werden konnte, daß sie, auf Anruf, vorsichtig einzeln zurückkrochen. Hierbei geschah es, daß ein Reiter der 5. Kompagnie mit wenigen Worten der Pflichttreue unserer Soldaten ein Zeugnis ausstellte, wie es schöner und ehrenwerter nicht gegeben werden kann. Als derselbe nämlich aufgerufen wurde, das Wasser zu empfangen, da wehrte er entschlossen ab mit den Worten: „Aber Mensch, wir dürfen doch jetzt unsere Stellung nicht verlassen!“ Er hatte die Stimme seines Leutnants nicht erkannt, der seinen Leuten die Wassersäcke in die Feuerlinie zutrug.

Zum dritten Male neigte sich die Sonne über den immer noch auf demselben Kampfplatze fechtenden Truppen dem Untergange zu, und noch immer war keine Entscheidung herbeigeführt, die Widerstandskraft der Wilden nicht gebrochen. Es gewann vielmehr zu jener Zeit den Anschein, als wollte der Gegner den deutschen Truppen in den Rücken fallen, denn bereits hatten einige ihrer Trupps das Auobtal im Norden überschritten. Die Lage wurde dadurch immer ernster, und manch heißes, inbrünstiges Gebet um Rettung aus der Not mag zum Himmel emporgestiegen sein. Fast

schien es, als genüge die eigene Kraft nicht mehr, Wandel zu schaffen, als könne Hilfe nur noch durch die Kolonne des Oberst Deimling gebracht werden, und gespannt richteten sich oft die Blicke nach dem Süden, woher die Retter kommen mußten. Aber nichts ließ sich sehen, keine Staubwolke am Horizonte auf das Nahen der Kolonne schließen, und vergeblich waren alle Versuche, mit dem Lichtfernsprecher die Verbindung mit ihr herzustellen.

Da, als schon die Sonne zur Rüste gegangen war, als das Dunkel der Nacht sich auf die ermatteten Krieger niederzusenken begann, da rollte dumpfer Kanonendonner aus weiter Ferne durch die klare Abendluft heran. Der Oberst Deimling also nahete, und wenn er auch noch weit entfernt war, die Kanonen, die in die Schwärme der Wilden bei Haruchas die todbringenden Geschosse entsandten, sie trugen auch den in schwerem Kampfe ringenden Kameraden bei Groß-Nabas die Kunde zu, daß er zur Rettung heranzog. Neue Kraft und frischer Mut kehrten durch das Bewußtsein der nahenden Hilfe zurück, und niemand zweifelte nunmehr noch am endlichen Siege.

Die Nacht brach an, doch der Kampf erstarb erst gegen Mitternacht, und als die Sonne am 4. Januar sich am wolkenlosen Himmel erhob, da begann der grimme Kampf aufs neue, doch er hatte seitens der Wilden an Heftigkeit nachgelassen. Hendrik Witboi war mit einem Teil seiner Leute abgezogen, um die Wasserstellen auf dem Wege nach Stamprietfontein, der Rückzugslinie der Deutschen, zu besetzen, um so ihren Untergang ganz sicher herbeizuführen. Sie hatten die in der linken Flanke der Deutschen liegende, die ganze Stellung beherrschende Düne aufgegeben und damit einen großen Vorteil aus ihren Händen gelassen. Sobald der Major Meister die neue Lage erkannt hatte, entschloß er sich, das äußerste zu wagen und die Stellung des Gegners mit dem Bajonette zu stürmen, zumal immer wildere Delirien bei Offizieren und Mannschaften sich einzustellen begannen. Schon am Tage vorher war der Leutnant v. Bockelberg plötzlich aufgesprungen, um die Wasserstelle allein zu stürmen; doch nur wenige Sprünge hatte er nach vorwärts gemacht, da erlöste ihn eine Kugel von seiner

großen Qual. Auch der Leutnant Zwicke, der unmittelbar vor dem Gefecht schon zwei schwere Dursttage auf einem Dienstritte nach Kub durchgemacht hatte, litt schwer und konnte nur mit der größten Anstrengung, durch Eingreifen des Arztes, zur Ruhe gebracht werden. Oberleutnant Grüner mußte zur Befehlsausgabe von zwei Mann zum Major getragen werden, von denen der eine delirierte, und der Leutnant Klewitz fiel bei derselben in Ohnmacht. Und rührend ist es zu vernehmen, wie ein Sergeant aufsprang und alle aufforderte, die Wasserstelle zu stürmen, um seinem ohnmächtigen Oberleutnant Erquickung zu bringen. „Wer kommt mit," so rief er, „die Wasserstelle zu stürmen? Ob sie uns dabei totschießen, oder ob wir hier verdursten, ist ja doch gleich. Sonst stürme ich allein." Nur mit großer Mühe konnte er von seinem Vorhaben abgebracht werden.

Nach einem kurzen Artilleriefeuer, fast mit der letzten Munition, erhob sich die Truppe auf Befehl des Führers wie ein Mann und stürmte, die letzten Kräfte einsetzend, mit aufgepflanztem Seitengewehr die Stellung. Wild schreiend wich der Gegner den blinkenden Bajonetten!

Schnell fuhr die Artillerie, die durch die Umsicht und Tatkraft der Fahrer, trotz der großen Verluste an Zugtieren, immer bewegungsfähig geblieben war, unter dem wieder zu sich gekommenen Leutnant Zwicke, sowie dem Leutnant Naht in der genommenen Stellung auf und sandte von hier aus dem im Auobtale entlang fliehenden Gegner die noch vorhandenen letzten drei Schüsse nach.

Der feste Wille zu siegen oder unterzugehen hatte auch hier zu dem glänzenden Erfolge geführt.

Die Wasserstelle Groß-Nabas, die Felsenfeste, deren Stärke man erst so recht in der Stellung selbst erkannte, sie war in den Händen unserer braven Truppen! „Es war ein Kampf ausgefochten worden, wie er schwerer und aufreibender, aber auch ruhmvoller wohl selten je zuvor von deutschen Soldaten gekämpft worden ist. Jener Sturmanlauf mit den halb verdursteten, durch ein vierundfünfzigstündiges Gefecht erschöpften Truppen ist eine Tat, die ihresgleichen in der Kriegsgeschichte sucht. Die Freude über einen solchen Sieg ließ die Erschöpfung vergessen. Alles

labte sich zunächst an dem frischen Wasser, und jetzt erst — am Mittage des dritten Tages — konnten die fast zu Tode erschöpften Leute einige Nahrung zu sich nehmen."

Groß waren aber auch die Opfer, die dieser heldenmütige Kampf gefordert hatte, denn nicht weniger als 5 Offiziere und 42 Mann waren verwundet und 4 Offiziere und 18 Mann getötet worden. Leider wurden nach dem Gefechte auch drei Mann vermißt. 32 v. H. der Abteilung waren nicht mehr gefechtsfähig und 148 Pferde und Maultiere tot.

Der Feind hatte 1000 bis 1100 Gewehre im Gefecht gehabt und sehr starke Verluste erlitten. Mehr als 70 Tote ließ er in der Stellung zurück.

Nachdem am Abend noch die Gefallenen zur ewigen Ruhe gebettet worden waren, die ermattete Truppe sich gestärkt hatte und der lang ersehnten Ruhe sich hinzugeben begann, da stieg, zuerst leise, vereinzelt, dann aber immer voller, wenn auch aus matten Kehlen, so doch aber aus tiefstem, innersten Herzensgrunde, der alte schöne Choral zum sternenklaren Himmel empor, den einst auch unseres großen Friedrichs wackere Streiter nach siegreichem Kampfe angestimmt hatten: „Nun danket alle Gott!" Ja, dem Allmächtigen galt heute heißer Dank und gar viele der braven Kämpfer hatten in der schweren Zeit beten gelernt.

Obwohl die Truppen auf das äußerste erschöpft waren, erwog der energische Führer doch die Verfolgung des „zweimal geschlagenen, stark überlegenen Feindes". Doch mußte er von der Ausführung derselben Abstand nehmen, weil sowohl in Groß-Nabas das Wasser zu Ende ging, als auch Auob abwärts nichts vorhanden war, wie eine vorgetriebene Erkundung ergeben hatte.

Die Abteilung ging daher, nachdem sie bis zum 5. Januar in der eroberten Stellung geblieben war, und alle Versuche, durch Lichtfernsprecher Fühlung mit der Kolonne Deimling zu erhalten, zu keinem Ergebnisse geführt hatten, nach Stamprietfontein zurück.

Am 10. Januar erfolgte, wie bereits erwähnt, die Vereinigung aller Truppen des Oberst Deimling in Stamprietfontein. —

Über die ernsten Kämpfe im Auobtale berichtet der Oberst Deimling:

„Bemerkenswert ist der besonders zähe Widerstand, den die Hottentotten in allen Gefechten gezeigt haben, und ferner die ganz vortreffliche Art, mit der sie das Gelände als Schützen auszunutzen verstehen, wodurch die Wirkung unserer Artillerie, welcher sich nur schwer sichtbare Einzelziele bieten, herabgemindert wird.

Bemerkenswert ist auf der anderen Seite die große Bravour, mit der sich unsere Truppen bei außerordentlichen Strapazen geschlagen haben. Es gilt dies nicht nur für die Kolonne Meister, sondern auch für die Truppen des Majors v. Lengerke und Oberleutnants Ritter, von denen ich nach jedem der drei überstandenen schweren Gefechte, trotz glühendster Hitze, alsbaldigen Weitermarsch unter Aufbietung aller Kräfte verlangte, um an die Kolonne Meister heranzukommen und sie zu entlasten." Und in dem Tagebuch eines jungen Offiziers heißt es:

„Unter unseren Leuten herrschte stets ein vorzüglicher Geist. Nachdem sie sich in die ihnen gänzlich ungewohnten afrikanischen Verhältnisse eingelebt hatten, ertrugen sie den schweren Dienst mit Ausdauer und Pflichttreue. Trotz der größten Strapazen bei glühender Hitze, trotz Mangels an Lebensmitteln, Kleidung und irgendwelcher Art von Unterkunft hatten sie sich noch immer Humor bewahrt. Im Gefecht zeigten sie stets Schneid und später auch Ruhe und Überlegung beim Feuern, was von der größten Wichtigkeit war, da bei den lichten Schützenlinien und den gebrochenen Zielen auf verschiedene Entfernungen eine einheitliche Feuerleitung fast unmöglich war.

Parademäßig sahen sie jetzt gerade nicht aus in ihren abgerissenen Khakiröcken, den zerrissenen Schuhen, die bisweilen durch ein Schaffell ersetzt wurden, mit den langen Bärten und der dunkelbraunen Hautfarbe, aber die Disziplin und Ordnung war mustergültig." —

Eine weitere Ausnutzung des Sieges, eine Verfolgung in die Kalahari war der ungünstigen Wasserverhältnisse

halber unmöglich, und es fiel den Truppen daher zunächst die Aufgabe zu, den Wilden die Rückkehr nach dem Auob zu verwehren, ihnen das ganze Tal mit seinen Oasen zu verschließen.

Zu diesem Zwecke wurde der Abteilung Meister die Sperrung des Abschnittes Stamprietfontein-Kalkfontein übertragen, während der Major v. Lengerke den südlichen Teil des Auobtales bis in die Höhe von Persip zu decken hatte. Die Abteilung Ritter dagegen wurde zur Sicherung Gibeons wieder dorthin gezogen.

Wenn nun auch in den größeren Operationen ein scheinbarer Stillstand eintrat, so waren doch die den schweren Kämpfen folgenden Tage keine Ruhetage. Der Aufklärungsdienst, der weite Ritte unter den schwierigsten Verhältnissen bedingte, stellte an die körperlichen und geistigen Kräfte hohe Anforderungen. Dazu kam, daß die sengenden Strahlen der jetzt zur Mittagszeit fast im Scheitel stehenden Sonne begannen, auf Körper und Geist der an das Klima der gemäßigten Zone gewöhnten Mannschaften erschlaffend einzuwirken und daß der nicht immer zu vermeidende Genuß des brakigen, schlechten Wassers recht verderbliche Folgen für Magen und Verdauung mit sich brachte, so daß trotz eingehender Belehrung, schärfster Aufsicht und sorgsamster Pflege die Leute dennoch häufig von heftigen Erkrankungen befallen wurden.

Zudem mangelte es an der richtigen Verpflegung, denn wenn auch genügende Mengen an Schlachtvieh vorhanden waren, so fehlte es doch an allem übrigen, denn die Zufuhr von den recht entfernt liegenden Stapelplätzen Keetmannshoop und Windhuk ging nur langsam vor sich. Sie hatte naturgemäß mit recht großen Schwierigkeiten zu kämpfen. —

Nachdem sich die zersprengten Hottentotten jenseit der Grenze von neuem mit Munition und Waffen versehen hatten, begannen sie bereits Ende Januar wieder offensiven Geist zu zeigen. Ihre hauptsächlichsten Bemühungen schienen darauf gerichtet zu sein, die Verbindung mit Windhuk gänzlich zu unterbrechen, um damit den Truppen die Zufuhr

gänzlich abzuschneiden. Dank der sorgfältigen und gewissenhaften Erkundungen unserer unermüdlichen Reiter gelang es jedoch, die Angriffe der Eingeborenen sowohl bei Schürfpenz, zwischen Stamprietfontein und Hoachanas gelegen, am 24. Januar siegreich zurückzuweisen, als auch weiter nördlich am 29. Januar bei Kiripotip, etwa 70 km östlich Rehoboth, sowie die sich bei Nunub sammelnden Orlogleute zu vertreiben. Ein ernster Widerstand wurde hier nirgends geleistet. Dagegen ergab sich aus den weiteren Erkundungen, in Verbindung mit den Aussagen der Gefangenen, daß die Hauptschwärme der Hottentotten in südöstlicher Richtung zwischen dem Großen Nossob und dem Elefantenflusse der Wasserstelle Nanibkobis, östlich Gochas, zuzustreben schienen, vermutlich, um von hier aus über Koes die Karrasberge zu gewinnen.

Der Weg dorthin mußte ihnen aber verlegt werden, damit sich diese Banden nicht mit denen Morengas vereinigten, und so wurde die halbe 3. Ersatz-Kompagnie, die II. Kompagnie des 2. Feldregiments, sowie ein Zug der 9. (Gebirgs-) Batterie nach Koes wieder vorgeschoben.

Auf diesem Zuge nach Süden verlor der Prophet Stürmann seinen Einfluß auf Hendrik Witboi. Nachdem ersterer mit seinen „Gottesstreitern" einen erfolglosen Vorstoß gegen Seeis ausgeführt hatte, gab er sie an Hendrik zurück unter der Angabe, daß er mit ihnen wegen ihres Unglaubens nichts anfangen könne. Er zog mit der Familie, der seine Frau entstammte, nach dem Fischflusse ab.

Schon Anfang Januar, bald nach den siegreichen Kämpfen im Auobtale, hatte noch von Stamprietfontein aus der Oberst Deimling seinen Entschluß dem Oberkommando gemeldet, Morenga, der ungestört und ungestraft in den Karrasbergen sein Unwesen trieb, anzugreifen. Er hatte sich dann alsbald auch nach Keetmannshoop begeben, um hier, näher dem zukünftigen Operationsfelde, alle Vorbereitungen zu dem voraussichtlich recht schwierigen Unternehmen zu treffen.

Von den inzwischen hier vereinigten Truppen — das 4. Bataillon des 2. Feldregiments, die halbe 3. Ersatz-Kompagnie, ein Zug der 4. Ersatz-Kompagnie und die aus den

Truppeneinteilung für die Operationen gegen Morenga in den Großen Karrasbergen.

(Stand Anfang März 1905.)

Truppenführer: Oberst Deimling.
Adjutant: Oblt. Pfeffer.
Ordonnanzoffizier: Oblt. Kirsten.
Ev. Feldgeistlicher: Div.-Pf. Schmidt.

Abteilung Kirchner.

Hptm. Kirchner (9. Batt.).
Zugeteilt:
Lt. a. D. v. Quitzow.

Infanterie: (2 Züge.)
Lt. Fürbringer.
Lt. d. R. Beermann.

$^1/_2$ 9. (Gebirgs-) Batt.:
Lt. Wolff.

Abteilung Koppy.

Hptm. v. Koppy (9/2).
Ordonnanzoffizier: Lt. v. Gersdorff.
Int. Rat Köstlin.

Fußabteilung: (2 Züge.)
Oblt. Hunger.
Lt. Pavel.
Lt. v. Eberstein.

Berittene Abteilung: (4 Züge.)
Hptm. v. Erckert (12/2).
Lt. v. Bönninghausen.
Lt. Etzel.
Lt. Schaumburg.
Lt. Châles de Beaulieu.

Artillerie:
Oblt. Ritter u. Edler v. Rosenthal.

Abteilung Kamptz.

Major v. Kamptz (IV/2).
Adjutant: Oblt. Sallwürk v. Wenzelstein.

Zuf.-gef. Komp.:
Oblt. d. L. a. D. v. Stocki.
Oblt. v. Spankeren.
Lt. Garcke.

Ersatz-Komp. 4a:
Hptm. Arnold.
Lt. Frhr. v. Buddenbrock-Hettersdorf.
Lt. Frhr. v. Crailsheim-Rügland.
Lt. Kirchheim.

Ersatz-Komp. 5a:
Hptm. d'Arrest.
Lt. v. Westernhagen.
Lt. Thiel.
Lt. Funk.

$^1/_2$ Masch.-Gew.-Abt. Nr. 2:
Hptm. Dürr.
Lt. Müller.
Lt. Degenkolb.

2. (Gebirgs-) Batt.:
Hptm. v. Kleist.
Lt. v. Billerbeck.
Lt. Surmann.

1/6 Masch.-Gew.-Abt. Nr. 2:
Oblt. Frhr. Grote.
Oblt. z. S. Schneider.

Sanitätspersonal:
Oberarzt Dr. Hoffmann.

5 Offiz., 1 San.-Offiz., 120 Mann, 2 Geschütze, 2 Masch.-Gew.

Sanitätspersonal:
Stabsarzt Dr. Otto.
Oberarzt Dr. Haring.
Assist.-Arzt Dr. Clemm.

11 Offiz., 3 San.-Offiz., 226 Mann, 3 Geschütze.

Feld-Signaltrupp:
Lt. Fürbringer.

Sanitätspersonal:
Stabsarzt Dr. Künstner. Oberarzt Dr. Engel.
" Dr. Hellwig. Assist.-Arzt Westphal.

17 Offiz., 4 San.-Offiz., 453 Mann, 4 Geschütze, 4 Masch.-Gew.

Abteilung v. Lengerke.

Major v. Lengerke (III/2).
Adjutant: Lt. Arzt.

1/2 3. Ers.-Komp.
Lt. v. Rheinbaben.

11. Komp. 2. F.-R.
Hptm. Anders.
Oblt. Frhr. v. Gaisberg-Helfenberg.
Lt. v. Knobelsdorff.
Lt. v. Scheven.
Lt. v. Detten.

1/2 8. Batt.
Oblt. Schönberg.

1/2 9. (Gebirgs-)Batt.
Hptm. Winterfeldt.
Lt. Rohne.

Sanitätspersonal.
Stabsarzt Dr. Krebs.
11 Offiz., 1 San.-Offiz., 170 Mann, 4 Geschütze.

Ergänzungstransporten gebildeten Ersatz-Kompagnien 3a und 4a — hatte er sodann sofort die 12. Kompagnie unter Hauptmann v. Erckert mit zwei Gebirgsgeschützen, die halbe 3. Ersatz-Kompagnie, sowie den Zug der 4. Ersatz-Kompagnie nach Warmbad entsandt und dem Hauptmann v. Koppy unterstellt, damit dieser das dortige Gebiet säubere und den Weg über Ramansdrift für die Zufuhr sichere. Zugleich wurde dem Leutnant Fürbringer befohlen, eine Lichtfernsprechverbindung nach Warmbad zu legen. Ferner hatte sich der Oberst infolge der aus dem Bethanierlande eingegangenen Nachrichten veranlaßt gesehen, die 10. Kompagnie unter Hauptmann Zwehl dorthin zu senden. Die 11. Kompagnie war schon früher nach der Ostgrenze, nach Koes, vorgeschoben worden.

Auf Grund eingehender Besprechung mit dem Major Buchholz, dem Generalstabsoffizier des Etappenkommandos Süd, der aus Lüderitzbucht nach Keetmannshoop herangeordert worden war, wurden sodann zur Förderung und Erleichterung des Verkehrs auf dem Baiwege die Beschaffung von 100 Kamelen beantragt, sowie das Material zum Bau einer Bahn bis zum Ausgange der Dünen.

Inzwischen aber war Anfang Februar die Entscheidung vom Hauptquartiere eingegangen, die besagte, „die Unternehmungen bis zur vollständigen Ergänzung der Abteilung Lengerke und bis zur Öffnung der englischen Grenze aufzuschieben, die indes vorläufig nicht zu erwarten sei; inzwischen seien alle verfügbaren Kräfte noch einmal zu einem großen Schlage gegen die Witbois zusammenzunehmen".

Obwohl der Oberst Deimling, trotz der Grenzsperre, die Verpflegung für sicher gestellt hielt, da in Keetmannshoop ohne die laufende Zufuhr aus Lüderitzbucht, für die vorhandenen Truppen eine Verpflegung für die Dauer von mindestens zwei Monaten vorhanden war, auch der Hauptmann v. Koppy durch freihändigen Ankauf in der Kapkolonie Vorräte, Fleisch ausgenommen, für 500 Mann auf drei Monate zur Verfügung hatte, und er in diesem Sinne an das Hauptquartier berichtete, stand dieses der Bitte des Oberst, die Operationen gegen die Karrasberge beginnen zu dürfen, doch wieder ablehnend gegenüber. Der General

Weg von Kubub nach Kuibis in der Namib östlich Lüderitzbucht.
(Nach einer Photographie von Hauptmann Bayer.)

Altar zur Weihnachtsfeier der 5. Feldbatterie (Abteilung Meister).
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

v. Trotha wies nochmals darauf hin, daß, „um einen durchschlagenden Erfolg gegen Morenga zu haben — und auf einen solchen kam es dem General an —, weder genügende Verpflegung, noch ausreichende Kräfte zurzeit verfügbar seien. Morenga so lange beobachten zu lassen, hielt er für unbedenklich. Dem Oberst Deimling wurde daher der Aufschub der Unternehmung gegen Morenga nochmals eindringlich anbefohlen. Zugleich wurde erneut auf die Notwendigkeit der vorherigen, völligen Niederwerfung der Witbois hingewiesen und falls diese sich nicht mehr geschlossen stellten, seien Streifzüge mit gemischten Abteilungen zu unternehmen."

Auf diese bestimmten, klaren Weisungen hin meldete der Oberst Deimling dem Hauptquartiere am 17. Februar, daß er die Unternehmungen gegen Morenga, dem ihm erteilten Befehle entsprechend, aufschieben werde. —

Der General v. Trotha ging in seinem Widerstreben, den Oberst Deimling jetzt schon gegen Morenga ziehen zu lassen, von der ohne allen Zweifel richtigen Ansicht aus, daß der neue, nach seinen bisherigen Leistungen recht beachtenswerte Feind nicht eher angegriffen und aus seinen Schlupfwinkeln aufgestöbert werden dürfe, als bis der andere, Hendrik mit seinen Banden, völlig vernichtet war.

Das Vorgehen gegen die Witbois im Auobtale hatte den Deutschen zwar mehrere, wenn auch leider recht blutig erkämpfte Siege gebracht, aber durchaus nicht die Unterwerfung oder gar die Zertrümmerung der ungemein kriegerischen, widerstandslustigen Stämme der Hottentotten. Ihre Anführer lebten noch; auch hatten sie von ihrem Ansehen nichts eingebüßt, denn es war den Wilden bald klar geworden, daß der den Deutschen günstige Ausgang des Kampfes bei Groß-Nabas nicht der Unfähigkeit ihrer Führer zuzuschreiben war, sondern nur dem verhängnisvollen Eingreifen des Propheten Stürmann, auf dessen Veranlassung Hendrik allzu voreilig die Front durch 200—300 Orlogleute geschwächt hatte, um den Deutschen den Rückzug nach Stamprietfontein zu verlegen.

Über die nahe Grenze gehend, hatten sich die Wilden dann von neuem reichlich mit Waffen und Munition ver-

sehen, und nunmehr waren sie, wie ihr ganzes Verhalten in der letzten Zeit gezeigt hatte, wieder recht kampfesmutig geworden.

Die Arbeit der Unterwerfung der Stämme war daher noch nicht zur Hälfte getan, und das Oberkommando mußte es, wie es die Lage beurteilte, als schweren Fehler bezeichnen, wenn jetzt schon von Hendrik abgelassen wurde. In den Augen der Wilden mußte das Nachlassen im Kampfe gegen Hendrik, ein übereiltes Vorgehen gegen Morenga als Gefühl der Ohnmacht der Deutschen erscheinen, die nicht imstande waren, Hendrik zu meistern und Furcht zeigten, vor den erfolgreichen Zügen Morengas, vor dessen Tätigkeit.

Sehr richtig war es daher, daß der General erst recht gründlich mit Hendrik abrechnen, er diesem die ganze Kraft der deutschen Waffen fühlen lassen wollte, um sodann den in seinem Felsennester sitzenden Morenga ebenso den dauernden Untergang zu bereiten.

Was konnte dieser Bandenführer denn in der Zwischenzeit Großes tun? Er konnte zwar weiter sengen und morden, aber viel war ja überhaupt nicht mehr zu verwüsten und zu vernichten, und je mehr Kräfte er an sich zog, desto spärlicher wurde die Anzahl der Aufständischen in den andern Teilen der Kolonie und desto gründlicher und sicherer konnte dann bei dem folgenden Kampfe die Vernichtung über sie hereinbrechen.

Ein Hinausschieben des Kampfes gegen Morenga erschien dem General auch unbedenklich, selbst im Hinblicke auf eine Vereinigung Hendriks mit diesem Führer. Die Berge waren viel zu unwirtlich, um längere Zeit größeren Viehherden genügende Weide zu geben. Die Vernichtung der vereinigten Banden wäre dann wohl etwas später aber auch um so sicherer erfolgt.

Für den Doppelkampf gegen die beiden Gegner, um gegen einen jeden einen wirklich durchschlagenden, endgültigen Erfolg zu erzielen, waren die vorhandenen Truppen nicht genügend stark genug. Es galt, eine Arbeit nach der anderen zu verrichten, selbst wenn die Verpflegung der Truppen keine Schwierigkeiten bereitet hätte.

Obwohl also über die Ansichten und den Plan des Oberkommandos Zweifel nicht bestehen konnten, der General v. Trotha die Zeit für die Bekämpfung Morengas noch nicht für gekommen hielt und die Unternehmungen gegen diesen jetzt noch verboten hatte, beschloß der Oberst Deimling dennoch gegen die Karrasberge vorzugehen, als Ende Februar die Gerüchte von dem Abzuge der Witbois auf jenes Bergland hin eine immer festere Gestalt angenommen hatten. Der Oberst sagte sich, daß, wenn die Vereinigung der Witbohottentotten mit den Banden Morengas gelang, ihm später in den Bergen mindestens eine Streitmacht von etwa 2000 Gewehren gegenüberstehen würde. Das Unternehmen, Morenga unschädlich zu machen, mußte dann sehr in Frage gestellt werden und aller Voraussicht nach dann weit schwerere Opfer erfordern, als es jetzt der Fall war. Dazu kam noch, daß die bestimmte Nachricht eingegangen war, nach der die Banden der Brüder Morris bereits in den Karrasbergen eingetroffen sein sollten. War das aber der Fall, und der Oberst zweifelte nicht an der Wahrheit der Gerüchte, dann hoffte er, mit einem Schlage den ganzen südlichen Teil der Kolonie von den Aufständischen säubern zu können.

Der Verpflegungsschwierigkeiten hoffte er Herr zu werden, und das um so mehr, als nach der am 22. Februar vom Hauptquartiere eingegangenen Nachricht die Kapregierung endlich die Einfuhr von je fünfzig Tonnen Verpflegung über Ramansdrift und Rietfontein gestattet hatte.

Diese Gründe bestimmten den Oberst Deimling zum sofortigen, selbständigen Handeln gegen den ausdrücklichen Befehl des Oberkommandos. Er war sich der großen Verantwortung wohl bewußt, die er auf sich nahm, doch zauderte er auch nicht einen Augenblick, den Plan zur Ausführung zu bringen, nachdem er an der glücklichen Durchführung desselben keinen Zweifel mehr hegte. „Die Verpflegungslage," so berichtete der Oberst Deimling, „war meines Erachtens so, daß sie mich sehr wohl zum Angriff befähigte, zumal man mit Sicherheit auf zahlreiches Beutevieh in den Karrasbergen rechnen konnte. Somit waren Ende Februar nach meinem pflichtmäßigen Ermessen als Führer

an Ort und Stelle alle Bedingungen zu einem raschen, entscheidenden Schlage gegen Morenga gegeben. Zudem glaubte der Oberst Deimling, im Gegensatze zum Hauptquartier, nicht darauf rechnen zu können, Ende März oder im April stärker als zu diesem Zeitpunkte zu sein.

Der Oberst Deimling verfügte zu jener Zeit über folgende Truppen: Es standen

in Keetmannshoop die Ersatz-Kompagnie 3a, 4a, 2. und halbe 1/3 9. (Gebirgs-)Batterie und die Maschinengewehrabteilung Dürr; ferner

1 Kompagnie unter Oberleutnant v. Stocki, gebildet aus entbehrlichen Mannschaften der Etappe und einem Zuge der 2. Feldtelegraphenabteilung;

bei Koes—Hasuur der Major v. Lengerke mit der II. Kompagnie des 2. Feldregiments, einer halben 3. Ersatz-Kompagnie und einer halben 8. Batterie;

bei Kalkfontein: der Hauptmann v. Koppy. Derselbe hatte unter Hauptmann v. Erckert eine berittene Abteilung zu vier Zügen, gebildet aus der 9. und 12. Kompagnie des 2. Feldregiments, aus der halben 3. und einem Zuge der 4. Ersatz-Kompagnie, einer halben 9. (Gebirgs-)Batterie, sowie unter

Oberleutnant Hunger eine Fußabteilung zu zwei Zügen, ferner unter

Oberleutnant Ritter von Rosenthal eine Artillerie-Abteilung zu drei Gebirgsschützen.

Der Plan des Oberst Deimling ging dahin, den Feind mit den drei Abteilungen konzentrisch anzugreifen, ihm aber zugleich die nach Osten führenden Abzugsstraßen zu versperren.

Am 1. März gab er demzufolge nachstehenden Befehl aus:

„Morenga und Morris sitzen bei Narudas und den umliegenden Wasserstellen des Gainab- und Geitsaubriviers.

Allgemeiner Angriff erfolgt:

1. Von Norden: Kolonne Kirchner: 120 Gewehre, zwei Geschütze, zwei Maschinengewehre, von Gründorn über Caudabis—Arus—Gaitsames—Gotsagaus;

2. von Westen: Kolonne Kamptz: 400 Gewehre, vier Geschütze, vier Maschinengewehre, über Wasserfall—Kraikluft. Diese Kolonne werde ich begleiten;
3. von Süden: Kolonne Koppy: 300 Gewehre, vier Geschütze, über Durdrift—Stinkdorn—Ariams—Nukois—Zandmund—Gotsagaus;
4. von Osten: Kolonne Lengerke: 170 Gewehre, vier Geschütze, sperrt das Backrivier in der Gegend von Kouchanas.

Die Angriffskolonnen 1 bis 3 haben ihren Vormarsch so anzutreten, daß sie die Gegend von Narudas am 11. März erreichen.

Jede Kolonne dringt so energisch wie möglich vor, um sich gegenseitig zu unterstützen.

Major v. Lengerke wird etwa schon vom 9. März ab bereit stehen müssen, um den Austritt aus dem Backrivier zu sperren, da es nicht ausgeschlossen ist, daß es der Gegner auf einen Entscheidungskampf gar nicht ankommen läßt, sondern beim konzentrischen Herannahen der drei Angriffskolonnen nach Osten zu entkommen sucht.

Außer der oben angegebenen Hauptaufgabe erhält der Major v. Lengerke den Auftrag, mit der 3. Ersatz-Kompagnie und den beiden Geschützen 96 Flanke und Rücken unseres Angriffs gegen ein etwaiges Eingreifen der Witbois von Norden her zu decken."

Von diesem am 1. März ausgegebenen Befehle, von der völligen Änderung seiner Entschlüsse, gab der Oberst dem Hauptquartier erst kurz vor dem Beginn des Kampfes Meldung, so daß der General v. Trotha eine Einwirkung auf die in Bewegung gesetzten Truppen, auf die gegen die Absicht desselben angeordneten Operationen bei der Kürze der Zeit und den großen Entfernungen nicht mehr haben konnte.

Das Bergland, in dem Morenga saß, in das hinein also die Operationen unsere Truppen führen mußten, war vor Beginn des Aufstandes fast von keines Weißen Fuß betreten worden, und unberührt lag die Wildnis noch da, nur bewohnt von einer geringen Anzahl armer Hottentotten.

In der Ausdehnung, die etwa der Größe unseres

Harzgebirges entspricht, erheben sich, aber viel schroffer und wilder als jenes, und weit spärlicher bewachsen, die „Großen Karrasberge", südöstlich Keetmannshoop, unvermittelt aus den mit den spitzen Kopjes, der charakteristischen Bergform Südafrikas, bedeckten wellenförmigen Gelände, weit überragt von dem über 2000 m hohen Lord Hill. Als einziger Europäer hatte diesen wegen seiner wilden Zerrissenheit fast unersteigbaren Berg nur der Hauptmann v. Burgsdorff mit seinen Begleitern erklommen. Weithin schweiften seine Blicke von hier aus über das freie, fast unbestandene Land, und dank der klaren, durchsichtigen Luft lag die Gegend bis zu seinem damaligen etwa 80 km entfernten Wohnsitze Keetmannshoop deutlich erkennbar vor ihm. Jede Wasserstelle, mit ihren geringen Baumbeständen, hob sich scharf von dem weißen kalkigen mit zackigen Klippen bedeckten Boden ab, und leicht zu verfolgen waren die sie verbindenden und zum Gebirge führenden Pfade.

Auf diesem Gipfel hatte Morenga wahrscheinlich seine Späher postiert. Sie beherrschten von hier aus mit dem ihnen von der Natur verliehenen scharfen Gesicht das ganze vorliegende Gelände, und durch die den gefallenen deutschen Soldaten geraubten guten Gläser konnten ihnen die anrückenden Kolonnen des Gegners nicht verborgen bleiben, die sich stets durch den aufgewirbelten Staub weithin verrieten.

Gebrauchsfähige Feldkarten waren von jener unwirtlichen, unaufgeschlossenen Gegend naturgemäß nicht vorhanden, und um so höher ist das Verdienst des zu Beginn des Aufstandes gefallenen Leutnants v. Stempel einzuschätzen, der eine recht brauchbare Skizze jener Wildnis angefertigt hatte. Sie gab wenigstens die Pfade an, auf denen die Truppen sich vorwärts bewegen konnten, und die spärlichen Wasserstellen, die in dem Geklüft verstreut lagen.

Fast die einzigen, für die deutschen Truppen mit ihren Geschützen brauchbaren Zugänge zu dieser Gebirgswildnis waren die zu jener Zeit bereits wieder trockenen Flußbetten. Das wichtigste und größte der Riviere des Westhanges führt über Wasserfall, einem durch den zur Regenzeit wild herabstürzenden Fluß tief eingewaschenen Kessel, scharf einge-

schnitten in das Bergland hinein. Diese Schlucht, die Kraikluft genannt, trennt das nördliche kleinere Gebirgsland von dem größeren südlichen und führt nach dem Passe, nach dessen Überschreitung der kaum erkennbare Weg sich zur Wasserstelle Garis weiterwindet. Diese liegt in einer kesselähnlichen tiefen Schlucht, die, wenigstens zur damaligen Zeit, als unsere braven Krieger dort entlang zogen, mit klarem kühlen Wasser versehen war. Der fast unwegsame Pfad zieht dann weiter über ein breites, nur mit spärlichem Grase bestandenes, klippenreiches Steinfeld hin, um sodann die tiefe, schroffe Schlucht von Narudas mit ihren Wasserpfannen zu erreichen. Bis zu 250 m Tiefe schneidet sich diese oft senkrecht in das Gebirge ein und wird nur von wenigen steilen Quertälern durchsetzt, so der Kampfesweise der Hottentotten die größten Vorteile bietend. Die Narudasschlucht führt dann mit steilem, scharfem Ausgange nach Osten zu aus dem Gebirge heraus.

Bei dem kühn angelegten Plane des Oberst Deimling schien der Persönlichkeit des Gegners nicht in dem Maße Rechnung getragen worden zu sein, als sie es verlangte. Schon einmal hatte Morenga in dem ihm so bekannten Gelände durch den offensiven Geist, der ihn beseelte, durch seine ganz hervorragenden Führereigenschaften die Deutschen in eine wenig günstige Lage gebracht, und auch jetzt wieder sollte sich der eigenartige, hoch begabte Mann in seiner ganzen Größe und Bedeutung zeigen.

Durch seine Späher, wie immer über die Vorgänge bei den deutschen Truppen unterrichtet, war ihm jedenfalls auch hier rechtzeitig Kunde zugegangen über die Stärke der deutschen Truppen und den getrennten Anmarsch der einzelnen Kolonnen. In seinem klaren, natürlichen Verstande erkannte er sofort die Blößen, die sich die Deutschen durch diesen Vormarsch gaben, den großen Vorteil, den er in der Vereinigung seiner Kräfte jenen gegenüber hatte, und kurz entschlossen nahm er diese ihm selten günstigen Umstände wahr, um, wieder der geniale Führer, auf der inneren Linie die einzelnen Kolonnen des Gegners durch ein offensives Vorgehen nacheinander zu vernichten, ehe sie ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten.

Morenga saß mit seinen Banden in und an der wasserreichen Narudasschlucht, als ihm das Nahen der einzelnen Kolonnen gemeldet wurde.

Die nächste und schwächste der anmarschierenden Abteilungen war die des Hauptmanns Kirchner, die von Norden her über Kosis auf Aob marschierte, und mit dieser wollte er zunächst abrechnen, um sich sodann auf die von Süden heranmarschierenden stärkeren Kräfte des Hauptmanns v. Koppy zu stürzen.

Um den Vormarsch dieser Truppen aber, sowie die vom Westen heranmarschierende Abteilung so lange aufzuhalten, bis er wieder von seinem Vorstoße gegen den Hauptmann Kirchner zurückgekehrt sei, zur Sicherung seiner Flanke und seines Rückens, entsandte der umsichtige Führer eine Abteilung von etwa 100 Gewehren unter den Brüdern Morris in eine vorzügliche Stellung nach Garup, etwa 20 km südlich Narudas, und eine etwas schwächere unter dem Kapitän Stürmann*) nach der Kraikluft. Ersteren gab er den Befehl, ihre Stellung so lange zu behaupten, bis er wieder zurückgekehrt sei, letzterem den, sich langsam nach der Narudasschlucht zurückzuziehen und den Gegner hinter sich her zu locken. Nach der Vernichtung des Hauptmanns v. Koppy sollte dann der letzten Kolonne in der unwegsamen Schlucht der Untergang bereitet werden.

Dieser einfache, auf natürlichem Menschenverstande beruhende Plan, ohne jede Künstelei, zeigt deutlich genug, welch bedeutsamer Gegner unseren Truppen gegenüberstand und welch großer Gefahr sie entgegengehen mußten, wenn Morenga sein Vorhaben glücklich zur Durchführung bringen konnte.

Am 9. März brach Morenga mit seinen Hauptkräften nach Aob auf, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die nördliche Kolonne sich Kosis, etwa 25 km nördlich Aob gelegen, näherte. Die jedenfalls schon vorher sorgfältig ausgewählte Stellung wurde im Laufe der verbleibenden Zeit soviel als möglich künstlich verstärkt.

Ohne von dem im vorzüglichen Hinterhalte liegenden

*) Nicht zu verwechseln mit dem Propheten Stürmann.

Gegner auch nur das geringste bemerkt und erfahren zu haben, war der Hauptmann Kirchner am 10. März nachmittags bis in die Nähe der Wasserstelle Aob gelangt, als überraschend gleichzeitig die Spitze und das Gros Feuer erhielten. So gut hatte sich der Gegner eingenistet, daß keiner der Wilden, auch während des sich nun entspinnenden Kampfes, zu entdecken war, und allein nach dem Knalle der feindlichen Schüsse vermochten unsere Leute zu erkennen, wo jene verborgen lagen. Auch den Geschützen und Maschinengewehren bot sich kein sicheres Ziel, und viele Geschosse flogen, ohne irgend welche Wirkung zu haben, aufs Geratewohl in Richtung auf die vermuteten Schützen hin.

Immer mehr umfaßte der Gegner unsere schwer bedrängten Truppen, die große Verluste erlitten, und der Hauptmann Kirchner, der sofort klar erkannt hatte, in welch schwierige Lage er gekommen war, sah sich alsbald genötigt, zu dem äußersten Mittel zu greifen, das den Wilden gegenüber noch nie versagt hatte, zu dem Bajonette. Und wirklich! Auch in diesem Falle war der schneidig unternommene Angriff vom Erfolg gekrönt. Der Feind wich den blinkenden Spitzen, doch nur wenige hundert Meter; dann setzte er sich wieder in einer festeren, besseren Stellung.

Der Sturm aber hatte auch recht schwere Opfer gefordert, unter denen der Führer der Abteilung selbst, sowie der Leutnant Fürbringer sich befanden und auch der Sanitätsgefreite Brüstle, der seinem Hauptmanne zu Hilfe eilte und ihn nicht verlassen wollte, starb hier den Heldentod.

Die Artilleriegeschosse waren bald, zum großen Teil wohl infolge der vorzüglichen Deckung der Wilden fast wirkungslos, verfeuert, und als Morenga nun auch noch erkannte, daß in der Schützenlinie die Munition zu mangeln begann, da hielt er den Zeitpunkt gekommen, durch eine Umfassung unserer Truppen die Entscheidung herbeizuführen. Ihren linken Flügel weit vorschiebend, drangen die Wilden plötzlich gegen die Rückzugsstraße und die auf derselben aufgestellten Handpferde vor. Ein höchst gefährlicher Augenblick nahte heran; denn wurden die Pferde genommen, so gab es für die heldenhaft kämpfenden Truppen keine Rettung mehr. Doch auch hier siegte die persönliche Tapferkeit der Truppe.

Mit lautem Hurra warf sich der Unteroffizier Kluge von der Maschinengewehrabteilung mit den Fahrern und Pferdehaltern, die den Karabiner ergriffen hatten, dem übermächtigen Feinde entgegen, und so gelang es diesem unerschrockenen Manne, die drohende Gefahr abzuwenden.

Die Dunkelheit war während des Kampfes allmählich hereingebrochen, und so erlosch bei der Abneigung der Hottentotten gegen alle Nachtgefechte der schwere Kampf.

Sehr schmerzliche Opfer hatte der Tag gefordert, denn 11 Tote und 28 Verwundete, mehr als ein Drittel der Gefechtsstärke, hatte die Abteilung verloren, und schweren Dienst hatte der Oberarzt Hoffmann, der in treuer Pflichterfüllung vielen Verwundeten in der feuernden Schützenlinie seine Hilfe und seinen Beistand zuteil werden ließ. Der Oberleutnant Freiherr Grote, der das Kommando über die Abteilung übernommen hatte, entschloß sich, noch in der Nacht nach Kosis zurückzugehen, da er der großen Übermacht gegenüber, bei mangelnder Munition, am nächsten Tage mit nur einiger Aussicht auf Erfolg den Kampf nicht wieder aufnehmen konnte. Zudem hatte die Truppe kein Wasser mehr.

Bei Kosis bezog er am folgenden Tage mit der auf dreißig gefechtsfähige Leute zusammengeschmolzenen Truppe ein befestigtes Lager und meldete unter Erbittung von Verstärkung die Lage nach Keetmannshoop.

Morenga aber, seinen großen Vorteil wahrnehmend und in weiterer Ausführung seines Planes, wandte sich in der Nacht noch, indem er nur einige Leute in der behaupteten Stellung ließ, nach Süden, dem Hauptmann v. Koppy entgegen.

Der Hauptmann v. Koppy hatte am 9. März Stinkdorn, etwa 30 km von Narudas entfernt, erreicht, am Abend aber noch die Fußabteilung etwa 8 km weiter nach der Wasserstelle Ariams vorgeschoben. Er war dann am folgenden Tage, am 10. März, so zeitig aufgebrochen, daß er mit allen seinen Kräften gegen Mittag die Gegend bei Garup zu erreichen vermochte, wo er, nach seiner genauen Kennt-

nis der Gegend, am wahrscheinlichsten den Gegner in Stellung zu treffen vermutete, falls dieser überhaupt Widerstand entgegensetzen wollte.

Und der Hauptmann v. Koppy hatte sich nicht getäuscht, seine Annahme war nur allzu richtig gewesen, denn nur kurze Zeit nach seinem Abmarsche von Ariams berichteten ihm die vorausgetriebenen Erkundungstrupps bereits, daß der Gegner, etwa hundert Köpfe stark, in gut gewählter Stellung bei der Wasserstelle Garup stehe.

Der gemeldete Feind war, wie wir bereits wissen, diejenige Abteilung Hottentotten, die Morenga unter den Brüdern Morris nach jener Wasserstelle hin vorgeschoben hatte, um den Hauptmann v. Koppy so lange aufzuhalten, bis er selbst mit seinen Leuten, nach Vernichtung der nördlichen Kolonne, zum gemeinsamen Kampfe herbeigeeilt sein würde.

Wie bereits erwähnt, kannte der Hauptmann v. Koppy das Gelände von den Operationen in den Monaten September und Oktober des vorangegangenen Jahres her sehr gut. Er wußte, daß die Stellung der Hottentotten in der Front fast unangreifbar war, und er nur durch ein Vorgehen gegen die rechte Flanke schnell einen Erfolg zu erzielen vermochte. Sein Angriffsplan stand daher sofort fest. Unter Festhaltung des Gegners in der Front durch die Unberittenen, entsandte er die Reiterabteilung mit den Geschützen in die rechte Flanke des Gegners mit dem Befehle, weiterhin gegen dessen Rückzugslinie vorzustoßen.

Wie richtig seine Gefechtsdisposition gewesen war, zeigte sich sofort. Denn kaum hatten die Hottentotten die Absicht der Reiter, sie westlich zu umgehen, erkannt, als sie auch schon, ohne sich auf ein Gefecht einzulassen, die Stellung räumten und eiligst in der Richtung auf Narudas entflohen.

Dieser, infolge des richtigen Angriffsbefehls, leicht errungene Sieg sollte für den weiteren glücklichen Verlauf der Operationen von ganz hervorragender Bedeutung werden. Der Weg nach der Narudasschlucht stand den Deutschen jetzt offen, und die Absicht Morengas, diese von derselben so lange fernzuhalten, bis er selbst heranzukommen vermochte, war kaum noch ausführbar. Das glückliche Ge-

lingen des so richtig angelegten Planes war jetzt bereits mehr als in Frage gestellt.

Der Hauptmann v. Koppy ging, um sich nicht einer vereinzelten Niederlage auszusetzen, an diesem Tage nicht weiter vor. Er blieb bei der Wasserstelle Garup stehen, um sodann am nächsten Morgen in aller Frühe gegen die Narudasschlucht vorzustoßen, wo er mit den übrigen Abteilungen gemeinsam den zu erwartenden Kampf durchzufechten hoffte.

Unbelästigt vom Gegner hatte die Abteilung am 11. März beinahe den Eingang zur Schlucht erreicht, als von Norden her ein starker, wohlgeordneter Reitertrupp in scharfer Gangart in Richtung auf denselben herankam, weit voraus ein Reiter auf einem Falben.

Zunächst glaubte der Hauptmann die von Norden heranrückende Abteilung Kirchner vor sich zu haben, und freudig rief er aus: „Das klappt ja wie im Manöver, daß beide Abteilungen auf die Minute zusammentreffen.“ Doch als der alte bewährte Afrikaner vorsichtigerweise sein Glas ans Auge brachte, da ward er sehr mißtrauisch und befahl dem Leutnant v. Gersdorff, zur Erkundung vorzureiten. „Die reiten ja so geordnet, das müssen doch Deutsche sein,“ so ruft der junge Offizier beim Abreiten noch aus. Doch bald erkennt er in dem ihm entgegenkommenden einzelnen Reiter den mit dem Truppenhut auf dem Kopfe und mit einem blauen Rock mit weißer Armbinde bekleideten Morenga. Gleichzeitig machten beide Reiter kehrt, als sie sich erkannt hatten, und in wildem Galopp jagte ein jeder zu seiner Truppe zurück.

Mit scharfem, sicherem Blicke übersah der Hauptmann v. Koppy sofort die Lage. Es galt zu verhüten, daß Morenga mit seiner Bande die Schlucht erreichte und den Zugang zu derselben sperrte, ehe die Deutschen herangekommen waren. Das mußte verhindert werden, und kein Augenblick war zu verlieren.

Die am Anfange der Kolonne marschierende Fußabteilung erhielt alsbald den Befehl, so schnell als irgend möglich, eine rechts vorwärtsliegende Höhe zu besetzen, an der die Leute Morengas auf Gewehrschußweite vorbeireiten

mußten, wenn ſie den Eingang der Schlucht gewinnen wollten. Gelangten die Schützen noch rechtzeitig in dieſe Stellung, ſo lag der Anmarſch Morengas in deren Feuer; kamen ſie aber nicht mehr zum Schuſſe, dann erreichte dieſer ſein Ziel, ſeine Abſicht.

Es waren ſpannende Augenblicke, die dem Befehle folgten. Unendlich lang ſchienen ſie ſich auszudehnen! Doch die braven Leute ſetzten alle Kräfte ein, und ſo praſſelte denn noch zur rechten Zeit auf etwa 800 m Entfernung ein tod- und verderbenbringendes Feuer in die in wildem Ritte dem Eingange der Schlucht zu jagenden Hottentotten hinein. Mancher Sattel wurde alsbald leer, und ſo mußte denn Morenga erkennen, daß er ſeinen Plan nicht durchführen konnte.

Unter Preisgabe der Pferde mußten die Wilden das Gefecht aufnehmen, wo ſie ſich gerade befanden, und nur wenigen war es geglückt, den Teil der Schluchtwände zu erreichen, die die Morrisleute beſetzt hatten. Der größte Teil, mit ihnen Morenga, blieb auf den nördlichen Hängen.

Gegen den rechten Flügel der Hottentotten wurde nunmehr die berittene Abteilung eingeſetzt, und unter dem Feuer der dicht hinter der Schützenlinie aufgefahrenen Artillerie, das vom Oberleutnant v. Roſenthal ſo gut geleitet wurde, daß kein Eingeborener mehr den Kopf über die Deckung zu heben wagte, gelang es dem Hauptmann v. Koppy, die Schützen ohne erhebliche Verluſte vorwärts zu tragen. Als dann noch die Reſerven auf dem linken Flügel eingeſetzt wurden, begann das Feuer derart überwältigend zu werden, daß der rechte Flügel, die Morrisleute, zum größten Teil die Flucht ergriffen.

Noch aber gab Morenga den Kampf nicht verloren, und ſolange Stürmann mit ſeinen Leuten ihm den Rücken freihielt, ſo lange konnte er unter Einſetzung aller ſeiner Kräfte immer noch hoffen, den Sieg an ſich zu reißen.

Perſönlich eilte er von einem Flügel zum anderen, die Leute zum Ausharren anfeuernd; aber es half nichts mehr, und als ſchließlich die Botſchaft eintraf, daß Stürmann zurückgetrieben worden war und ſich die Deutſchen unaufhaltſam der Narudasſchlucht in ihrem Rücken näherten und ſie bald

erreicht haben würden, da gab es kein Halten mehr. In wilder Flucht, Weiber, Kinder und alles Vieh in den Querschluchten zurücklassend, flohen die Krieger nach allen Seiten davon, um wenigstens das nackte Leben zu retten. Die Panik war allgemein, und mehr als 8000 Stück Groß- und Kleinvieh, sowie fünfzig zum Teil gesattelte Pferde fielen dem Sieger in die Hände.

Da der Feind nach allen Windrichtungen auseinandergestoben war, so war an eine einheitliche Verfolgung nicht zu denken. Der Hauptmann v. Koppy blieb daher mit seinen Leuten auf dem eroberten Gefechtsfelde stehen, nach allen Seiten kleinere Verfolgungstrupps entsendend. — Die Verbindung mit den anderen Kolonnen herzustellen, war ihm bisher noch nicht gelungen.

Erst um Mitternacht wurde das erreicht. Der Lichtfernsprecher sandte seine verbindenden Strahlen über das unwegsame Gelände hinweg, der Südabteilung zu. An eine Gefahr war jetzt nicht mehr zu denken, wenn auch die Nordabteilung, deren Verbleib weder durch Patrouillen noch durch die Signallampen festgestellt werden konnte, nicht zur befohlenen Zeit herangekommen war.

Der glänzende Sieg hatte der Abteilung Koppy erfreulicherweise nur 9 Verwundete gekostet. —

Die Westabteilung hatte am 9. März, ohne in Fühlung mit dem Feinde getreten zu sein, die Kraikluft erreicht. Es ist das eine lange, wie bereits erwähnt, von steilen Wänden eingefaßte Schlucht, an deren nördlicher Seite der über 2000 m hohe Lord-Hill in steilen Wänden emporsteigt. Doch nur allzu wenig Wasser wurde hier in den abgrundtiefen Kesseln gefunden, und so mußten denn die Tiere am nächsten Morgen in aller Frühe nach Wasserfall zum Tränken zurückgeschickt werden.

Zu dem weiteren Vormarsche in die unwegsame Bergwildnis wurden die Gebirgsgeschütze und Maschinengewehre mit der zugehörigen Munition, sowie ein fünftägiger Proviantvorrat auf Tragetieren verladen.

Während am Morgen des 10. März die Tiere, mit Ausnahme der Offizier- und einiger Patrouillenpferde, zum Tränken abwesend waren, hatte sich ein vom Osten heran-

kommender Trupp Hottentotten den der Kraikluft vorliegenden Höhen genähert, die jedoch wohlweislich bereits von unseren Vortruppen besetzt worden waren.

Von einem ruhigen, wohlgezielten Feuer überraschend empfangen, wichen die Wilden sofort eilig zurück, ohne auch nur den geringsten Versuch zu machen, die Höhen zu nehmen oder zu umgehen.

Stürmann war mit seinen Leuten zu spät gekommen. Die wichtige Stellung war dank des schnellen Vormarsches der Deutschen fast ohne einen Schuß in die Hände unserer Truppen gelangt und auch geblieben.

Das Aussichtslose eines Kampfes an der Kraikluft erkennend, nahm der Kapitän davon Abstand, dem Vordringen der Deutschen noch irgendwie Widerstand entgegenzusetzen. Er ging sofort in die wohlvorbereitete Stellung am nordwestlichen Eingang der Narudasschlucht zurück; doch ließ er auf seinem Wege dorthin, um ein allzu schnelles Nachdrängen seines Gegners zu verhüten und dadurch Zeit zu gewinnen, das Gras anzünden. Die alsbald überall hoch emporlodernden Flammen wurden indessen, da der Wind nach Osten wehte, von der Truppe fortgetrieben. Sie verzehrten jedoch das spärliche Gras, das den Pferden bisher zum Labsal im Gebirge geworden war.

Entsetzliche Anstrengungen bereiteten dem Vormarsche der Anstieg zu der über 250 m über der Schlucht liegenden Hochfläche und die Bewegung über das steinige, mit großen Felsblöcken besäte Gelände hinweg. Nur mit großer Mühe kam die Kolonne vorwärts, und als sie zur Ruhe übergehen mußte, weil die Sonne sich dem Untergange zuneigte, da hatten die Truppen erst nur wenige Kilometer zurückgelegt.

Die Fühlung mit den anderen Truppen zu gewinnen, war der Kolonne noch nicht geglückt, doch hatten die vorgetriebenen Patrouillen am Abend noch, nach Nordosten zu, heftigen Kanonendonner gehört. Er schallte von dem unglücklichen Gefechte der Abteilung Kirchner bei Aob herüber!

Der ereignisvolle Tag hatte an Opfern nur einen Toten und drei Verwundete gefordert.

Am nächsten Tage, dem 11. März, wurde sehr frühzeitig aufgebrochen; galt es doch, den Ausgang der Narudasschlucht auf dem Ostabhange der Karrasberge zu erreichen. Wieder ging es in eine kesselartige Schlucht hinab, in der reichlich klares und kühles Wasser vorhanden war, und nach dem Trinken und Tränken wieder bergan, die Hänge an der Narudasschlucht hinauf, über wild zerklüftetes Gestein hinweg. Gegen 10 Uhr wurde endlich der Gegner gemeldet. Es war die Bande Stürmanns, die in einer vorzüglich gewählten Stellung dem Vordringen der Deutschen Einhalt gebieten wollte, bis Morenga auch den Hauptmann v. Koppy mit seiner Abteilung vernichtet hatte.

Der Major v. Kamptz erkannte alsbald, daß ein Angriff gegen die Front sehr schwere Opfer fordern mußte. Er entschied sich daher zu einer Umfassung des rechten Flügels der Wilden. Doch kaum war von diesem die Bewegung erkannt worden, als sie auch schon nach kurzem Kampfe die Stellung aufgaben und in schneller Flucht der Narudasschlucht zu enteilten.

Längs des linken, hohen Randes derselben setzte nunmehr die Abteilung die Verfolgung fort, wobei sie unter sehr erheblichen Mühen, die an die Kräfte der Leute ganz furchtbare Anforderungen stellten, mehrere steile Querschluchten überwinden mußte.

„Wir rückten," so schreibt der schon mehrfach erwähnte evangelische Feldgeistliche, der Divisionspfarrer Schmidt, „näher zum Höhenrande und längs diesem weiter vor. Wieder über Steinflächen und Geröll! Eine Seitenschlucht, deren Umgehung zuviel Zeit geraubt hätte, wird durchklettert. Nach kurzer Zeit noch eine zweite, eine dritte! Sah man von oben auf den steilen Abstieg und das Geklüft der Felsblöcke hinab, so schien es unmöglich, mit den bepackten Tragetieren hinab und ebenso mühsam wieder emporzuklimmen. Aber vorwärts, zu zweifelnden Erwägungen bleibt keine Zeit. Wohl war's ein beängstigender Anblick, wenn die gelbe Heeresschlange von Schlucht zu Schlucht kopfüber in die Tiefe tauchte und sich in steilem Emporklimmen wieder hinaufwand, aber Wille und Pflichtgefühl siegten. Schlimmere Märsche hat schwerlich ein Heer selbst

Oberarzt Dr. Hoffmann.

Oberleutnant Stuhlmann.

Oberleutnant v. Vollard-Bockelberg.

Leutnant v. d. Marwitz.

bei den berühmtesten Märschen über die Alpenpässe bestanden.

Um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags war eine günstige Stelle des Höhenrandes erreicht, die einen weiten Umblick über die Höhe und vorzüglichen Einblick in die lange Hauptschlucht freigab. Etwa 250 m tief windet und dehnt sich diese mit mannigfachen Krümmungen und vielen Seitentälern stundenlang hin, überall mit Felsblöcken übersät und an vielen Stellen mit mannshohen Klippenreihen durchzogen. Von der Schluchtsohle blinkten einige Wasserpfannen wie dunkle Augen herauf."

Von der so geschilderten Höhe aus, auf der die Truppen ins Biwak rücken, sich der wohlverdienten Ruhe hingeben sollten, der sie nach den schier unglaublichen Anstrengungen recht bedürftig war, sah der Oberst Deimling, der mit seinem Stabe dorthin vorausgeritten war, zahlreiche Hottentottenschwärme, die mit ihrem Vieh aus der Schlucht in nordöstlicher Richtung zu entkommen und den nördlichen Teil des Gebirges zu erreichen suchten. Der eilige und wild durch einanderwirbelnde Zug ließ sofort keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Hottentotten sich auf eiliger Flucht befanden, daß ihre Krieger am jenseitigen Rande der Schlucht schwere Schläge erhalten, daß unsere Abteilungen dort drüben mit prächtigem Erfolge ihre blutige Aufgabe gelöst haben mußten.

Sofort wurde die Artillerie vorbefohlen, und schnell sandte sie ihre wirkungsvollen, den Tod verbreitenden Grüße in die wirren Haufen hinein, und bald steigerte sich die Flucht der Wilden zur wüsten Panik. Alle Müdigkeit war alsbald bei dem sich bietenden Anblick vergessen, und zu erneuter Tatkraft angestachelt gingen die Reiter in nordöstlicher Richtung vor, um die sich dorthin ziehenden Schluchten und Täler zu sperren.

Zum Teil gelang das noch, und wenn auch noch viele Orlogleute entschlüpften, fast die ganzen Werften mit allem Vieh wurden eine Beute der Deutschen.

Einen Toten und drei Verwundete hatte dieser Sieg unseren Truppen an Opfern gekostet.

Spät am Abend, nur noch fünf bis sechs Kilometer von Narudas entfernt, ging die sehr ermüdete, aber um so siegesfrohere Abteilung ins Biwak, alsbald bemüht, mit der hell aufleuchtenden Signallampe die Verbindung mit den augenscheinlich nicht mehr fern weilenden Abteilungen aufzunehmen. Bald gelang es, wenn auch nur mit der Abteilung Koppy.

Große Freude rief die vom Hauptmann herübergeblitzte Meldung von dem Doppelsieg bei Garup und bei Narudas hervor, und frohe Zuversicht herrschte darüber, daß der nach Norden und Nordosten ausgewichene Gegner den Truppen des Hauptmanns Kirchner und des Majors v. Lengerke in die Gewehre gelaufen sein mußte.

Von diesen Abteilungen aber fehlte noch jede Nachricht! — Auch der nächste Tag, an dem die Abteilungen Kamptz und Koppy in nähere Verbindung miteinander traten, brachte zunächst keine Kunde von den beiden anderen Detachements, und bange Sorge, vor allem um das Schicksal der Abteilung Kirchner, die am 11. März bei Narudas sein sollte, bemächtigte sich aller.

Endlich traf, wenigstens von Major v. Lengerke, Nachricht ein.

Er hatte, wie befohlen, Kouchanas besetzt und zugleich eine starke Abteilung zur Wasserstelle Gurus, etwa 25 km nordwestlich davon gelegen, geschickt. Hier waren ihm dann die zersprengten Hottentottenschwärme, bei deren einem sich auch Morenga befunden haben sollte, in das Feuer gelaufen und von der Abteilung derart beschossen worden, daß sie wie Spreu im Winde zerstoben waren.

Das ganze Backrivier, das sich von Kouchanas gegen Narudas hinzieht, wurde völlig vom Gegner gesäubert.

Auch am 13. März gelang es nicht, über den Verbleib der Abteilung Kirchner etwas zu erfahren, und ehe nicht über deren Schicksal völlige Klarheit erlangt war, so lange konnte der Oberst Deimling neue Entschlüsse nicht fassen.

Da, endlich am Abend dieses Tages, traf von Keetmannshoop — der Leutnant Fürbringer, der Vetter des bei Aob gefallenen Offiziers gleichen Namens, hatte die Signalverbindung durch Lampeneinschaltungen von Narudas, so-

wohl mit diesem Orte als auch mit Warmbad hergestellt — die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht der Abteilung Kirchner bei Aob ein und deren Rückzug nach Kosis.

Das war eine schwere Trübung der Siegesfreude! Der Ring, der um Morenga gelegt werden sollte, war an einer Stelle durchbrochen, und durch diese Öffnung hindurch waren viele Krieger entwichen, um den Orlog mit um so größerer Erbitterung und Wut gegen die verhaßten Deutschen fortzusetzen, denn nunmehr hatten sie nichts, gar nichts mehr zu verlieren.

Am 14. März, bei frühem Morgen, wurde der Hauptmann v. Erckert mit einer Kompagnie und zwei Geschützen entsendet, um die zurückgegangene Abteilung aufzusuchen und mit ihr zurückzukehren.

Durch einen gewaltigen Marsch, der über das Kampfeld bei Aob führte, gelang es ihm, ohne vom Gegner etwas bemerkt zu haben, am 15. März bei Arus, etwa 10 km nördlich Kosis, die gesuchte Abteilung zu finden, die aus Wassermangel von Kosis dorthin weiter zurückgegangen war und sich verschanzt hatte.

Die sofort an den Oberst Deimling durch einen berittenen Eingeborenen abgesendete Meldung traf bereits im Laufe des 16. März bei dem Hauptmann v. Koppy ein, der sie sofort der noch auf der Höhe lagernden Abteilung zublitzte, bei der der Oberst Deimling geblieben war.

Und nunmehr, noch an demselben Tage, gab das Oberkommando den Befehl aus für die weiteren Aufgaben, die die einzelnen Abteilungen fortan zu lösen hatten.

Der Oberst war der Ansicht, daß jetzt ein Teil der Kräfte, die er gegen Morenga aufgeboten hatte, im Süden entbehrlich war. Diese Abteilungen erhielten daher den Befehl, nach Keetmannshoop zurückzukehren, damit sie von dort aus, wie die Umstände es erheischen würden, gegen die Bethanier, die noch unbezwungen am Hudup hausten, vorzugehen oder im Auobtale die Vernichtung der Banden Hendriks zu vervollständigen.

Die im Süden unter dem Major v. Lengerke verbleibenden Truppen dagegen erhielten den Auftrag, den Südbezirk zu sichern und zwar:

Die 3. Ersatz-Kompagnie und eine halbe 8. Batterie unter Oberleutnant v. Livonius im Osten die Gegend Hasuur—Koes;

die 11. Kompagnie mit 2 Geschützen der 9. Batterie unter Oberleutnant Anders südlich anschließend die Linie Garabis—Dawiknab;

die 12. Kompagnie und 2 Geschütze der 9. Batterie unter Hauptmann v. Erckert die Gegend von Stinkdorn und das Gainabrivier;

die 9. Kompagnie mit 2 Geschützen den Bezirk Kalkfontain unter Hauptmann v. Koppy;

die Kompagnie 3a mit 2 Geschützen der 9. Batterie, sowie 2 Maschinengewehren unter dem Hauptmann d'Arrest den südöstlichen Eingang der Narudasschlucht;

die Kompagnie 4a mit einem Geschütze und 2 Maschinengewehren unter Hauptmann Arnold Wasserfall, zugleich mit 1 Zuge und 1 Geschütze unter Leutnant v. Westernhagen den Nordwestausgang der Narudasschlucht.

Nachdem der Oberst am 17. März das Hauptquartier um seine Rücksendung krankheitshalber gebeten hatte, verversammelte er nochmals die Kommandeure, sowie alle Truppen, um ihnen die letzten Weisungen zu geben, die Lage auseinanderzusetzen, sowie die erzielten Erfolge zu beleuchten und um hieran die Ermahnung zu knüpfen, mit derselben Pflichttreue und der gleichen Hingabe wie bisher an die Lösung der weiteren, ihrer jetzt harrenden Aufgaben heranzugehen. Indem er mit kurzen Worten den Truppen für ihre gezeigte Ausdauer und ihren nie erlahmenden Eifer gedankt hatte, forderte er die wackere Schar auf, in den Ruf einzustimmen, der dem fernen Kaiser von neuem den Eid der Treue gelobte. Jubelnd stieg der Treuruf zum Himmel empor, vielmals von den steilen Wänden der Karrasberge widerhallend, die noch nie Zeuge einer solchen Feier gewesen waren.

Von der so oft recht hart geprüften, aber allzeit treu befundenen, kriegserprobten Truppe nahm der Oberst sodann Abschied, um sich auf dringendes Anraten der Ärzte nach Europa in eine gründliche, ärztliche Behandlung zu be-

geben. Die Verletzung des rechten Armes, die er sich infolge eines Sturzes mit dem Pferde im Dezember 1904 zugezogen hatte, hatte sich so verschlechtert, daß er schon seit Wochen nicht mehr imstande gewesen war, ohne fremde Hilfe in den Sattel zu kommen oder vom Pferde abzusteigen. Trotzdem aber hatte der Oberst, dank seiner gewaltigen Energie, es über sich vermocht, den so überaus anstrengenden Zug gegen Morenga in die Karrasberge hinein zu unternehmen.

Auf demselben Wege, den er von Keetmannshoop nach dem Gebirge eingeschlagen hatte, kehrte der Oberst Deimling auch zurück, um am 2. April im beschleunigten Ritte nach Lüderitzbucht sich zu begeben, wo er bereits am 9. April eintraf.

Dieser Ritt war nicht ganz ohne Gefahr. Als nämlich der Stab nach viertägigem Marsche unter Überwindung des stark angeschwollenenen Fischflusses und des Konkip in Kuibis eingetroffen war, hatte der Major Gräser aus Keetmannshoop durch Lichtfernsprecher dem Oberst gemeldet, daß der Bethanier Kapitän Cornelius mit 200 Kriegern gegen den Baiweg aufgebrochen sei, um seine Frau, die als Gefangene nach Lüderitzbucht geschafft wurde, zu befreien.

Diese Nachricht erschien durchaus glaubwürdig, da dieser Führer, als er beim Stabe des 2. Feldregiments im Feldzuge gegen die Hereros verwendet worden war, wiederholt eine derartige Energie an den Tag gelegt hatte, daß ihm ein solches Unternehmen gegen den Baiweg sehr wohl zuzutrauen war. Die Offiziere des Stabes, der nur eine ganz geringe Anzahl Begleitmannschaften zum Schutze bei sich hatte, sahen sich daher genötigt, in den Biwaks selbst Wache zu halten, zu der sogar der Divisionspfarrer herangezogen wurde. Stramm stand er seine zwei Stunden ab! — Auf diesem Ritte begegnete dem Stabe auch einer der ersten Kameltransporte. Je drei Tiere schritten zusammengekoppelt hintereinander her, jedes mit etwa 4 Zentnern bepackt. Sie waren an der Küste getränkt worden und marschierten nun, ohne noch einmal Wasser zu sich zu nehmen, bis Kubub, im ganzen also etwa 130 km.

Inzwischen waren die Truppen ihren neuen Bestimmungsorten entgegenmarschiert, und auch der Major

v. Kamptz hatte mit der Kompagnie v. Stocki und der halben 2. Batterie den Rückmarsch über Kraikluft—Wasserfall nach Keetmannshoop am 18. März angetreten, samt dem Beutevieh, das von einigen Buren und von den gefangenen Hottentotten getrieben wurde. Bei Wasserfall schloß sich später sodann der Abteilung der dort zurückgelassene Wagenpark mit etwa 20 Wagen an, durch den die Kolonne sich ganz erheblich, bis über 3 km, verlängerte.

Wenn man sich dem Glauben hingegeben hatte, daß die Widerstandskraft der Hottentotten durch diese Kämpfe gebrochen sei, so sollte man bald eines anderen belehrt werden, denn schon an den Hängen der Höhen, welche die Wasserstelle Garis beherrschen, griffen die Wilden am 18. März, die sich wieder um Morenga geschart hatten, die Kolonne Kamptz an, und wenn sie auch zurückgeschlagen wurden, so wiederholten sie doch ihre Angriffe noch dreimal, ein Beweis dafür, von welcher Kampfeswut sie beseelt waren, wie schmerzlich ihnen der Verlust des Viehes, ihrer ganzen Habe war.

Morenga selbst war bei diesem Gefechte durch einen Granatsplitter am Unterleibe schwer verwundet worden.

Aber noch gaben die Wilden die Hoffnung nicht auf, der Kolonne Kamptz das Vieh wieder wegzunehmen, und so machten sie denn in der Stärke von etwa 100 Reitern und mehreren hundert Leuten zu Fuß am 21. März gegen Abend einen neuen verzweifelten Angriff auf die lange Kolonne bei der Wasserstelle Uchanaris, halbwegs Wasserfall—Keetmannshoop. Zwar wurde auch hier das in dem Buschgelände begünstigte Vorgehen der Wilden durch das schnelle und geschickte Eingreifen der Kompagnie v. Stocki blutig zurückgewiesen, aber trotz alledem griffen dieselben Krieger am Abend nochmals an, wiewohl auch diesmal vergeblich. Doch hatte die Abteilung leider an Toten fünf Reiter und einen Buren, an Verwundeten zwei Reiter und zwei Buren zu beklagen. —

Mit diesem letzten Überfalle, der ohne Zweifel im Verein mit dem bei Garis seitens des tätigen, von tödlichem, unerbittlichem Hasse gegen die Deutschen erfüllten Hotten-

tottenführers geplant und in die Wege geleitet worden war, hörten zunächst die Kämpfe auf.

Am 24. März erreichte die Abteilung ohne jeden weiteren Zwischenfall Keetmannshoop. — —

Über das Ergebnis der Operationen in die Karrasberge hinein berichtet der Oberst Deimling:

„Die Banden des Morenga sind zersprengt, sie haben mindestens 130 Tote gehabt. Morenga ist als geschlossene Macht nicht mehr zu betrachten; seines Viehes beraubt, wird es ihm auch kaum mehr gelingen, erhebliche Kräfte wieder um sich zu sammeln. Einzelne Banden werden sich naturgemäß wieder bilden, gegen sie werden die in den Karrasbergen zurückgelassene Besatzung und die übrigen Abteilungen Lengerkes durch dauernde Beobachtung und Säuberung der Hauptriviere vorgehen. Der Nimbus, der sich bei allen Hottentotten, auch bei den Witbois, um die Karrasberge und ihre Uneinnehmbarkeit gebildet hat, ist mit der Eroberung der Narudasschlucht, die jetzt in unserer Hand ist, endgültig zerstört. Sollten die Witbois jetzt noch vorhaben, in die Karrasberge zu ziehen, so sind wir ihnen zuvorgekommen. Welche Wirkung es auf den Gang der Ereignisse im großen Ganzen hat, daß die Karrasberge einige Wochen früher genommen wurden, als es ursprünglich geplant war, entzieht sich meiner Beurteilung. Eines aber weiß ich, seit ich die Karrasberge kennen gelernt habe, daß wir nie wieder mit verhältnismäßig so geringen Opfern hineinkommen würden, als jetzt durch unser schnelles, den Feind überraschendes Zugreifen."

Die letzten Ereignisse lehrten, wie recht das Hauptquartier gehabt hatte, den Feldzug gegen Morenga noch nicht ins Werk zu setzen. Wie der General v. Trotha vorausgesagt hatte, so war es auch eingetroffen. Ein durchschlagender Erfolg war durch den Oberst Deimling nicht erzielt worden. Es waren wohl einige Siege erfochten, doch hatte daneben auch eine Abteilung eine recht empfindliche Niederlage erlitten, ohne daß es gelungen war, Morenga unschädlich zu machen. —

Nicht nur, daß Hendrik Witboi mit ſeinen Banden über ein großes Gebiet zerſtreut, ungeſtört ſeine Kräfte wieder ſammeln, ſich mit Munition verſehen und auf den kommenden Kleinkrieg ſehr vorteilhaft vorbereiten konnte, nein, auch die Hottentotten waren nunmehr in kleine Schwärme zerſprengt, die ſich bald über den ſüdlichen Teil der Kolonie verbreiteten. Da ihnen nichts mehr genommen werden konnte, ſie ihres ganzen Viehes beraubt waren, ſo waren ſie in der ihnen ſchon an und für ſich eigenen, großen Beweglichkeit noch weniger behindert als bisher, und es war vorauszuſehen, daß ſie nunmehr entſchloſſen waren, den Kampf bis aufs äußerſte fortzuführen.

Notgedrungen war jetzt auf dem ganzen Grenzgebiete von der Kalahariwüſte an bis zum Orangefluß hinab und an demſelben entlang, auf eine Ausdehnung von 700 bis 800 km ein hartnäckiger Guerillakrieg zu erwarten, der die Niederwerfung der Aufſtändiſchen weit hinausſchieben und Deutſchland neue, große Opfer an Blut und Gut auferlegen mußte.

Und ſo iſt es denn auch gekommen.

Wäre mit derſelben Energie, wie ſie der General v. Trotha gegen die Hereros bis zu deren völligen Vernichtung zur Entfaltung gebracht hatte, zunächſt auch gegen die Witbois vorgegangen worden, wären auch ſie gehetzt und gejagt worden, bis ihnen der Atem verging und ſie zu Kreuze krochen, dann hätte der Feldzug gegen Morenga zwar einen ſpäteren Anfang, aber aller Wahrſcheinlichkeit nach ein weit ſchnelleres und erfolgreicheres Ende genommen, als es nunmehr der Fall war. Möglich iſt es, ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß die ſpäteren Kämpfe um die Karrasberge größere Opfer gefordert haben würden, als zu der damaligen Zeit, vorausgeſetzt, daß die Hottentotten mit ihren Frauen und Kindern und allem Vieh in den unwirtſamen Wildniſſen ſich ſo lange überhaupt hätten aufhalten können. Aber man muß auch bedenken, daß der ſo unendlich lange ſich hinziehende Kleinkrieg recht erhebliche Opfer, ſei es im Kampfe, ſei es durch Krankheit, gefordert hat.

Der bereits am 1. März ausgegebene Operationsbefehl gegen die Großen Karrasberge wurde dem Hauptquartier

nach Windhuk erſt kurz vor dem Beginn der Kämpfe gemeldet, alſo zu einer Zeit, zu der die Truppen ſchon längere Zeit in Bewegung geſetzt worden waren. Der Grund, weshalb das ſo ſpät geſchah, liegt wohl klar zutage; der Oberſt wollte die Operationen, die er nach ſeiner Auffaſſung der Kriegslage für die allein richtigen und vorteilhaften hielt, durchführen, obwohl er wußte, daß das Hauptquartier gegenteiliger Anſicht war und ſich deshalb mit denſelben nicht einverſtanden erklären konnte.

Nachdem die Truppen einmal zu den Operationen angeſetzt worden waren, ſie keine Verbindung mehr mit dem Oberkommando hatten und nur erſt bei dem erſtrebten Zielpunkte wieder miteinander in Fühlung treten konnten, gab es natürlich kein Halten mehr, und unſagbares Unglück hätte über die einzelnen Kolonnen hereinbrechen können, wenn jetzt noch ein Gegenbefehl ergangen wäre, deſſen Ausführung von allen Kolonnen nicht mit aller Sicherheit gewährleiſtet werden konnte.

Dem Hauptquartiere waren durch die Anordnungen des Oberkommandos der Südtruppen die Zügel der oberſten Leitung tatſächlich entwunden und damit die Operationen in Bahnen gelenkt worden, wie es der General v. Trotha nicht gewünſcht hatte.

Andrerſeits muß hervorgehoben werden, daß der Oberſt Deimling in ſeiner verantwortlichen Stellung das durchführte, was er zu dem gegebenen Zeitpunkte für richtig hielt, und daß er mit vollem Bewußtſein die ganze Schwere der Verantwortung, ſeinen Vorgeſetzten gegenüber wie der Geſchichte, freudig und unerſchrocken auf ſich nahm. —

Trotz dieſes, dem Hauptquartier höchſt unerwünſchten Verlaufes der Operationen wußte ſich „der Oberſtkommandierende mit der geſchaffenen neuen Lage nicht nur abzufinden, ſondern er glaubte auch in weitherziger Selbſtverleugnung, der mit Geſchick und Bravour durchgeführten Operation ſeine Anerkennung nicht verſagen zu ſollen". —

„Die verantwortungsfreudige Selbſttätigkeit," ſo ſagt der Generalſtabsbericht zum Schluſſe, „mit der Oberſt Deimling, als er bei der nach ſeiner Auffaſſung veränderten Lage nach ſeinem pflichtmäßigen Ermeſſen den ſofor-

tigen Angriff für nötig hielt, ohne Schwanken den schnellen Entschluß fand und ihn ohne Zeitverlust in die Wege leitete, wird in jedem Soldatenherzen Widerhall finden. Auch in den ruhmreichen Kämpfen für Deutschlands Einigung haben die selbsttätigen Entschließungen der Unterführer nur zu oft die wohldurchdachten Pläne der obersten Heeresleitung durchkreuzt und ihr manch sorgenvolle Stunde bereitet; aber trotzdem wußte sie diese echte Führereigenschaft wohl zu schätzen, denn ohne diese wären ihr schwerlich solch glänzende Siege in den Schoß gefallen. Wohl dem Heere, in dessen Reihen diese verantwortungsfreudige Selbsttätigkeit der Führer aller Grade lebendig erhalten bleibt.

Sie wird die höchsten kriegerischen Leistungen freilich nur dann aufzuweisen haben, wenn sie, mit strenger Selbstzucht gepaart, den Rahmen der Gesamthandlung nicht überschreitet, sondern stets im Geiste der höheren Stelle zu handeln versteht. Aber selbst da, wo sie über das Ziel hinausschießt, werden ihr im Kriege glänzendere Erfolge beschieden sein als der verantwortungsscheuen Unsicherheit, die in den schnell vorüberstreichenden Augenblicken günstiger Lagen, die zum beherzten, raschen Zugreifen auffordern, in der eigenen Seele den schnellen und starken Entschluß nicht zu finden vermag, sondern die Weisungen der höheren Leitung in jedem Falle abwarten zu müssen meint und die siegverheißenden Stunden unbenutzt vorübergehen läßt." —

Möge nun auch in der Beurteilung der Lage nach den siegreichen Gefechten im Auobtale verschiedene Ansichten bestehen, mag man der Auffassung des Generals v. Trotha beistimmen oder der des Oberst Deimling sich zuneigen, darin sind wir aber wohl alle einer Meinung, daß die blutigen Kämpfe, die unter den größten Anstrengungen und fast unglaublichen Entbehrungen durchgefochten worden sind, aufs neue die Bestätigung von der unvergleichlichen Hingabe, Tüchtigkeit und Kampfeslust unserer Offiziere und Soldaten, von der aufopfernden und unerschrockenen Tätigkeit der Ärzte und ihrer Gehilfen selbst im heftigsten

Feuer gebracht und dargetan haben. In den denkbar schwierigsten Lagen haben unsere Helden nie versagt, nicht ein einziges Mal, und vom ältesten Offizier an bis hinab zum jüngsten Reiter haben sie alle ihre Schuldigkeit getan und Treue gehalten, Treue bis zum Tode.

Das Vorgehen der Abteilung Meister am 4. Januar 1904 bei Groß-Nabas legt hiervon ein beredtes Zeugnis ab. Dieser Sturmangriff nach vierundfünfzigstündigem Gefechte, mit vor Durstes Qualen fast wahnsinnigen Offizieren und Mannschaften gegen den völlig unerschütterten, in fester Stellung befindlichen Gegner, dieser Anlauf wird stets zu den hervorragendsten Heldentaten aller Zeiten und aller Völker gerechnet werden müssen.

Fischfluß.
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

Fischfluß.
(Nach einer Photographie von Leutnant

III. Die Niederwerfung der Hottentotten.

Nach den siegreichen Kämpfen im Auobtale, in denen unsere Truppe, vor allem die Abteilung Meister, zu Beginn des Jahres 1905, unverwelkliche Lorbeeren gepflückt hatte, war der Oberst Deimling, der, wie wir wissen, die Operationen gegen Hendrik Witboi mit seinen Banden geleitet hatte, zur Ausnutzung der Siege vor den Entschluß gestellt worden, die Hottentotten entweder in die Kalahari hinein zu verfolgen, oder aber ihnen den Rückweg zu den Wasserstellen aus der wasserlosen Steppe zu verwehren, um sie durch Entziehen des so unentbehrlichen Lebensmittels der Vernichtung entgegen zu treiben.

Er entschied sich für das letztere, zunächst wegen der unendlichen Schwierigkeiten, die die Versorgung der Truppen mit frischem Wasser bereitete, sodann aber, weil er vollständig im Unklaren war darüber, wo die geschlagenen und nach allen Himmelsrichtungen auseinander gesprengten Witbois sich wieder vereinen würden oder bereits gesammelt hatten. So lange das aber nicht festgestellt war, sich den Operationen kein bestimmtes Ziel bot, solange war der Erfolg jedes Vorstoßes mit größeren Kräften in das mehrere hundert Kilometer breite und noch viel tiefere Gebiet, ohne Weg und Steg und ohne genaue Kenntnis der Wasserstellen, von vorn herein in Frage gestellt.

Die Maßnahmen des Oberst, dem Gegner durch die Besetzung der Wasserstellen die Lebensader zu unterbinden, müssen daher als durchaus praktisch und kriegsmäßig anerkannt werden, wenn auch andrerseits zu bedenken war, daß durch diese eine weite Verzettlung der deutschen Kräfte längst des Auob eintrat, und dieser Umstand dazu zwang,

an die Persönlichkeit jedes einzelnen Reiters noch höhere Anforderungen zu stellen, als es bisher schon der Fall gewesen war. Aber der Oberst kannte seine wackere Truppe und vertraute ihr so sicher, daß er von ihr auch die Lösung dieser schwierigen Aufgabe erhoffen durfte.

Zur Besetzung des Auobtales war, wie schon bemerkt, angeordnet worden, daß die Abteilung Meister den oberen Auob schützen sollte, während anschließend an diese Sicherungen der Major v. Lengerke, dem zugleich der Oberbefehl über die in dieser Gegend stehenden Truppen übertragen wurde, Auob abwärts die Sperrung und Bewachung der Wasserstellen zu übernehmen hatte. Das etwa hundert Kilometer nordöstlich von Groß-Nabas, zwischen dem Großen und Kleinen Nossob liegende wichtige Aminuis erhielt außerdem noch eine verstärkte Besatzung, und zugleich wurden die 1. und 2. Kompagnie des 2. Feldregiments, sowie die 7. Batterie nach dem Auobtale herangezogen. Die Abteilung Ritter kehrte nach Gibeon zurück.

Wie schon erwähnt, wurde Ende Januar, nachdem es den Hottentotten augenscheinlich gelungen war, sich jenseits der Grenze hinreichend mit Waffen und Munition zu versehen, die Vorwärtsbewegung stärkerer Witboibanden gegen den oberen Auob bemerkbar, der jedoch durch die sofort seitens der Abteilung Meister nach Norden zu entsendeten Truppen, und durch die in Anmarsch von Windhuk befindliche 2. Kompagnie und eine halbe 7. Batterie in den siegreichen Gefechten bei Schürfpenz am 24. Januar und bei Kiripotip am 29. Januar Einhalt geboten wurde. An der Spitze mehrerer hundert Witbois hatte der alte, aber noch sehr rüstige Hendrik, der in dem Gefechte am linken Fuße leicht verwundet wurde, den Vorstoß gegen Schürfpenz persönlich geleitet.

Nach dem für ihn unglücklichen Gefechte, war Hendrik dann wieder mit seiner Bande nach Nunub zurückgegangen und hatte von hier aus, um seiner Schar eine größere Beweglichkeit zu geben, seine Werften nach dem unteren Elefantenflusse abgeschoben. Er sah sich hierzu um so mehr veranlaßt, als auch der Wassermangel sich schon fühl-

bar zu machen begann, und dort noch eine hinreichende Menge durststillender Tschamas zu finden waren.

Die Tschama ist eine bittere, aber äußerst wasserreiche Melonenart, die häufig ganze Strecken der Steppe mit ihren runden, gelben Früchten bedeckt. Den Pferden wird sie zerschnitten im Freßbeutel gereicht; die Ochsen suchen sie sich selbst bei eintretendem Durste, sie schlagen sie mit den Hufen auf und fressen sie in großen Mengen.

Auch unsere Reiter genossen oft diese Frucht, die wie eine bittere Gurke schmeckt. Sie ist dem Europäer aber in der Regel wenig bekömmlich, denn sie erzeugt Magenbeschwerden und ruhrartigen Durchfall. Dagegen kann der an die Melone einmal gewöhnte Eingeborene sich wochenlang mit ihr behelfen und dabei des Wassers entbehren.

Kaum hatte der Hauptmann Moraht in Stamprietfontein von dem Aufenthalte Hendriks bei Nanub Kenntnis erhalten, als er mit der 2. und einer zusammengesetzten Kompagnie des 2. Feldregiments, sowie mit drei Geschützen sich alsbald dorthin auf den Weg machte. Es glückte ihm, die Hottentotten in ihrem Lager am 5. Februar vollständig zu überrumpeln und sie von der Wasserstelle zu vertreiben. „Unsere Posten," berichtete Samuel Isaak später, „hatten nicht aufgepaßt, und wir wurden völlig überrascht. Wir merkten den Angriff erst, als die Deutschen schon die höchste Düne besetzt hatten, so daß wir, ohne einen Schuß zu tun, wegliefen. Die Deutschen schossen mit der Artillerie hinterher, trafen uns aber nicht; wir konnten uns in den vielen Dünen gut verstecken. Wir gingen nun nach Südosten über den Elefantenfluß. Dort liegt in den Dünen eine Kalkpfanne, Nanibkobis, mit gutem Wasser, wo nunmehr nach und nach alle Orlogleute vereinigt wurden."

Aus diesem Abzug flußabwärts gewann das Oberkommando den Eindruck, als erstrebe Hendrik den Anschluß mit Morengas Banden in den großen Karrasbergen und um dies zu verhindern, schob der Oberst Deimling zur Besetzung der Wasserstellen zwischen Koes und Hasuur die halbe 3. Ersatz-Kompagnie und 2 Geschütze der 9. Batterie vor, zugleich aber auch von Keetmannshoop her die 11. Kompagnie. Er selbst hatte sich inzwischen, nachdem

er am 11. Januar bereits dem General v. Trotha in Windhuk die Meldung gemacht hatte, daß er gegen die Karrasberge vorzugehen beabsichtige, in der zweiten Hälfte des Januar mit seinem Stabe nach Keetmannshoop begeben, wo er am 23. Januar eingetroffen war.

Wie wir aber bereits unter Darlegung der Gründe erfahren haben, wünschte der General den Kampf gegen Morenga erst zu beginnen, nachdem er die Witbois vollständig niedergeworfen hatte, so wie es mit den Hereros geschehen war, und dementsprechend war auch an den Oberst Deimling der Befehl ergangen, die Operationen aufzuschieben, inzwischen aber „alle verfügbaren Kräfte noch einmal zu einem großen Schlage gegen die Witbois zusammenzunehmen."

Als aber dann durch das sich so schnell abwickelnde Gefecht bei Nanub am 5. Februar der Oberst Deimling zu erkennen vermeint hatte, daß im Auobtale größere Operationen nicht mehr zu erwarten seien, hatte er erneut vom Hauptquartier die Zustimmung zu dem Angriff gegen Morenga erbeten. Wiederum abschlägig beschieden, hatte der Oberst sodann trotzdem eigenmächtig die Truppen durch Befehl vom 1. März gegen Morenga in Bewegung gesetzt, nachdem sich Ende Februar die Lage, nach seiner Ansicht, derart geändert hatte, daß ein alsbaldiger Vormarsch gegen die Karrasberge durchaus geboten erschien. Aus diesem Vormarsche entwickelten sich dann die schweren Kämpfe in jenem Gebirgslande gegen Morenga, die noch so unendlich viel Blut fordern, unsren Truppen so große Anstrengungen auferlegen sollten.

Die Auffassung des Oberst Deimling, daß Hendrik Witboi nach Süden zur Vereinigung mit Morenga durchbrechen werde, hatte sich als irrig erwiesen. Er war vielmehr mit seinen Leuten am Elefantenfluß verblieben und nur ein geringer Teil der Feldschuhträger war nach Süden weiter gezogen. Diese zeigten sich dann anfang März zwischen Koes und Hasuur; ihr Angriff auf Kiriis-Ost aber wurde am 5. März vom Leutnant v. Rheinbaben mit Teilen der 3. Ersatz-Kompagnie glänzend ab-

geschlagen, und eine zweite Hottentottenbande am 21. März bei Gaibis vom Sergeant Wachsmuth zersprengt.

Lange blieben die Hottentotten im Auobtale und am Elefantenflusse nicht untätig, und bald machte sich Hendrik Witboi in dem nur noch schwach besetzten Ost-Namalande durch seine Räubereien und Überfälle wieder bemerkbar. Schon am 4. März erschien er mit etwa 150 Mann im Auobtale, nicht weit von Groß-Nabas entfernt, da wo der blutige Kampf zwischen seiner Bande und der Abteilung Meister getobt hatte. Hier überfiel er einen Wagen, dessen ganze Besatzung er niedermachte, um sodann, nur wenige Stunden später, eine desselben Weges ziehende Kolonne anzugreifen. Hier aber mißlang ihm sein teuflischer Plan, die Begleitmannschaften aus dem Hinterhalte niederzuknallen. Dank ihrer Aufmerksamkeit erkannten sie die Gefahr noch rechtzeitig, in die sie hineinzulaufen im Begriff waren und so gelang es ihnen denn, sich der Angriffe der Witbois so lange zu erwehren, bis der durch einen entkommenen Treiber von dem Überfalle benachrichtigte Leutnant Klinger mit 25 Reitern von Zwartfontein sofort in unerschrockener Weise herbeieilte, und die Kolonne noch am 4. März aus ihrer schwierigen Lage befreite. Doch recht groß waren unsere Verluste, denn vierzehn Tote und 3 Verwundete waren diesen heimtückischen Überfällen zum Opfer gefallen. Daß der Erfolg der Hottentotten nicht noch größer geworden war, daß nicht noch mehr der braven Reiter im Feuer ihr Leben gelassen hatten, das ist nur dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß die Bande dem erbeuteten Schnaps und Rum allzusehr zugesprochen hatte, nicht mehr klar sehen konnte und daher schlecht schoß.

Durch die geringe Stärke der Truppen in jener Gegend dreist gemacht, schreckten die Witbois selbst vor einem, wenn auch vergeblichen Angriff auf das verhältnismäßig stark besetzte Gochas nicht zurück und auch im Norden, bei Aminuis, begannen sie wieder ihre Schandtaten, indem sie hier den katholischen Missionar Pater Jäger ermordeten.

Aus allen diesen Anzeigen ergab sich klar und zweifellos, daß Hendrik Witboi gar nicht daran dachte, den Kampf

aufzugeben, und daß den deutschen Truppen noch recht schwere Kämpfe und große Anstrengungen bevorstehen würden.

Die vom Oberst Deimling gegen die Großen Karrasberge eingeleiteten Operationen, von denen er dem Hauptquartier erst kurz vor Beginn der Kämpfe Meldung erstattet hatte, waren nicht mehr rückgängig zu machen, und so sah sich denn der General v. Trotha gezwungen, die weitere Bekämpfung Hendriks so lange hinauszuschieben, bis die im Hererolande entbehrlich gewordenen Truppen, zunächst die 3. und 6. Kompagnie des 2. Feldregiments, die 1. Maschinengewehr-Abteilung und die 3. Batterie herangekommen waren.

Den Oberbefehl über die neu zu bildende Abteilung, sowie über alle im Auobtale stehenden Truppen übertrug der General dem Major v. Estorff und damit die Durchführung der neugeplanten Unternehmungen gegen die Witbois. „Als altbewährter Afrikaner erschien er besonders befähigt, die gewaltigen Schwierigkeiten eines Zuges in die Kalahari zu überwinden."

Am 15. März hatte der Major v. Estorff, nachdem er in Gobabis, am oberen Großen Nossob gelegen, die neue Abteilung formiert hatte, den Vormarsch flußabwärts angetreten und am 23. März bereits das etwa 200 km südlich gelegene Awadaob erreicht, ohne auf den Gegner gestoßen zu sein, trotzdem Patrouillen weit in das Land hinein zu den spärlich vorhandenen Wasserstellen getrieben worden waren. Selbst die, trotz des größten Wassermangels, bis zum Zusammenflusse des Großen und Kleinen Nossob, deren Betten jetzt natürlich trocken waren, vorgerittenen Aufklärungsreiter hatten auch auf diesem Wege den Gegner nicht angetroffen, wohl aber durch die Spuren festgestellt, daß stärkere Trupps in nordöstlicher Richtung den Großen Nossob überschritten hatten. Die Spuren weiter zu verfolgen war nicht möglich gewesen, da bereits Mangel an Wasser eingetreten war, und Niemand wissen konnte, wo in dem völlig unbekannten Lande, das selbst noch keines Forschers Fuß betreten hatte, solches anzutreffen sein würde.

Der Major v. Estorff schloß folgerichtig aus den Anzeichen, daß die an der Wasserstelle zwischen dem Elefantenflusse und dem Großen Nossob bei Nanibkobis sitzenden Eingeborenen wahrscheinlich in der Richtung auf Aminuis vorgegangen seien, um die dort vereinzelt stehenden Truppen zu überfallen und sich deren Waffen und Munition zu bemächtigen. Er sandte daher sofort die 3. Kompagnie unter Hauptmann v. Hornhardt dorthin ab. Und das war wohl überlegt und ein recht großes Glück. Denn gerade recht zeitig noch traf sie dort ein, um die 4. Kompagnie des 1. Feldregiments, die aus dem Hererolande hierher verlegt worden war, aus einer üblen Lage zu befreien.

In Huguis, nur wenige Kilometer von Aminuis entfernt, hatten sich Witbois gezeigt und die gegen sie unter ihrem Führer, dem Oberleutnant v. Baehr, vorgegangene, 31 Reiter starke Patrouille war am 25. März plötzlich von etwa 200 Hottentotten angegriffen und ihr ein Verlust von 13 Mann beigebracht worden. Sie hatte zwar noch ihren Standort erreichen können, die Kompagnie aber war durch diese Verluste derart geschwächt worden, daß sie dem Ansturme der starken Hottentottenbande, bei der sich Hendrik befand, nur mit äußerster Anstrengung stand halten konnte. Doch plötzlich ließ die Kraft des Angriffes nach. Von der Ankunft der 3. Kompagnie durch die blitzschnellen Späher rechtzeitig unterrichtet, gaben die Hottentotten den nunmehr aussichtslosen Kampf auf und verschwanden wieder in der Richtung, aus der sie gekommen waren. Aminuis aber war durch die richtigen Maßnahmen des Majors v. Estorff vor einem schweren Schicksal bewahrt geblieben.

Ein Vorgehen gegen die Wasserstellen zwischen dem Großen Nossob und dem Elefantenflusse, wohin die Hottentotten ohne Zweifel wohl zurückgegangen waren, stellte der Truppe aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, denn auf dem mehr als hundert Kilometer langen Wege dorthin fand sich, wie Patrouillen auf ihren kühnen Ritten festgestellt hatten, kein Wasser vor.

Der Major v. Estorff war daher vor eine sehr schwere Aufgabe gestellt. Doch der alterfahrene Afrikaner schreckte

nicht zurück und ging mit unbeugsamer Energie an die Lösung derselben heran.

Sein alsbald gefaßter Entschluß ging dahin, geradenwegs den Großen Nossob abwärts auf den Gegner los zu marschieren und ihn zu fassen, wo er ihn finden würde. Sollte es ihm hierbei nicht gelingen, die Hottentotten zu vernichten, so wollte er versuchen, sie aus den Wasserstellen, wenn möglich nach Westen zu, hinauszutreiben, und in die Gewehre der am Auob zu versammelnden Abteilung Meister hinein. Demzufolge befahl er diesem Führer, seine Hauptkräfte zwischen Aubes und Gochas zu sammeln und sich zu einem Vorstoße bereit zu halten, „für den Fall, daß der Feind am Elefantenflusse oder in der Nähe des Auob erscheinen würde."

Dieser Plan war einfach und sachgemäß, gestattete dem Major Meister eine freie Entfaltung seiner Kräfte und legte seinen Entschlüssen keine streng zu beachtende, weit vorausschauende und bindende Beschränkungen auf, die doch vielleicht nicht inne zu halten gewesen wären.

Wenn nun auch von Hause aus alles geschehen war, unseren Leuten derartige Züge in die Wüste hinein zu ermöglichen, so forderten die Operationen doch noch sorgfältige Vorbereitungen, sollten die Bewegungen und die zu erwartenden Kämpfe zu einem schnellen, guten Ende geführt werden, und es dürfte angezeigt sein, ehe zur Darstellung der weiteren Kämpfe geschritten wird, über die Schutztruppe selbst, wie sie in jener Zeit zusammengesetzt, ausgebildet, ausgerüstet und bewaffnet war, einige Worte zu sagen, um sich ein möglichst getreues Bild von den Leistungen unserer Reiter machen zu können.

Die Schutztruppen-Kompagnien wurden auf einigen Übungsplätzen aus Freiwilligen aller deutschen Regimenter und aus wieder eingetretenen Leuten des Beurlaubtenstandes gebildet, um dort in dem leider nur so kurzen Zeitraume von etwa drei Wochen zu einer Einheit zusammengeschweißt zu werden. Es war das durchaus notwendig, ehe sie zur Wahrung der Rechte Deutschlands und dessen Ehre hinaus zogen in die ferne Kolonie zu fast unglaublichen Anstrengungen und Entbehrungen, nicht minder

wie zu blutigen Kämpfen mit den an Land und Klima gewöhnten, mit den ausgezeichneten Sinnen der Naturvölker in hohem Grade begabten Eingeborenen. Für die schweren Aufgaben, deren Lösung ihrer harrte, mußten sie, so weit es die Verhältnisse irgendwie gestatteten, gründlich vorbereitet werden und vertraut gemacht sein mit der Kampfesweise der Eingeborenen in schroffen Klippen und weichem Sande, im dornigen Busche und welliger, kahler Düne. Und so wurde denn auf den Übungsplätzen kriegsmäßig Buschkrieg gegen möglichst gewandte Leute geübt, die natürlich die Kampfesweise der Eingeborenen nachzuahmen hatten, und soweit als möglich eine Art Verhältnisse geschaffen, die mit jenen der Wirklichkeit wenigstens etwas Ähnlichkeit hatten. Ein sprungweises Vorgehen, wie es das Reglement vorschreibt, gab es nicht; jeder mußte kriechend und rutschend, auch die geringste Deckung benutzend, sich wie der Jäger an das scheue Wild heranpirschen und jeder Mann wurde, soweit es eben in der kurzen Zeit noch möglich war, zur größten Selbständigkeit erzogen. Diese Übungen hörten selbstredend mit dem Verlassen der Heimat nicht auf. Sie wurden auch in der Kolonie in der verfügbaren Zeit fortgesetzt, und auch die Überfahrt bot viele Zeit zu Unterricht und Belehrung. Der weiteren Ausbildung im Schießen wurde selbstredend ein großer Wert beigelegt und mancher Schuß noch auf dem Ozeane bei der Überfahrt abgegeben. So kam die Truppe wenigstens einigermaßen vorbereitet auf die Kampfesweise der Eingeborenen in der Kolonie an, wenngleich man nicht verkennen darf, daß noch vieles der Besserung fähig gewesen wäre.

Der Ausrüstung und Bewaffnung war die größte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Nie ist eine Truppe, so darf man ruhig behaupten, in einen Krieg gezogen, mit einer so guten Bewaffnung, abgesehen von der Artillerie in der ersten Zeit, und einer Uniform, die derartig vorteilhaft den besonderen Verhältnissen des Landes angepaßt war, in dem unsere Reiter kämpfen sollten, als es hier der Fall gewesen ist.

Zwei mißliche Umstände sind es vor allem, deren Be-

kämpfung in unſerem Schutzgebiete der Kriegführung ganz gewaltige Schwierigkeiten bereitet hat, nämlich die ungünſtigen Waſſerverhältniſſe und ſodann die ſehr erheblichen Schwankungen der Tagestemperatur.

Wie ſchon bei der Beſchreibung des Landes früher erwähnt worden iſt, fällt die warme Regenzeit, der Sommer, in die Monate Oktober bis März, während der trockene, in der Mitteltemperatur nur wenig kühlere Winter in der anderen Hälfte des Jahres liegt. In dieſem aber ſinkt das Thermometer während der Nacht häufig unter den Gefrierpunkt, — es ſind 9 Grad Kälte beobachtet worden, — ſo daß bei Anbruch des Tages die Tümpel und Pfützen nicht ſelten mit dickem Eis bedeckt, und die vor den Zelten hängenden Waſſerſäcke zu Eisklumpen erſtarrt ſind, um dann, wenn die Sonne höher ſteigt, einer glühenden Hitze zu weichen, die gewöhnlich 30 Grad überſteigt und bisweilen an den 50. Grad herankommt.

Dieſen großen Wärmeſchwankungen nun trägt der Anzug der Leute in vollem Maße Rechnung. Die Leibwäſche, die reichlich bemeſſen iſt, denn jeder Mann beſitzt ſechs Hemden und ſechs Unterhoſen, beſteht aus Tropenſtoff, einem Gewebe aus Wolle, Baumwolle und Seide, während die beiden Anzüge aus dem ſtärkeren Kord und dem dünneren Khaki, die Reithoſen aber nur aus Kordſtoff gefertigt ſind. Als Kopfbedeckung dient der an einer Seite hochgeſchlagene Schlapphut, während die Fußbekleidung aus Stiefeln und Schnürſchuhen beſteht.

Der Reiter, ſo wird ein jeder genannt, gleichgültig, ob er Infanteriſt, Kavalleriſt oder Artilleriſt geweſen iſt, hat außerdem noch einen grauen Mantel, der hinter dem Sattel, unter einer waſſerdichten Zeltbahn aus braunem Segeltuch, aufgeſchnallt wird. Im Biwak wird dann aus den Zeltbahnen mehrerer Leute ein gemeinſchaftliches Zelt aufgebaut, und der dicke Kordanzug an Stelle des dünnen aus Khaki angelegt.

Als hauptſächlichſte Waffe führt ein jeder Mann, Offizier wie Unteroffizier und Reiter, ebenſo jeder Beamte, die denkbar beſte Schußwaffe der Neuzeit, das Infanteriegewehr M. 98, bzw. den Karabiner, einen Streifenlader

mit sicher und schnell umstellbarem Schlittenvisier und den Revolver. Das Seitengewehr, mit langer, schmaler, haarscharf geschliffener Klinge und mit Holzgriff versehen, wird ähnlich, wie bisher, an der Seite getragen, als Bajonett aber unter der Laufmündung befestigt und nicht mehr seitwärts derselben, um so die unliebsamen Seitenabweichungen der Schüsse zu vermeiden.

Auf dem Pferde wird das Gewehr in einem, rechts vorn an dem Sattel befestigten, etwa einen Meter hohen Gewehrschuh untergebracht. In ihm steht es senkrecht, frei und nicht etwa angebunden, sondern zum sofortigen Gebrauche bereit, geladen und gesichert, mit der Mündung nach oben. Die Riemen sind lose, um es ohne Zeitverlust umhängen zu können, sobald der Reiter abgestiegen ist und zum Kampfe zu Fuß schreitet.

Die 120 Patronen, die ein jeder als Taschenmunition mit sich führt, sind zu je 10 Stück in 12 leichten und doch sehr haltbaren und praktischen Ledertäschchen verpackt, die sich auf dem Patronengürtel in jeder Lage des Kämpfenden leicht vorschieben lassen. — Von der Einführung des früher gebräuchlichen, über der Schulter getragenen Burengürtels hat man Abstand genommen, da er unpraktisch war und sich nicht bewährt hat.

Bei dem unstäten Leben, das der Reiter dort draußen fern von jeder Kulturstätte in der Wildnis führen muß, bedarf er eines, nach jeder Richtung hin durchaus sicheren Behälters, in dem er Wäsche und Kleidungsstücke, sowie all die vielen Gegenstände unterbringen kann, deren der Soldat, auch wenn er noch so anspruchslos ist, im Felde bedarf, und so erhält denn ein jeder einen Tropenkoffer, von starkem, verzinntem Eisenblech mit doppelten Messingschlössern und Schlüsseln. In hervorragender Weise bietet der feste Kasten dem Eigentume des Reiters Schutz gegen das unbezähmbare Diebesgelüst der Eingeborenen, nicht minder, wie gegen die zersetzenden atmosphärischen Einflüsse und die Zerstörungswut so mancher Insekten.

Die vielen, schweren Koffer bedingen natürlich wieder besondere Einrichtungen, um sie mitführen zu können und so sind denn einer jeden Kompagnie vier zehnspännige

Ochsenwagen beigegeben, deren Führung Buren, Bastards oder auch Hottentotten unter geeigneten Persönlichkeiten anvertraut wird. Diese Fahrzeuge folgen der Truppe unmittelbar, so weit es eben möglich ist und der Zweck und das Ziel des Marsches es gestatteten. Ihr Vorhandensein, ihr unmittelbares Folgen war häufig, mehr oder weniger eine Lebensbedingung für die auf sie angewiesenen Reiter.

Eine ernste Sorge bereitete es der Heeresverwaltung, bei dem in unserer Kolonie herrschenden Wassermangel, Mittel und Wege zu finden, es den Truppen zu ermöglichen, ihre Ritte und Operationen selbst in weite, wasserlose Gebiete hinein auszuführen, ohne daß sie nur auf das etwa zu findende Wasser angewiesen waren. Früher hatten unsere Schutztruppler nur die mit Filz überzogene Aluminiumflasche, wie sie in der Armee eingeführt ist, die allein jedoch für die afrikanischen Verhältnisse nicht genügen konnte. Zwar hat auch heute noch jeder Reiter eine solche, die wie bei der heimischen Truppe, umgehängt getragen wird, so daß der Mann, auch wenn er abgesessen zum Kampfe schreitet, nicht ohne Wasser ist; aber er führt außerdem noch auf dem Pferde zu beiden Seiten des Sattels je einen Wassersack mit sich, von denen jeder drei Liter Wasser faßt. Er ist, ähnlich wie die Spritzenschläuche, aus wasserdichtem Hanfgewebe hergestellt, von viereckiger Form und trägt an den beiden oberen Ecken etwa Daumen starke, kurze Holzröhren, die durch an Schnuren befestigte Pfropfen geschlossen werden. Da nun trotz des wasserdichten Stoffes die Feuchtigkeit das Gewebe etwas durchdringt, so wird es auch außen naß, und die Verdunstung an der Oberfläche erhält, da sie Kälte erzeugt, den Inhalt kühl und trinkbar.

Selbstredend sollen die Wassergefäße, so weit es eben möglich ist, nur mit vollkommen gutem, trinkbarem Wasser gefüllt werden und strenger Befehl ist es, verdächtiges vor dem Auffüllen erst abzukochen, nachdem es mit Alaun geklärt worden ist. Doch wie oft konnte dem Befehl nicht nachgekommen werden! Das Wasser mußte genommen werden, wie man es fand, und getrunken wurde es von den oft ganz Verschmachteten, selbst wenn sie wußten, daß es den Typhuskeim in sich barg. Um nun für diese Fälle,

den Reitern wenigstens etwas Schutz gegen Krankheit zu gewähren, und das Wasser einigermaßen vom Unrate zu befreien und genießbar zu machen, erhält ein jeder einen zusammenfaltbaren Eimer aus Hanf mit Berkefeldfilter, der in einer der beiden großen Packtaschen untergebracht ist, die ebenfalls hinten am Sattel, aber über den Wassersäcken hängen.

So suchte die Heeresverwaltung die Hauptbedingungen zu erfüllen, die für die Gesunderhaltung der Truppen geboten waren, denn es unterlag keinen Zweifel, daß die häufigen Erkrankungen an Magen und Darm ausschließlich dem Genuß schlechten Wassers zuzuschreiben waren und daß auch der oft bösartige Ausgang einer an und für sich leichten Verwundung nicht zum geringsten dem Fehlen reinen, bakterienfreien Wassers zuzuschreiben war.

Die ganz unverhältnismäßig großen Verluste an Offizieren und Unteroffizieren in den ersten Gefechten gegen die Hereros, — bei Owikokorero wurden von den der Truppe vorausgeeilten 11 Offizieren und 38 Reitern, 10 Offiziere und 21 Mann teils getötet, teils verwundet, — ließen es als unbedingt erforderlich erscheinen, denselben im Gefecht die auffälligen Rangabzeichen zu nehmen; sie wurden deshalb zum Abnehmen eingerichtet. Ferner wurde sodann angeordnet, daß die Offiziere und alle Unteroffiziere Gewehr, Patronengürtel und Seitengewehr tragen müssen, wie es für die Manschaften vorgeschrieben ist, so daß nunmehr jeder Unterschied in der Kleidung zwischen Reiter und Vorgesetzten gänzlich fortgefallen ist, bis auf die silberne Kokarde am Schlapphut und das silberne Portepee, die jedoch beide im Felde sehr bald eine derartige dunkele Färbung annehmen, daß selbst das scharfe Auge eines Wilden auf Schußentfernung den Offizier nicht mehr zu erkennen vermag.

Außer den bereits erwähnten Handfeuerwaffen führten die Truppen noch Maschinengewehre und Geschütze.

Erstere haben sich wegen ihrer vortrefflichen Wirkung und leichten Beweglichkeit außerordentlich gut bewährt und da, wo sie auftraten und die Ziele zu fassen waren, sehr gutes geleistet. Nirgends hielten die Eingeborenen ihrem

Feuer stand und wiederholt ist die Truppe nur durch das Eingreifen der Maschinengewehre aus üblen Lagen befreit worden.

Die Artillerie dagegen hat nicht immer die ihr inne wohnende Kraft zur Entfaltung bringen können. Sie war offenbar das Stiefkind der Heeresverwaltung gewesen, die nicht das beste Material, das sie besaß, den hinausziehenden Truppen mitgegeben hat. Zu den vor Beginn des Aufstandes vorhandenen 5,7 cm Kanonen und dem alten Feldgeschütze kamen später noch drei verschiedene Kaliber, und so führte sie dann fünf verschiedene Geschützarten, vom leichten Feldgeschütz an bis zur schweren Flachbahn-Feldkanone. Dazu gesellten sich dann noch, zu Anfang des Krieges bereits, noch eine sechste Art von Geschütz, das des Landungskorps S. M. Kanonenboot „Habicht", und schließlich sandte man auch noch die leichte Feldhaubitze hinaus, die aber wegen ihres für die afrikanischen Verhältnisse viel zu großem Gewichtes überhaupt gar nicht zur Verwendung gelangte. Ihr ruhmloses, untätiges Dasein verlebte sie an der Küste von Swakopmund!

Eine solche Mustersammlung von Geschützen wäre schließlich noch erklärlich gewesen, wenn es sich im Schutzbezirke, ähnlich wie bei europäischen Verhältnissen, um Ziele der verschiedensten Art gehandelt hätte. Das aber war keineswegs der Fall, denn in Afrika boten sich der Artillerie nur lebende Ziele dar. Diese waren sehr wohl mit leichten Geschützen wirksam zu bekämpfen. Saßen die Eingeborenen aber hinter den Felsklippen, so waren auch schwere Kaliber nicht imstande, eine genügende Wirkung zu erzielen. Daß durch diese bunte Zusammenstellung der Artillerie deren Verwendung ungemein erschwert und der geregelte Munitionsersatz zur Unmöglichkeit gemacht wurde, liegt wohl auf der Hand und das um so mehr, wenn bei einer Truppenabteilung verschiedene Geschützarten sich befanden, wie es häufig der Fall war.

Es wäre daher durchaus erforderlich gewesen, der Schutztruppe ein einheitliches Geschütz zu geben und zwar das beste und leistungsfähigste, was vorhanden war, sei es bei der Heeresverwaltung, sei es bei einer der großen

Oberst Chales de Beaulieu.

Major Buchholtz.

Oberſtleutnant v. Eſtorff.

Stabsarzt Dr. Kuhn.

Kanonenfabriken, und war es nicht in genügender Anzahl vorhanden, dann wäre es letzteren gewiß möglich gewesen, die erforderliche Anzahl mit hinreichender Munition und allem Zubehör in ganz kurzer Zeit zu liefern.

Schwer durfte die hinaus zu sendende Kanone nicht sein, sollte sie nicht einen störenden Einfluß auf die Beweglichkeit der Reiter ausüben, an deren unmittelbare Nähe sie im Kampfe gebunden war oder hemmend auf die Märsche einwirken, die oft durch die wildeste Unnatur führten, durch klippige Felsen und über steile, geröllbedeckte Berge, durch dornenbestandene tiefe Sandfelder und über wandernde kahle Dünenwellen. Aus ersterem Grunde aber mußte sie vor allem leicht zu handhaben und schnell zu bedienen sein und auch den Mannschaften Schutz gewähren gegen das Feuer der oft recht naheliegenden, im Gelände versteckten Gegner.

Das Geschütz mußte daher eine das 6 cm Kaliber nicht überschreitende Gebirgskanone sein, mit Rohrrücklauf und Panzerschutz.

Gern griff die Artillerie in den Nahkämpfen, in denen sich die Gegner so dicht gegenüberlagen, daß das Weiße im Auge zu erkennen war, gewöhnlich mit recht gutem Erfolge, zur Kartätsche, die bekanntlich aus unsrer Feldartillerie-Munition ausgeschieden ist, und deshalb muß auch diese Geschoßart künftighin unbedingt zur Ausrüstung der Kolonialartillerie gehören.

Daß ein jeder Reiter mit der Bedienung der Geschütze sobald als möglich vertraut gemacht wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Doch die Belehrung und praktische Anleitung der Reiter gingen noch weiter. Sie erstreckte sich auch auf die Errichtung eines Lagers, auf das Schlachten von Vieh und Zubereitung der Speisen und in anschaulicher Weise wird in „Meine Kriegserlebnisse in Deutsch-Südwestafrika" von dem Augenzeugen eine solche Übung beschrieben:

Nachdem der Kampf gegen im Buschwerk sitzende Hereros geschildert worden ist, die von besonders ausgesuchten, gewandten Leuten einer Infanterietruppe dargestellt wurden, fährt jener fort:

„Die Pseudo-Herero bauen auch jetzt, nachdem der Überfall mißlungen, vorsichtig wieder ab, und die Kolonne setzte den Marsch fort. An einer Wasserstelle, von deren rechtzeitigem Auffinden eventuell Leben und Tod abhängt, wird Halt gemacht, zum Abkochen. Posten und Patrouillen werden nach allen Seiten vorgeschoben. Die vier Schlachter der Kompagnie sind sofort von den Pferden gesprungen, haben ihr Gerät aus der Packtasche geholt, und gehen an die Arbeit. Der Ochse wird losgebunden, ein wohlgezielter Hieb mit dem Schlaghammer streckt ihn nieder, im Liegen, der Sicherheit halber, noch zwei Schläge, dann ein Schnitt in den Hals. Während der Ochse ausblutet, machen die Schlachter erst Toilette. Der Schlapphut wird aufbehalten, den setzt der Reiter von der Schutztruppe nie ab, wenn er nicht muß, er weiß, wie famos er darin aussieht, Patronengürtel usw. herunter, den Rock aus und die Hemdärmel hoch, das Messer dabei zwischen den Zähnen gehalten. Seitengewehr und Patronengürtel werden erst wieder umgeschnallt, man kann nie wissen, was noch passiert, dann geht es mit unglaublicher Behendigkeit an die Arbeit. An vier Stellen zugleich beginnt der Angriff. Im Nu ist der Ochse abgehäutet und ausgeweidet. Zwei andere Leute haben inzwischen am hinteren Ende des letzten Wagens eine Fleischmaschine großen Kalibers angeschraubt, und in diese wandern, wie eine Kette ohne Ende, die Fleischstücke, die unter den vier scharfen Messern in Streifen nur so herunterfliegen. Während einige Leute das Kaffeekochen besorgen, sind andere vom Korporalschaftsführer zum Fleischempfang geschickt, und nehmen das wie ein Strom aus der Fleischmaschine quellende, appetitliche Mett direkt in den untergehaltenen Kochgeschirren in Empfang. In kürzester Zeit ist der ganze Ochse vermahlen, natürlich nur die besten Stücke, denn es kommt vor allem darauf an, daß die Sache schnell geht. Die Portionen sind reichlich bemessen, jedesmal zwei Pfund für den Mann, dabei kann er es schon aushalten. Wer am Abend noch Bouillon mit Reis kochen will, holt sich von den Kochstücken, die Feinschmecker schlagen auch die Markknochen auf. Das Braten geschieht im Kochgeschirrdeckel, das Fett liefert der

Ochse selbst, Zwiebeln, Pfeffer und Salz haben die Leute in der Packtasche, und jeder weiß ein Beefsteak appetitlich herzurichten, das hat der Schatz in der Garnison, die dralle Köchin, die er, wenn der Krieg erst vorbei ist, und er drüben seine kleine Farm hat, nachholen will, vor dem Ausmarsch ihm noch beigebracht, mit tränenden Augen und der eindringlichen Ermahnung, sich ja nicht mit einer Schwarzen zu verplempern! Abgezählt 32 Minuten nach dem Kommando Halt! saßen die Leute beim fertigen Mittagessen und Kaffee."

Auch das Backen des Brotes durfte unsern Reitern kein Geheimnis sein, denn wie in Europa, so ist es auch in Südwestafrika eines der wichtigsten Verpflegungsmittel des Mannes und lieber verzichtet er auf alles andere als auf Brot. Nun ist es aber ganz unmöglich, die am Gegner stehenden Truppen stets mit gutem Brote rechtzeitig versehen zu können; es würde alt, vertrocknet oder verschimmelt ankommen, jedenfalls nicht mehr genießbar sein. Daher muß sich die Truppe mit Mehl begnügen, und sich aus ihm ihr Brot selbst herstellen, so gut es eben gehen will. Und das haben unsere Krieger dort draußen, vom hohen Offizier bis zum letzten Reiter hinab, bald zur größten Vollkommenheit gebracht; es genügte ihnen, um sich ihr Brot zu backen, das Kochgeschirr oder ein Loch in der Erde.

Im Hererofeldzuge waren den Truppen noch fahrbare Feldbacköfen mitgegeben worden, die für den Brotbedarf sorgen sollten. Doch schon nach kurzer Zeit haben sie den Betrieb einstellen müssen, da sie infolge fehlender Bespannung den Truppen nicht mehr folgen konnten. Sie sind dann später an Etappen-Magazine herangezogen worden und nicht mehr zur Verwendung bei der fechtenden Truppe gelangt. Für Afrika paßt eben nicht alles, was bei uns daheim sich vorzüglich bewährt hat.

Im Gegensatze zu unserm Kommisbrot, das ausschließlich nur aus Roggenmehl hergestellt ist, erhält der Schutztruppler solches, das je zur Hälfte aus Weizen- und Roggenmehl bereitet wird. Das Brot läßt sich leichter aus diesem Gemisch backen und auch verdauen. Die Truppen erhalten

denn auch beide Mehlsorten in dem Gewicht von täglich fünfhundert Gramm. —

Der alte erfahrene Offizier sagt dann weiter in jenem Buche:

„Als altem Kriegssoldaten, der aber mit der Zeit fortgeschritten, lachte einem das Herz im Leibe vor Freude, wenn man Leute, Pferde, Waffen und Ausrüstung mit Kennerblick musterte und sah, wie sorgsam z. B. in der Ausrüstung alles durchdacht und ausgeführt ist, bis ins Kleinste. Wer unter unsern Südwestafrikanern einen Angehörigen oder Freund hat, um den er sich sorgt, dem kann ich die beruhigende Versicherung geben, daß, was Menschengeist vermag, alles für das Wohl der Leute nur Erdenkliche geschehen ist. Ja, die haben es besser wie wir 1870!"

Und nun noch einiges über den Gegner, den unsere Reiter zu bekämpfen hatten. Über diesen, so wie darüber, was „Hottentotten-Orlog ist und was es heißt, hier Krieg zu führen," mögen hier auszugsweise die Äußerungen des alten Afrikaners, des Oberleutnant v. Stülpnagel, wieder gegeben werden:

„Der Hottentott ist im eigenen Lande. Er ist geborener Jäger! Frei ungebunden und nur auf sich gestellt, lebte er. Den Erwerb seines Lebensunterhalts fand er als Jäger. Tage, vielleicht Wochen lang war er auf der Jagd. Natürlich zu Pferde. Dies ist gewöhnt, sich sein Futter zu suchen und doch in der Nähe seines Herrn zu bleiben. Ein bis zwei Decken unter dem Sattel zum Nachtlager, ein Kochgeschirr, ein Beutelchen mit Salz, eins mit Kaffee und der geliebte Tabak, das wird so ziemlich die ganze Ausrüstung des Jägers gewesen sein. Je bedürfnisloser aber ein Soldat ist, um so brauchbarer ist er.

Der Hottentott hat einen Ortssinn, ein Gedächtnis, das in der Tat erstaunlich ist. Infolge seiner langen Übung sieht und erkennt er Spuren, an denen der Europäer ahnungslos vorübergeht. Aber auch im Ansprechen der Spuren, das heißt in der Beurteilung ihres Alters, ihrer Urheber, ihrer Zahl und der Umstände, unter welchen sie entstanden, ist er Meister. Seine Sinne

sind viel geübter als die unseren. Schon oft ist die fabelhafte Schärfe des Gesichts hervorgehoben.

So unterscheidet der Hottentott auch auf weite Entfernung mit Sicherheit, ob der, der dort reitet, ein Weißer oder ein Hottentott ist. Ich vermute, daß auch er die Farbe nicht unterscheidet, daß ist bei solchen Entfernungen ausgeschlossen; zumal jetzt bei unseren Reitern, die man — lediglich nach der Gesichtsfarbe zu urteilen — noch auf 30 Schritt für Gelbe halten könnte. Sondern ich glaube, er erkennt sie an Bewegung und Benehmen. — Was ich von ihrer Sehschärfe sagte, gilt mit entsprechender Abänderung auch vom Gehör. Aber der Hottentott erkundet und sichert sich nicht nur durch Gesicht und Gehör, sondern er braucht auch den Geruchsinn. —

Der Hottentott ist zweifellos auch ein guter Schütze. Ich glaube aber, daß ihm in der Schießfertigkeit der Durchschnitt unserer Reiter gleichkommt. Unerreicht aber ist er in seiner Ruhe beim Schießen. Von der Jagd her ist er es gewöhnt, nur zu schießen, wenn er seines Schusses auch sicher ist. Eine fehlgegangene Kugel ist Verschwendung. Bei alledem ist der Hottentott auch noch ein ausdauernder, schneller Fußgänger und ein guter, gewandter Reiter. Das Gewicht, das er in den Sattel bringt, wird 120 Pfund kaum übersteigen. Er kennt die Gewohnheiten des Pferdes, die nahrhafte Weide usw. genau, reitet aber rücksichtslos und versteht es, die Kräfte des Tieres bis aufs letzte auszunutzen.

Nun stelle man sich eine Gesellschaft von 100—200 solcher Leute, wenn sie Orlog machen, vor. Unter den Führern ist der Plan beraten und in großen Zügen wohl jedem Einzelnen bekannt. Vor allem scheinen sie den Platz des Zusammentreffens, nach einem Gefecht oder dergleichen, stets bekannt zu geben. Ehe sie abmarschieren, einen halben oder einen Tag vorher, pflegen sie eine Patrouille zu senden. Die Abteilung, die oft gut geordnet in Kolonne zu Zweien marschiert, reitet mit Marschsicherung. Eine Spitze von wenigen Reitern, die mit weiten Abständen unter vorzüglicher Anpassung an das Gelände marschiert, ist weit voraus. Im übrigen sind sie gänzlich sorglos.

In welcher Richtung der Hottentott auch reitet, überall stößt er schließlich auf Orte, die von den Truppen besetzt sind, oder auf Straßen, welche diese Orte verbinden und auf denen reger Verkehr herrscht. Aber er reitet gar nicht aufs Geratewohl. Die Gelegenheit zu Raub oder Überfall wird durch Patrouillen gut erkundet. Diese setzen wenig auf das Spiel. Mit ihren vorzüglichen Sinnen bemerken sie in den allermeisten Fällen rechtzeitig jede Gefahr. Und für den Fall, daß sie doch erwischt werden sollten, gehen solche Patrouillen meist zu Fuß und ohne Gewehr. Wird dann wirklich einer gefaßt, dann fällt es ihm leicht, zu sagen: ‚Ich bin kein Orlogmann,' und ein kleines Märchen zu erfinden von der großen Angst, die er hatte vor dem ‚Wittmenschen'. Nur deswegen hat er sich noch nicht gestellt und bisher einsam in den Bergen von Heuschrecken und Feldkost gelebt.

Wege braucht er nicht. Wozu? Der Hottentott kennt das Gelände und weiß, wo es gangbar ist, wo nicht. Und für ihn ist's fast überall gangbar, denn Wagen oder Karren hat er nicht. Also über Stock und Stein geht der Marsch. Nun aber kommt ein Weg, der gekreuzt werden muß. Der Hottentott weiß wohl, daß der ‚Dütschmann' täglich seine Spuren sucht. Er soll sie aber nicht finden. Wie ist das anzufangen? Oh, das ist einfach. Schon lange, ehe die Abteilung an den Weg kommt, reitet sie weit auseinander, damit die Spur nicht der einer geschlossenen Abteilung, sondern der einer Pferdeherde gleicht, die von der Weide kommt. Den Weg überschreitet sie dann an einer Stelle, an welcher Truppentransporte kürzlich Rast machten, ausschwärmten und ihre Tiere weiden ließen. Da fallen die vielen Spuren nicht so auf. Oder noch einfacher: sie kreuzt den Weg an einer Stelle, an der nackter Fels zu Tage tritt. Die Spuren werden so leicht nicht gefunden.

Wer die Hottentotten nicht kennt, kann sich schwer einen Begriff machen, weder von ihrer Kampfgewandtheit und List, noch von ihrer Jahrhunderte [illegible] und Bedürfnislosigkeit. [illegible] Menschlichkeit und [illegible] ihre [illegible] zwar

gänzlich ausziehen läßt, weil sie die Kleider brauchen, ihnen aber befiehlt, ihn sonst zu schonen und ihm sogar Tabak für seine Pfeife anzubieten.

Die Besitzlosigkeit macht ihnen keine Schmerzen weiter. Dagegen macht sie sie frei. Sie haben keine Werft, kein Vieh mehr zu schützen, keine rückwärtigen Verbindungen zu sichern, auf denen auf Hunderte von Kilometern Ochsenwagen auf -Wagen mit afrikanischer Langsamkeit heranrollen, um Verpflegung für Mann und Pferd und Munition und Bekleidung zu bringen. Wie angreifbar solche Verbindungen sind und wie leicht zu stören, weiß jeder Soldat. Auch der Hottentott weiß es und versucht nach Möglichkeit seinen Nutzen daraus zu ziehen. Gern legt er sich auf die Lauer, überfällt schwache Transporte und holt sich, was er braucht.

Überall sind wir in der undankbaren Rolle des Verteidigers, ohne doch dessen Vorteile zu haben: bessere Kenntnis des Landes, innere Linie, die erlaubt, jeder notgedrungenen, weit ausholenden Bewegung des Angreifers, auf kürzerem Wege zuvorkommen. Die Initiative bleibt im großen ganzen beim Hottentotten. Wo er hingeht, da ist der Kriegsschauplatz. Solange er den Kampf scheut, ist es fast unmöglich, ihn dazu zu stellen. Größe und die unbekannte Weite seines Landes erlauben ihm immer wieder auszuweichen. Erst im Gefecht, das also fast immer da stattfindet, wo es dem Hottentotten paßt, werden die Rollen getauscht. Aus dem bisherigen Verteidiger wird der Angreifer. Und der Hottentott als Verteidiger wählt sich mit Geschick eine starke Höhenstellung, paßt sich meisterhaft dem Gelände an, läßt mit Vorliebe die Spitze bis auf ganz nahe Entfernung anlaufen, um sie desto sicherer zusammenzuschießen. So lange er noch die Möglichkeit eines Vorteils sieht, hält er tapfer aus, erspäht jede Schwäche des Angreifers und ist schnell bei der Hand, sie auszunutzen. Gern versucht er es, die Flügel zu umfassen, oder er verschiebt seine Front. Sobald er aber bemerkt, daß für ihn nichts zu gewinnen ist, räumt er die Stellung. Weiter zu kämpfen wäre sinnlos für ihn. Zu welchem Zweck? Um möglicher-, aber unwahrscheinlicherweise am Abend sagen zu können,

er habe den Platz behalten? Den Ehrgeiz hat er nicht. Er hat noch genug solcher Plätze in seinem Lande, der eine ist ihm nicht mehr wert, als der andere auch."

Und ein anderer Mitkämpfer schreibt:

„Wie die Hereros, haben auch die Hottentotten den Unserigen das Manöver abgesehen, die feindlichen Flügel zu umfassen und durch Flankenfeuer zu wirken. Werden sie durch unser Feuer zum Verlassen ihrer Stellung gezwungen, so bewerkstelligen sie den Rückzug, indem sie einzeln und ungesehen zurückkriechen. Nie gehen sie, wenn geschlagen, in geschlossenen Haufen zurück, sondern die Bande löst sich und sammelt sich weit rückwärts an einer vorher verabredeten Stelle. So gelingt es ihnen meist, einzelnen sogar mitten zwischen unseren Truppen durch zu entkommen. Die Führer gehen der Gefahr immer vorsichtig aus dem Wege, indem sie sich weit rückwärts halten. Nur dem alten Hendrik Witboi ist die Sache bei Valgras einmal mißglückt; hier traf ihn ein verflogenes Geschoß aus einem Artillerie-Karabiner weit hinter der Stellung."

Nach dieser Abschweifung, die für die richtige Beurteilung des Verhaltens und der Taten unserer Schutztruppler notwendig und geboten erschien, kehren wir zu den Operationen des Majors v. Estorff zurück.

Der Kampf gegen Hendrik Witboi.

Schon am 5. April waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß der beschwerliche Vormarsch der Abteilung, zu der noch die 5. Kompagnie vom Auob herangezogen worden war, im Nossobrevier abwärts angetreten werden konnte. Bis zu der Vereinigung des Großen und Kleinen Nossob drang der Major vor, mit seinen Patrouillen aber noch viel weiter südlicher, ohne von dem Gegner etwas zu entdecken. Vergeblich waren alle Mühen gewesen, und wohl oder übel mußte der tatkräftige Führer, wenn auch mit Widerstreben, sich endlich doch dazu entschließen, den Rückweg anzutreten, wollte er nicht Leben und Gesundheit

seiner Leute freventlich aufs Spiel setzen, „da die Vlei nur noch Schlammreste statt Wasser aufwiesen".

Obwohl nun in kluger Vorausicht und richtiger Würdigung der Verhältnisse der Major reichlich Wasser hatte nachführen lassen, kam die Truppe doch in eine höchst bedenkliche Lage, und nur dem Umstand, daß eine Vlei etwa vierzig Kilometer südlich Awadaob zufällig aufgefunden wurde, ist es zuzuschreiben, daß viele der Pferde vor dem Verdursten bewahrt geblieben sind.

In fünf Tagen hatte die Abteilung unter äußerst schwierigen Verhältnissen und in einem völlig unbekannten Lande einen Weg von mehr als zweihundertundsechzig Kilometern zurückgelegt und damit wieder eine jener Leistungen vollbracht, die denen im Hererolande würdig zur Seite zu stellen ist.

Während der Major nun den Vorstoß nach Süden zur Ausführung brachte, sollte sich, wie er befohlen, die Abteilung Meister etwa bei Gochas bereit stellen, um die westlich ausweichenden Witbois in Empfang zu nehmen. Ehe das aber geschehen war, hatte der Hauptmann Manger in Haruchas, der durch den Leutnant v. Studnitz die Meldung erhalten hatte, daß Hendrik Witboi mit Simon Kopper bei Nanibkobis sich vereinigt hätten und dort noch ständen, ohne Zaudern sich entschlossen, folgerichtig und ohne einen Befehl abzuwarten, mit allen verfügbaren Kräften: der 1. und 2., sowie Teilen der 8. Kompagnie des 2. Feldregiments und einer halben 7. Batterie in der Stärke von 15 Offizieren und 264 Mann und 2 Geschützen, zum Angriff auf den lange gesuchten Feind vorzugehen.

Schon am 4. April hatte er seinen Vormarsch gegen den Elefantenfluß angetreten und darüber hinaus, wobei die Abteilung, wie der Bericht sagt, einhundertunddreißig Dünen zu überwinden hatte. Diese, in wechselnder Höhe zwischen drei und acht Metern, ziehen mit einem Abstand von tausend bis fünfzehnhundert Metern in der allgemeinen Richtung von Süd nach Nord, und bestehen aus spärlich überwachsenem leichten Sande, in den der Fuß tief einsank und der dem Fortbewegen der Fahrzeuge unendliche Schwierig-

keiten entgegenſetzte. Nur mit großem Zeitaufwand konnte die Truppe dieſe Wellen überwinden.

Doch auch dieſe Abteilung ſchien einen Luftſtoß ausgeführt zu haben, denn nirgends fand ſie den Gegner und nur eine verlaſſene Werft gab Kenntnis davon, daß er noch vor kurzem hier geweilt hatte, und ſo ſah ſich denn der Hauptmann gezwungen, da auch in dieſem Falle der Mangel an Waſſer jede weitere Operation verhinderte, den Vormarſch einzuſtellen. Schon waren alle Anordnungen zum Rückmarſch getroffen worden, als die glücklicherweiſe noch nicht eingezogenen Poſten, die die ruhende Truppe gedeckt hatten, Feuer von den plötzlich auftauchenden Eingeborenen erhielten.

Wie ſich ſpäter herausgeſtellt hat, war Hendrik mit ungefähr hundertundfünfzig Witbois, der zunächſt vor der herankommenden Abteilung Manger nach der etwa fünfzehn Kilometer entfernten Waſſerſtelle Gapaus zurückgewichen war, in ſeiner Ruhe dort durch das Erſcheinen der ſtarken, von Norden herankommenden Abteilung Eſtorff geſtört worden und wieder nach Nanibkobis zurückgegangen, um ſodann hier am 7. April auf die nichts ahnenden Vortruppen des Hauptmanns Manger zu ſtoßen.

Sobald die erſten Schüſſe gefallen waren, hatte ſich der Leutnant Wimmer mit einigen Reitern nach der Gegend begeben, in der ſich die Hottentotten durch die vereinzelten Schüſſe bemerkbar gemacht hatten, um in kühnem Anſturme alsbald die deckende Düne zu nehmen und die Lage zu klären, als er, durch die Stirn zu Tode getroffen, zuſammenbrach, zugleich mit ſeinem Pferde, das mehrere Schüſſe in Kopf und Bruſt erhalten hatte. Noch kurz vorher hatte er an ſeine Eltern geſchrieben: „Gleich, liebe Eltern, reiten wir ab, hurra mit Gott für Kaiſer und Reich. Ich bin ſo froh, mir iſt ſo leicht zumute. Gott gebe uns Erfolg und glänzenden Sieg. — Er tröſte Euch, wenn ich falle, und gebe, daß echter deutſcher Sinn nie in unſerem Geſchlecht zugrunde geht!“

Auch der Stabsarzt Dr. Brockelmann, der getreu ſeiner Pflicht, ſofort nach vorn geeilt war, um den Ver-

wundeten Hilfe zu bringen, wurde hierbei durch einen Schuß, der beide Beine durchbohrte, schwer verletzt.

Unverzüglich nahm der Hauptmann Manger das Gefecht auf und nach kurzem Kampfe, wobei der Oberleutnant v. Bredow sich als Führer der Artillerie rühmlich hervortat, wurde Hendrik in die Flucht geschlagen. In panikartiger Eile jagten die Witbois auf ihren frischen Pferden davon, während die deutschen Reiter auf den bereits sehr angestrengten und halb verdursteten Pferden und infolge der bereits hereinbrechenden Dunkelheit von der weiteren Verfolgung Abstand nehmen mußten. Nur die Artillerie sandte den davoneilenden Hottentotten ihre verderbenbergenden Geschosse nach.

„Es war," so schreibt ein Teilnehmer am Kampfe, „ein sehr tätiges Treiben hinter der Front, zu jedem Schusse krochen die Hottentotten vor und nach jedem Schuß wieder zurück, um an einem anderen Platze von neuem zu erscheinen. So ging die Sache immer hin und her. Wir waren 80 bis 100 m vom linken Flügel des Gegners entfernt und konnten, obwohl wir mitten auf der Düne lagen, kaum auf ein wirklich gutes Ziel in Ruhe zu Schusse kommen. Nur ein auf dem feindlichen Flügel liegender Hottentott war gut zu sehen, weshalb sich unsere Schüsse vornehmlich auf ihn richteten. Er war jedoch längst eine Leiche und hatte, wie wir nach dem Gefecht feststellten, ungezählte Schüsse. Wir hatten das Feuer, das während des Gefechtes aus jener Richtung kam, ihm zugeschrieben, da wir den wirklichen Schützen kaum zu Gesicht bekamen."

Sieben Tote und vier Verwundete hatte das Gefecht an Opfern gefordert, doch weit größer war der Verlust der Witbois, die über zwanzig Tote auf dem Gefechtsfelde liegen ließen.

Ganz besonders hatte sich während des Gefechts der Stabsarzt Dr. Brockelmann ausgezeichnet. Trotz seiner schweren Verwundung und der unsäglichen Schmerzen hatte er, „der feindlichen Geschosse nicht achtend, seinen schweren Dienst in der aufopferungsvollsten Weise weiter verrichtet und sich von einem Verwundeten zum andern tragen lassen, um sie zu verbinden. Auch auf dem späteren Rückmarsche

ließ er sich bei jedem Halt zu den Verletzten tragen, um nach ihnen zu sehen und ihnen zu helfen."

Auch seinem Pferdehalter, dem Reiter Kretschmann gebührt große Anerkennung, denn obwohl durch fünf Schüsse verwundet, hatte er trotzdem den Stabsarzt in seinem schweren Dienste bis zu Ende des Gefechts in selbstloser Hingabe treulich unterstützt und auch des Unteroffiziers Örtwig muß rühmend gedacht werden, der schwer verwundet und seiner Schmerzen nicht achtend, noch dreiunddreißig Schüsse abgab, bis ein weiterer Schuß ins Becken ihn kampfunfähig machte. Von seinen schmerzhaften Leiden erlöste ihn bald der Tod.

In der Frühe des 9. April erreichte die Abteilung wieder den Elefantenfluß, erwartet vom Hauptmann Bech mit dem Reste der 7. Batterie. Selbständig handelnd war er dem Hauptmann Manger mit gefüllten Wasserbehältern, auf Wagen gesetzt, entgegengekommen — er selbst hatte seinen Wäschekoffer zum Transport des Wassers hergegeben, — und hatte die Truppe dadurch aus einer bereits bedrohlich gewordenen Lage befreit. Schon tags zuvor war dieser das Wasser ausgegangen und nur durch die spärlich gefundenen Tschamas hatten die fast verschmachtenden Reiter sich vor dem Verdursten zu schützen vermocht.

Noch am 10. April hatte Hauptmann Manger zwei von den Weibern, die in der Nähe der verlassenen Werft gefangen worden waren, zum Kapitän Hendrik Witboi geschickt, und ihn in einem Briefe aufgefordert, sich zu ergeben. Sie kehrten am 13. April zurück mit der Antwort: „Ich gebe meine Gewehre nicht ab, denn ich werde ja doch erschossen, und an die Gnade, die versprochen wird, glaube ich nicht."

Am 11. April hatte die Abteilung Haruchas wieder erreicht.

Nicht vergeblich aber waren die großen Anstrengungen und schier unglaublichen Entbehrungen gewesen, die die Truppe hatte erdulden müssen. Noch in der letzten Stunde war es ihr gelungen, den die Entscheidung stets ausweichenden Hendrik Witboi zu stellen und ihm eine derartige Niederlage beizubringen, daß seine Banden, zerstreut und

zersprengt, in die wasserlose Kalahari flohen und viele Hottentotten dort elend zugrunde gingen. Unter diesen befand sich auch Salomon Sahl, jener Witboi, der den arglos vertrauenden Bezirksamtmann v. Burgsdorff hinterrücks niedergeschossen hatte. Ein Gottesurteil für diesen Frevel erblickten die gläubigen Hottentotten in den fürchterlichen Qualen, die der Mörder jedenfalls in seinen letzten Stunden hatte erdulden müssen.

Hendrik Witboi selbst aber, der mit dem Reste seiner Bande beinahe dem Major v. Estorff in die Gewehre gelaufen wäre, war wiederum entschlüpft.

Ein schönes Zeugnis von der Hingabe und Tatkraft unserer Truppen legt auch dieser Zug gegen Nanibkobis ab; er zeigte aber auch, in Verbindung mit den Erfahrungen, die der Major v. Estorff auf seinem Zuge gesammelt hatte, daß die Operationen in die Kalahari hinein zur Zeit unmöglich waren.

Am 18. April hatte der Major v. Estorff seine Hauptkräfte im Auobtale versammelt. Er beschloß, zunächst mit einer energischen Absperrung desselben und der in der Nähe liegenden Wasserstellen gegen die Kalahari hin sich zu begnügen und teilte hierzu seine Truppen folgendermaßen ein:

„in Koes die 8. Kompagnie 2. Feldregiments,
in der Linie Hunirob—Kowes die 4. und 7. Kompagnie 2. Feldregiments, die 5. und $^1/_2$ 7. Batterie unter Major v. Uthmann,
in dem Abschnitt Persib—Aubes—Haruchas die 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments und die $^1/_2$ 7. Batterie unter Major Meister,
in Gochas die Maschinengewehr-Abteilung Nr. 1,
in Zwartfontein und Groß-Nabas die 3. Batterie,
in Stamprietfontein die $^1/_2$ 1. Batterie (v. Winterfeld) und 30 Gewehre,
in Nanub und Awadaob die 5. Kompagnie 2. Feldregiments,
in Kalkfontein 35 Mann, zwei Maschinenkanonen und das Feldlazarett 13,
in Rietmont die $^1/_2$ 8. Batterie,

in Mariental 40 Mann unter Leutnant Sixt v. Armin,
in Grab am Fischfluß 30 Mann.

Major v. Estorff hatte sein Stabsquartier in Gochas genommen. In der Folge traten wiederholt kleinere Verschiebungen ein."

Die Absperrung hatte also etwa auf eine Länge von 350 bis 400 Kilometern ausgedehnt werden müssen. Sie lief daher mehr auf eine Beobachtung hinaus, als auf eine kraftvolle Abschließung des zu schützenden Geländes und man war gezwungen, je nachdem man an einer Stelle den Durchbruch der Hottentotten befürchtete, durch seitliche Truppenverschiebungen auf der Grundlinie die bedrohte Stelle zu verstärken. Es leuchtet ein, daß es den Eingeborenen, bei ihrer durch zuverlässige Späher sicher erlangten Kenntnis über die Stellung und jede Bewegung der Deutschen, nicht schwer fallen konnte, an irgend einem geeigneten Orte durch die Beobachtungslinie unbemerkt hindurch zu schlüpfen, zumal große Anstrengungen den abgetriebenen Pferden nicht zugemutet werden konnten, deren Kräftezustand sowieso schon infolge der stockenden Haferzufuhr kein günstiger war. Die ununterbrochene Verbindung der Stationen untereinander durch Patrouillen aufrecht zu erhalten, vor allem durch die weiten wasserlosen Strecken, die die Orte von einander trennten, war einfach unmöglich. Unsagbar schwer war der Dienst und ganz gewaltige Anforderungen wurden auf ihren einsamen Ritten an den Mut und die Entschlossenheit der Reiter gestellt, deren Spannkraft und Aufmerksamkeit, trotz der größten Ermüdung, nicht einen Augenblick erlahmen durfte, sollten sie nicht, wie es leider noch viel zu häufig geschah, dem verschlagenen, hinterlistigen Gegner zum Opfer fallen.

Durch das abwartende Verhalten unserer Truppen verleitet, das die Witbois für Untätigkeit und wahrscheinlich auch für Schwäche hielten, und von den schwersten Entbehrungen, vor allen den Qualen des Durstes gepeinigt, suchten sie jetzt einzeln und in Trupps die Absperrungslinie zu durchbrechen und schwache Postierungen zu überfallen.

So wurde bei einem dieser Versuche in der Nähe von K o w e s am mittleren Auob eine Patrouille der 5. Bat-

terie angegriffen und bis auf einen Mann durch die vordrängenden Simon Kopper-Leute niedergemacht. Der auf diese Nachricht hin von Haruchas herbeieilende Hauptmann v. Wolf sah sich am 17. Mai alsbald in einen so schweren Kampf verwickelt, daß er, das aussichtslose desselben gegen die ihm entgegenstehende Übermacht erkennend, das Gefecht unter dem Schutze des Geschützes abbrach und nach Kowes sich zurückzog. Leider war auch diese Abteilung in einen Hinterhalt geraten, und hatte schon durch die erste Salve der völlig verdeckt liegenden Witbois mehrere Mann verloren.

Am Abend des unheilvollen Tages traf dann der Major v. Uthmann mit 27 Gewehren von Gochas her ein und ebenso von Amadab die heranbefohlene 7. Kompagnie.

Diesen starken Kräften gegenüber hielten die Hottentotten nicht stand. Sie zogen es vor, am folgenden Tage zu verschwinden, nachdem sie noch am Abend vorher die auf dem östlichen Ufer des Auob vorgesendete Patrouille unter Oberleutnant Häring angegriffen und hierbei den Führer sowie sieben Mann getötet hatten.

Von den deutschen Reitern am nächsten Tage lebhaft verfolgt, flohen die Eingeborenen wieder der Kalahari zu, doch trennte sich auf der Flucht Hendrik Witboi, der auch bei diesem Überfalle die treibende Kraft gewesen war, von Simon Kopper. Letzterer zog in die nördliche Kalahari ab, um dort sein unstetes Leben weiter zu führen, während Hendrik Witboi mit seiner Bande sich der Gegend von Geiab südlich des Zusammenflusses des Großen und Kleinen Nossob zuwandte, um dort zunächst zu verbleiben, wie es wenigstens den Anschein hatte.

Inzwischen hatte der General v. Trotha am 21. April sein Hauptquartier nach Gibeon verlegt, um dem Operationsgebiete im Osten näher zu sein, ebenso wie den Kriegsschauplätzen im Süden und auch im Westen. Seine Anwesenheit im Norden war nicht mehr so notwendig, denn hier war durch den im Frühjahr vom Oberstleutnant v. Mühlenfels in das Sandfeld unternommenen Vorstoß fest-

gestellt worden, daß das Volk der Hereros entgültig niedergeworfen und daß mit geringen Kräften im Hererolande die Ruhe nunmehr leicht aufrecht zu erhalten war.

Am Tage nach seiner Ankunft in Gibeon hatte der General v. Trotha alsbald folgende Proklamation an das Volk der Hottentotten erlassen:

Proklamation des Generals v. Trotha an das Volk der Hottentotten vom 22. April 1905.

„An die aufständischen Hottentotten.

Der mächtige, große deutsche Kaiser will dem Volk der Hottentotten Gnade gewähren, daß denen, die sich freiwillig ergeben, das Leben geschenkt werde. Nur solche, welche bei Beginn des Aufstandes Weiße ermordet oder befohlen haben, daß sie ermordet werden, haben nach dem Gesetz ihr Leben verwirkt. Dies tue ich Euch kund und sage ferner, daß es den wenigen, welche sich nicht unterwerfen, ebenso ergehen wird, wie es dem Volk der Hereros ergangen ist, das in seiner Verblendung auch geglaubt hat, es könne mit dem mächtigen deutschen Kaiser und dem großen deutschen Volk erfolgreich Krieg haben. Ich frage Euch, wo ist heute das Volk der Hereros, wo sind heute seine Häuptlinge? Samuel Maharero, der einst Tausende von Rindern sein eigen nannte, ist, gehetzt wie ein wildes Tier, über die englische Grenze gelaufen; er ist so arm geworden, wie der ärmste der Feldhereros und besitzt nichts mehr. Ebenso ist es den anderen Großleuten, von denen die meisten das Leben verloren haben, und dem ganzen Volk der Hereros ergangen, das teils im Sandfeld verhungert und verdurstet, teils von deutschen Reitern getötet, teils von den Owambos gemordet ist. Nicht anders wird es dem Volk der Hottentotten ergehen, wenn es sich nicht freiwillig stellt und seine Waffen abgibt. Ihr sollt kommen mit einem weißen Tuch an einem Stock mit Euren ganzen Werften, und es soll Euch nichts geschehen. Ihr werdet Arbeit bekommen und Kost erhalten, bis nach Beendigung des Krieges der große deutsche Kaiser die Verhältnisse für das Gebiet neu regeln wird. Wer hiernach glaubt,

Oberstleutnant Quade.
(M. Ruprecht, Koblenz, phot.)

Hauptmann v. Hagen.

Hauptmann Ritter.

Oberleutnant Graf Saurma-Jeltsch.

daß auf ihn die Gnade keine Anwendung findet, der soll auswandern, denn wo er sich auf deutschem Gebiet blicken läßt, da wird auf ihn geschossen werden, bis alle vernichtet sind. Für die Auslieferung an Ermordung Schuldiger, ob tot oder lebendig, setze ich folgende Belohnung: Für Hendrik Witboi 5000 Mark, Stürmann 3000 Mark, Cornelius 3000 Mark, für die übrigen schuldigen Führer je 1000 Mark."

gez. Trotha.

Hendriks Verbleib war längere Zeit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, bis er plötzlich, während unsere braven Reiter unablässig ihren schweren, aufreibenden Dienst längs des Auob versahen, mit Samuel Isaak am Hudup, einem rechten Zuflusse des Leberflusses, etwa fünfundzwanzig Kilometer westlich Gibeon gemeldet wurde. Es war ihm mit seiner Bande gelungen, bereits im Juni, bald nachdem er bei Kowes wieder zurückgetrieben worden war, und er sich scheinbar nach Geiab begeben hatte, südlich ausholend, zwischen Persip und Koes hindurch über Daberas das rechte Ufer des Fischflusses zu erreichen.

Daß ihm dieser Zug durch unsere Truppen hindurch glückte, kann nicht wundernehmen, denn zwischen den Wasserstellen Koes und Persip, die beide von unsern Truppen besetzt waren, liegt eine 120 km lange Durststrecke, und hoher Dünensand machte es gerade hier den Patrouillen besonders schwer, dieses weite Gelände ständig und in hinreichender Weise zu beobachten.

Schon im März war Samuel Isaak durch eben dieses Gelände auf Befehl Hendriks mit etwa dreißig Mann nach Westen zum Fischfluß gezogen, um die nach den Kämpfen am Auob hierher geflüchteten Witbois zu sammeln und ihm zuzuführen, oder aber, falls sie nicht folgen sollten, ihnen wenigstens die Waffen und Munition abzunehmen; zugleich aber sollte er auch mit dem Kapitän Cornelius „ein einheitliches Zusammenwirken vereinbaren".

Beides gelang dem Unterkapitän nicht und nachdem er sich durch seine Räubereien und Überfälle in recht unangenehmer Weise bemerkbar gemacht hatte, und seine Ver-

folgung seitens des Hauptquartiers in die Wege geleitet worden war, wurde er am 13. Mai bei Mukorob vom Hauptmann v. Hornhardt im Morgengrauen überrascht und seine Bande vollständig auseinandergesprengt. Ihm selbst aber war es geglückt, nach Osten zu entkommen und über Daberas wieder zu Hendrik in die Kalahari zurückzukehren.

Hier aber war bei seiner Rückkehr die Not aufs höchste gestiegen, die Werften dem Untergange nahe, und so entschloß sich denn Hendrik, nicht zum wenigsten wohl veranlaßt durch Samuel Isaak, der verlockend auf die leicht zu erlangende Beute längs der jetzt nur schwach besetzten Etappenstraße Windhuk—Keetmannshoop hingewiesen haben mag, nach Westen durchzubrechen; zugleich lag es aber auch wohl in seiner Absicht, sich dort mit seinem Unterführer Elias zu vereinigen, der mit seinen Leuten in den schwer zugänglichen Revieren des Leberflusses und seinen Nebentälern saß.

Kurze Zeit, nachdem Hendrik das Bethanierland erreicht hatte, machte er sich durch seine Räubereien übel bemerkbar, und da niemand einen derartigen kühnen Marsch für möglich gehalten hatte, so standen leider zu wenig Truppen in diesem Bezirke zur Verfügung, um gebührend dem Unwesen Einhalt gebieten zu können. Trefflich führt uns die Schnelligkeit, mit der jener Marsch ausgeführt worden ist, die Schwierigkeiten vor Augen, die unsere braven Reiter im Kampfe mit den so unglaublich beweglichen Eingeborenen zu bewältigen hatten, die spielend einen vierhundert Kilometer langen Weg zurücklegten, durch das von uns besetzte Gelände hindurch und bis ins Herz der Kolonie hinein, und sich hierbei so zu verbergen wußten, daß auch nicht die geringsten Anzeichen von ihrer Ortsveränderung unsern Patrouillen bemerkbar geworden war.

Bald nach seinem Erscheinen westlich Gibeon war der Herero Andreas mit einer ansehnlichen Bande im Namalande erschienen.

Er war aus dem Komashochlande, unter mehrfachen Kämpfen mit unseren Truppen im Gebiete des zur Regenzeit in die Walfischbai fließenden Kuiseb, allmählich nach

Süden gekommen, um sich schließlich, nachdem er am 9. Juni unter großen Verlusten bei Atis, etwa achtzig Kilometer südlich Rehoboth, vom Hauptmann Wunsch geschlagen worden war, mit dem Reste seiner Bande in die fast unzugänglichen Zarisberge zu werfen. Von hier aus vereinigte er sich dann später mit den Witbois.

Immer klarer war es geworden, daß man mit dem zu frühen Ablassen von Hendrik und dem vorzeitigen Beginn der Operationen gegen Morenga in die Karrasberge hinein einen schweren Fehler begangen hatte, der um so fühlbarer wurde, als ein durchschlagender Erfolg gegen letzteren nicht erzielt worden war, und unschwer war es schon jetzt zu erkennen, daß bis zur völligen Niederwerfung des Aufstandes noch schwere und aufreibende Kämpfe unsern Truppen bevorstehen mußten.

Sehr gelegen kam es daher dem Hauptquartier, daß Hendrik Witboi die Kalahari verlassen und sich nach einer Gegend begeben hatte, wo er den deutschen Waffen leichter erreichbar war, als in den für unsere Truppen kaum zugänglichen Schlupfwinkeln jenes wasserlosen Geländes.

Unverzüglich schritt denn auch der General v. Trotha „mit der gründlichen Sorgfalt und der rücksichtslosen Tatkraft, die allen seinen kriegerischen Unternehmungen eigen war", dazu, alles in die Wege zu leiten, um dem „allmächtigen Hendrik", dem Hauptanstifter des Hottentottenaufstandes, endlich den verdienten Untergang zu bereiten. Ein Zögern mit den Operationen gegen diesen Führer war um so weniger geboten, als er nicht nur die Hauptetappenlinie nach dem südlichen Kriegsschauplatze bedrohte, sondern auch, die Berseba-Hottentotten, vielleicht auch die Rehobother Bastards zu sich hinüber zu ziehen, alle Mittel in Bewegung gesetzt hatte. Zudem war es jetzt noch möglich, durch geschicktes Hinhalten die mit Morenga angeknüpften, wenn auch von allem Anfang an als aussichtslos geltenden Verhandlungen derart in die Länge zu ziehen, daß der Kampf in den Karrasbergen ruhte und daß auf diese Weise erhebliche Streitkräfte im Süden entbehrlich wurden, die nun gegen Hendrik in Bewegung gesetzt werden konnten.

Tatsächlich ist es denn auch gelungen, dank der mit großem Geschick geleiteten Unterhandlungen mit Morenga, daß bis zum September im Südbezirke die Waffen fast vollständig geruht haben.

Gegen den in den Nebenrevieren des Leberflusses: dem Kutip, Keitsub, Tsacheib und dem Hudup sitzenden Gegner beabsichtigte nunmehr der General v. Trotha mit allen verfügbaren Kräften aus verschiedenen Richtungen vorzugehen. Zu dem geplanten, umfassenden Angriff sollten sich sammeln die Abteilung

„Maercker in der Linie Kleinfontein—Maltahöhe—Breckhorn,
Meister in der Linie Seß—Kamelbaum—Gibeon,
Estorff an der Straße Gibeon—Berseba,
Lengerke in der Linie Tses—Arugoams,
Koppy in Besondermaid."

Zugleich befahl der General, daß „bis zur Beendigung der durch diese Anordnungen nötig gewordenen umfangreichen Truppenverschiebungen die Witbois nicht durch Vorsenden stärkerer Abteilungen beunruhigt, sondern möglichst nur durch Eingeborene beobachtet werden sollten. Nur bei Durchbruchsversuchen hatten alle erreichbaren Truppen energisch anzufassen." Die Verbindung der einzelnen Abteilungen untereinander erfolgte durch bewegliche Funkenstationen.

Hendrik war jedoch durch seine vorzüglichen, ihm treu ergebenen Späher rechtzeitig von der sich über seinem Haupte zusammenziehenden Gefahr in Kenntnis gesetzt worden und erkennend, daß der günstige Verlauf jener Operationen gegen ihn seinen Untergang bedeute, war er am 8. August mit etwa fünfzig Kriegern bei Nauchabgaus, zwischen Gibeon und Berseba, abermals durch die ihn umzingelnde Linie hindurchgebrochen. Zwar wurde der Durchzug bemerkt, und die Verfolgung durch den Oberleutnant Stage sofort aufgenommen, nachdem ihm derselbe durch eine Patrouille gemeldet worden war, auch gelang es dem Offizier noch, die Hottentotten vollständig zu überraschen und sie im Lager mit Kartätschen zu beschießen, ihr Durchbruch

war ihnen aber doch geglückt und geschickt entzogen sie sich der weiteren, sofort einsetzenden Verfolgung, indem sie unter Hendriks Führung über Fahlgras dem östlichen Namalande zu entflohen.

In richtiger Würdigung der Verhältnisse, und unbekümmert darum, daß Hendrik Witboi selbst zunächst wieder entwischt war, hatte der General v. Trotha beschlossen, — er war am 18. August von Keetmannshoop, wohin er sich von Gibeon begeben hatte, nach Berseba gegangen, — zunächst den noch in den Revieren des Leberflusses und seinen Nebentälern sitzenden stärkeren Hottentottenbanden durch die bereits in die Wege geleiteten Operationen zur Unterwerfung zu bringen.

Demzufolge setzte er von ihren Sammelpunkten aus die Truppen am 25. August derart in Bewegung, daß, während die Abteilungen Meister, Estorff und Lengerke, also die Truppen der Mitte, in westlicher Richtung vorgingen, der vorgeschobene linke Flügel gegen die rechte Flanke und den Rücken der Eingeborenen in nordwestlicher Richtung wirken sollte. Die rechte, ebenfalls vorgeschobene Abteilung Maercker hatte dagegen den Auftrag, die nördlich gelegenen Hauptpunkte des Bethanierlandes, vor allem die Eingänge der Naukluft, der alten Zufluchtsstätte der Hottentotten, zu besetzen, zugleich aber sollte sie auch verhüten, daß der Gegner in nördlicher Richtung einen Ausweg offen fand.

Ferner wurde die durch Abgaben neu gebildete Abteilung Hornhardt mit der Sicherung der Etappenlinie Windhuk—Keetmannshoop beauftragt und der Kompagnie Ritter die Säuberung der Zwiebelhochebene übertragen.

Rechtzeitig erkannte der Feldkornet Elias, der nach dem Fortzug Hendrik Witbois hier die Führung über die Hottentotten übernommen hatte, die Gefahr, in der er mit seiner Bande schwebte. Schleunigst wich er deshalb alsbald in westlicher Richtung aus und später, als die Umgehung der Abteilung Koppy sich fühlbar machte, nach Nordwesten. Er verließ schließlich das Bethanierland, um in den Schlupfwinkeln der Nanib Schutz zu suchen. Mitte August überschritt er die Pfad Kleinfontein—Kosos und ver-

Stärke und Verteilung der Truppen in Südwestafrika im August 1905*).

Kommandeur: Generalleutnant v. Trotha.
Chef des Generalstabes: Mit Wahrnehmung der Geschäfte beauftragt: Major v. Kedern.
Generalstab: Hauptleute Salzer, v. Hagen.
Adjutantur: Hauptleute v. Lettow-Vorbeck, v. Bosse.
Etappenkommandeur: Oberst Dame.
Adjutant: Hauptmann Starck.

1. Norden.

Oberstleutnant v. Mühlenfels.

Major Dony

Hptm. Wilhelmi

Major v. d. Heyde

Outjo	Bez. Grootfontein		Otjosondu	Waterberg	Epukiro	Gobabis		Otjihangwe
6./I	10./I	3./I	11./I	8./I	1/4 9./I	3/4 9./I	I./I	5./I
Hptm. d. R. Frhr. v. Wangenheim	Oblt. Gräff	Hptm. Epp	Oblt. v. Baehr	Hptm. Frhr. v. Welck		Hptm. v. Klitzing	Hptm. Gr. Solms	Oblt. Mansfeld
	v. 5. Batt. Lt. Lehmann	1/2 I Lt. Gr. v. Saurma-Jeltsch				Masch.-Kan.-Abtlg.	4. Batt. Oblt. v. Madai	

Auf den rückwärtigen Verbindungen.

Pferdedepot	1/2 San.-	2. Prov.-Kol.-	I. (Fuhrp.)	F.-Verm.	I. Scheinw.-	I. Feldtel.-	Stämme der Erf.-Batt.		Swakopmund				
Oblt. Gr. v. Königsmarck	Fuhrp.	Abtlg. Major Kiese	Kol.-Abtlg. Rittm. v. Fritsche	Trupp Hptm. v. Hahnke	Abtlg. Hptm. Willeke	Abtlg. Oblt. Malbrandt	I und 2		2. Eis.-Bau-Komp. Hptm. Seelmann-Eggebert	Eis.-Betr.-Komp. Hptm. Hälbig	1/2 3. Et.-Komp. Hptm. Barack	2. Et.-Komp. Hptm. Blume	Stamm der Erf.-Komp. 2a

*) Diese und die anderen Angaben über Stärke und Verteilung der Truppen sind den Angaben des Generalstabsberichts entnommen.

2. Süden.

Im Bethanierlande

Abt. Maercker
2. Erf. Hptm. Baumgärtel
Erf. 1a Hptm. Buchholz
6. Batt. Hptm. Rembe

Abt. Meister
7./1 Hptm. Brentano
5./2 Oblt. v. Usedom
3./2 Hptm. v. Hornhardt
1/2 1. Batt. Lt. Bender
1/2 8. Batt. Oblt. v. Boetticher
1/2 1.

Abt. Estorff
6./2 Hptm. v. Bentivegni
4./2 Lt. v. Stein
2./2 Oblt. Frhr. v. Fürstenberg
1./2 Hptm. v. Kirchbach
1/1 1. Batt. Oblt. v. Winterfeldt
3. Batt. Gr. v. Zech

Abt. Lengerke
8./2 Oblt. Weitzenberg
7./2 Hptm. Gräner
7. Batt. Hptm. Bech

Abt. Koppy
9./2
1/2 2. (Geb.-) Batt. Oblt. Barack

2./1 Hptm. Ritter

Zur Besetzung von Hoachanas, Kalkfontein, Marienthal
1. Erf.-Komp. Oblt. Pabst

In Linie Gochas—Stamprietfontein
5. Batt. Hptm. v. Wolf

1/2 1.

Aminuis
4./1 Hptm. Kliefoth

Im Bezirk Nauchas und an den Naukluft-Eingängen
1/2 3. Et.-Komp. Oblt. Wilm
4. Et.-Komp. Hptm. v. Kahlden

Im südlichen Namalande

Oberstleutnant von Semmern

Abt. Traeger
3. Erf. Oblt. Beyer
12./2 Hptm. v. Erckert
11/.2 Hptm. Anders
1. Et. Oblt. Meldding
Erf. 3a Hptm. d'Arrest
10./2 Hptm. v. Zwehl
1/2 8. Batt.
2/3 9. (Geb.-) Batt. Hptm. Winterfeldt
1/2 2. (Geb.-) Batt. Lt. v. Billerbeck
1/2 9. (Geb.-) Batt. Lt. Jaeschke
1/2 2.
2/3 2.

Auf den rückwärtigen Verbindungen.

Oferdedepot Oblt. Poerting
1/2 San.-Fuhrp.
5. (Prov.-) Kol.-Abtlg. Major Pierer
4. (Fuhrp.-) Kol.-Abtlg.
3. (Prov.-) Kol.-Abtlg.
2. Scheinw. Abtlg. Oblt. Stach
1/2 2. Funkentel.-Abtlg.
2. Feldtel.-Abtlg. Hptm. Gundel
Kalkfontein Kub, Maltahöhe Masch.-Kan.
Läderitzbucht 1. Eis.-Bau-Komp. Hptm. Schulze
5. Et.-Komp. Hptm. Heuck
1/2 3. Et.-Komp. Pionierzug
4. Erf.-Komp. Oblt. v. Dewitz

Signalabtlg. Lt. v. Haeseler

Erläuterung:
= Funkenstation.

schwand dann bald in den uns noch gänzlich unbekannten Achabbergen, wo er sich, wie bereits erwähnt, mit dem Herero Andreas vereinigte, sowie mit Hendrik Brandt und Gorub, die ihm mit modernen Gewehren bewaffnete Banden von ansehnlicher Stärke zuführten. Dadurch war Elias leider nur allzusehr instand gesetzt worden, hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Nachdem es so gelungen war, das weite Gebiet des Nordbethanierlandes zu säubern und den Gegner vollständig aus demselben zu drängen, wurden die weiteren Operationen gegen diesen Gegner in den Achabbergen dem Major Meister allein übertragen, und ihm zur Lösung seiner nicht leichten Aufgabe noch die Abteilung Maercker, sowie die 4. Kompagnie des 2. Feldregiments zugewiesen, während der Major v. Estorff, dem die Truppen des Majors v. Lengerke unterstellt wurden, den Auftrag erhielt, das östliche Namaland von Hendriks Banden zu befreien. Diese hatten sich wieder in höchst unliebsamer Weise durch zahlreiche Viehdiebstähle bemerkbar gemacht, so durch die Räuberei bei Spitzkopp, östlich Keetmannshoop, wo ihnen am 31. August zweihundert Ochsen und mehr als tausend Stück Kleinvieh in die Hände gefallen waren.

Leider mußte wieder eine geraume Zeit vergehen, ehe die Truppen an ihren Bestimmungsorten, von denen aus der umfassende Angriff angesetzt werden sollte, angekommen waren, nämlich bei

Hasuur die Abteilung Lengerke, bei

Fahlgras die Abteilung Bentivegni und bei

Gochas die Truppen des Hauptmanns Moraht, während der nördliche Teil des Bezirkes Ost-Namaland die Abteilung Hornhardt zu besetzen hatte. Aminuis behielt seine bisherige Besatzung, nämlich die 4. Kompagnie des 1. Feldregiments, zu der die halbe 4. Batterie getreten war.

Sofort, nachdem der Hauptmann Moraht am Auob eingetroffen war, hatte er von der 5. Batterie in Gochas die Meldung erhalten, daß eine starke Bande Hottentotten bei der sich Hendrik und Simon Kopper befanden, bei Aubes in den Dünen sitze. Unverzüglich war er gegen diese

aufgebrochen, nachdem auch noch vom Major Estorff, der die gleiche Meldung erhalten hatte, der Befehl zum Angriff ergangen war.

Am frühen Morgen des 29. September gelang es dem Hauptmann Moraht mit der 1. und 3. Kompagnie des 2. Feldregiments und einer halben 5. Batterie von Gochas her den ruhenden Gegner bei Aubes von zwei Seiten überraschend anzugreifen, und es gewann zunächst den Anschein, als würden die Hottentotten gründlich geschlagen werden. Doch bald änderte sich leider die Lage. Sie erhielten erhebliche Verstärkungen von den zahlreichen in den Dünen verstreut liegenden Orlogleuten und schon nach kurzer Zeit sah sich der Hauptmann genötigt, vor der Übermacht zurückzugehen. Im heftigen Feuer mußte er bei der Rückwärtsbewegung eine quer zur Marschrichtung liegende Düne überschreiten und hierbei fielen in kürzester Zeit acht Zugtiere eines Geschützes. Unmöglich war es, unter dem Hagel der feindlichen Geschosse neue Tiere einzuspannen, und so mußte, damit größere Verluste vermieden wurden, die Lafette liegen bleiben! Das Geschütz fiel in die Hände der siegestrunkenen Hottentotten!

Kaum hatte der Major v. Estorff die Meldung von dem unglücklichen Gefechte erhalten, das als Opfer zwölf Verwundete gefordert hatte, da befahl er sofort dem Hauptmann, im Verein mit der von Persip schleunigst vorgehenden Abteilung Lengerke, den Gegner unverzüglich nochmals anzugreifen und ihm das Geschütz, koste es, was es wolle, wieder abzunehmen.

Aber ehe dieser Befehl zur Ausführung gelangen konnte, waren die Hottentotten mit demselben verschwunden.

Wenn nun auch das Rohr, das die Eingeborenen, als zu schwer, um es mitzunehmen, vergraben hatten, später wiedergefunden wurde, und auch die Lafette, die sie als Karre benutzt hatten, wieder in unsere Hände gekommen ist, das Geschütz war doch der Truppe genommen worden, ohne daß die Reiter bei ihrem Geschütz bis zum letzten Mann ausgeharrt hatten!

Das Geschehene war unendlich zu bedauern!

Eine Verfolgung der in die Kalahari abziehenden Hottentotten, — Hendrik war nach Süden, Simon Kopper nach Osten zurückgewichen, — erschien dem Major v. Estorff, der aus seinen früheren Operationen die Schwierigkeiten einer solchen Bewegung richtig beurteilen konnte, unmöglich. Er beschloß daher, dem Gegner die Wasserstellen in ganz energischer Weise zu sperren und alsbald traf er auch hierzu die erforderlichen Anordnungen.

Schon nach kurzer Zeit zeigte sich, wie richtig und wirksam diese Maßnahmen waren, denn vom Durste gequält, unternahmen die Hottentotten verzweifelte Vorstöße gegen diese Stellen. Doch erfolgreich wurden alle von den stets bereiten und gut verschanzten Reitern abgewiesen, die tatkräftig nach jedem abgeschlagenen Angriffe die Verfolgung aufnahmen.

In welche große Bedrängnis die Hottentotten durch diese Maßnahmen gekommen waren, das beweist ein Brief Hendriks vom 19. Oktober, in dem der „einst so stolze Kapitän den Major v. Lengerke flehentlich um Wasser für seine verdurstenden Weiber und Kinder bat."

Die Bitte mußte natürlich abgelehnt werden, da Hendrik selbst sich nicht ergeben wollte, und die Erfüllung derselben auch den Kriegern zustatten gekommen wäre. Doch führten die weichherzigen deutschen Reiter den Befehl nicht so scharf aus. Sie gaben den unter den furchtbarsten Qualen des Durstes leidenden, elenden Frauen und Kindern zu trinken, ehe diese wieder hinaus in die wasserlose Einöde getrieben wurden. Seinen letzten Wagen mußte Hendrik Witboi bei seinem Rückzuge stehen lassen; allein zur Waffenstreckung war der ebenso zähe als stolze Hottentottenhäuptling noch nicht zu bewegen.

Er zog zunächst in südöstlicher Richtung über Anninus auf Kiriis-Ost ab. Sein Angriff, den er auf diese Signalstation am 24. Oktober richtete, wurde aber erfolgreich abgewiesen und nachdem es auch am 22. Oktober dem Hauptmann Bech gelungen war, Hans Hendrik bei Anninus zu schlagen, schob Hendrik Witboi fast seine sämtlichen Weiber und Kinder zu den Deutschen ab, ging

aber selbst mit seinen Kriegern wieder in nordwestlicher Richtung zurück, auf Fahlgras zu.

Hier aber ereilte ihn nach einem Angriff auf einen Proviantwagen der 3. Batterie am 29. Oktober 1905 sein Geschick.

Sobald nämlich Oberleutnant Stage, der mit der halben 3. Batterie in Fahlgras lag, von diesem Überfalle Kenntnis erhalten hatte, war er mit allen Leuten, die er im Augenblicke zusammenraffen konnte, unbekümmert um die Stärke der Hottentotten, sofort dem Kampfplatze zugeeilt. Doch der Gegner war des Kampfes müde. Er nahm den Angriff nicht an, sondern stob in wilder Flucht davon, noch ehe der Oberleutnant mit seinen Reitern herangekommen war. Aber ihr Versuch, dem Strafgericht zu entwischen, war diesmal vergeblich. In schnellster Gangart nahm der schneidige Führer mit allen Berittenen die Verfolgung auf, die, mit frischen Pferden diesmal ausgeführt, die Reiter schnell an den Gegner heranbrachte. Nirgends aber hielt dieser dem ungestümen Angreifer stand und gab schleunigst alle Stellungen auf, ehe die ihn rechts und links umfassenden Reiter auf entscheidende Entfernung herangekommen waren. Hierbei erlitten die Hottentotten aber durch das zum Teil von galoppierenden Pferden auf ihn abgegebene Feuer schwere Verluste und bald waren nur noch einzelne, versprengte Witbois, die nach allen Seiten auseinander geflohen waren, zu erblicken.

Doch auch die Kräfte der Pferde unserer Reiter begannen allmählich zu schwinden. Nach einer etwa zwei und eine halbe Stunde dauernden rastlosen Verfolgung waren die Tiere der Verfolger vollständig ausgepumpt. Sie versagten und wohl oder übel mußte der junge, tatkräftige Führer von dem weiteren Nachjagen Abstand nehmen. „Dieses Gefecht war," so lautete das anerkennende Zeugnis des streng urteilenden Majors v. Estorff, „ein schönes Beispiel von Unternehmungsgeist und Entschlossenheit des Führers und der Mannschaft," und wenn der Erfolg dieser prächtigen Tat schon an und für sich ein recht schöner war, so brachte das rücksichtslose, todesmutige Wagen der wackeren Schar noch einen ganz besonderen Siegespreis, der

für den weiteren Kampf von nicht zu unterschätzender Bedeutung wurde. Hendrik Witboi, der achtzigjährige, nimmermüde Führer der Witbois, er war nicht mehr! Durch einen Schuß in beide Oberschenkel schwer verwundet war er von seinen Getreuen noch auf sein Pferd gehoben und schleunigst vom Kampfplatze fortgeführt worden. Aber wenige Stunden später hatte der Tod seinem vielbewegten, unsteten Leben ein Ziel gesetzt. Sterbend ermahnte er seine Leute, Frieden zu schließen: „Es ist genug; mit mir ist es vorbei, die Kinder sollen jetzt Ruhe haben."

„Damit," so sagt der Bericht des Generalstabes, „schied der Mann aus der Reihe unserer Gegner aus, der der jungen Kolonialmacht des Deutschen Reiches am meisten von allen zu schaffen gemacht hatte, der Mann, der einst von einem großen, unabhängigen Hottentottenreich geträumt hatte, der sich dann jahrelang in der Gunst der deutschen Regierung gesonnt hatte, um schließlich doch hinterrücks die so oft beteuerte Treue zu brechen. Die Seele des Hottentottenaufstandes war nicht mehr. Ein schneller Soldatentod hatte den Kapitän, dessen kriegerische Eigenschaften auch seinen Gegnern Achtung abzwangen, vor dem ihm drohenden schimpflichen Ende bewahrt."

Gar mannigfaltige Beurteilungen hat Hendrik Witboi, der für seine treuen Dienste während des Hererofeldzuges das Militär-Verdienstkreuz erhalten hatte, erfahren, doch dürfte unter allen diejenige des früheren Gouverneurs Leutwein, der länger als elf Jahre im Guten und Bösen, im Frieden und Kriege mit ihm zu tun gehabt hatte und „der ihn kennt, wie kein anderer Deutscher," die zutreffendste sein. Derselbe schreibt in der „Gegenwart" über diesen eigenartigen, ohne Zweifel bedeutendsten Hottentottenführer in folgender ausführlichen Weise:

„So bist du also dahin, mein alter Freund Witboi, der du mir so viele schwere Stunden, aber auch manche Freude bereitet hast, der du dem deutschen Vaterlande vielen Schaden verursacht, aber auch vielen Nutzen gebracht hast. Du bist zwar schon oft totgesagt worden und immer wieder aufgestanden, aber diesmal scheinst du doch wirklich tot

zu ſein. Lebe wohl, du Mann mit den zwei Seelen in der Bruſt. Möge dir die Erde leicht ſein! Ich freue mich, daß du noch einen ehrlichen Soldatentod gefunden haſt und ſo dem Galgen entgangen biſt, der dir, hätten wir dich in die Hände bekommen, ſicher geweſen ſein würde. Leider aber würden wir dich wohl nicht bekommen haben. Denn im Fortlaufen warſt du ebenſo geſchickt, wie im Standhalten und der Durchführung von Gefechten.

Dies waren ungefähr meine Gedanken, als die Zeitungen die Kunde von dem Tode Hendrik Witbois brachten. Als das deutſche Reich in den Jahren 1884 bis 1890 Hand auf das heutige ſüdweſtafrikaniſche Schutzgebiet legte, kümmerte ſich Witboi nicht das Geringſte um dieſe Tatſache. Er hauſte im Schutzgebiete, als ob es ein deutſches Reich überhaupt nicht gäbe. Die erſchreckt unter die Fittiche des letzteren flüchtenden Stämme mußten auch ferner ſeine ſchwere Hand fühlen, ſo 1888 die Feldſchuhträger, 1889 die Hoachanas-Hottentotten, endlich die Hereros von 1884 bis 1892. Der machtloſe deutſche Reichskommiſſar ſah dem ohnmächtig zu und konnte nur bitten und ermahnen.

Dieſe Ohnmacht imponierte Witboi erſt recht nicht, er lehnte ſeinerſeits jedes Anerbieten auf Annahme der deutſchen Schutzherrſchaft ab und ſchrieb an den Oberhäuptling der Hereros, der dies getan, einen hochmütigen, aber von ganz guter Logik zeugenden Brief. Als Witboi aber dann merkte, daß das deutſche Reich aus ſeiner Zurückhaltung herauszutreten ſchien, indem es ſeine Schutztruppe in Südweſt-Afrika auf eine achtungsgebietende Höhe brachte, vertrug ſich der Kapitän rechtzeitig mit den Hereros, um uns jeden Anlaß zum Eingreifen zu nehmen. Dies geſchah im Jahre 1892. Wir griffen indeſſen doch ein und nahmen im April 1893 mittelſt Überfall den von Witboi okupierten Platz Hornkranz. Da der Kapitän auf dieſen Angriff nicht vorbereitet geweſen war, ſo waren ſeine Verluſte beträchtlich, weniger an waffenfähigen Männern, welche ſich rechtzeitig hatten in Sicherheit bringen können, als an für ihn unerſetzbaren Kriegsvorräten.

Indeſſen ſtarke Charaktere pflegen ſich im Unglück am größten zu zeigen. So auch Witboi. Bereits einen Tag

nach dem Überfall von Hornkranz sandte er Abteilungen zum Pferderaub nach den Auasbergen und dem unteren Kuiseb, ferner zur Verfolgung einer deutschen Expedition unter Dr. Hartmann in das Namaland, zu einer Botschaft an den Rest seines Stammes nach Gibeon, um diesen gleichfalls nach Hornkranz heranzuführen und endlich zu einer solchen an den Bastardkapitän von Rehoboth mit der Alternative ‚ob für oder wider mich'. In der Tat, es wäre wünschenswert, daß jeder General nach einer erlittenen Niederlage eine derartige Umsicht an den Tag zu legen vermöchte. An den Führer der deutschen Truppe aber, den Major v. François, richtete der Kapitän einen Brief, der von noch ungeschwächter Tatkraft zeugte. Es hieß darin unter anderem:

‚Nennst du das Krieg? Schicke mir Munition, und ich will dir zeigen, was Krieg ist.'

Diesen Überfall von Hornkranz, ohne vorherige Kriegsansage, hat später Hendrik Witboi nur schwer vergessen können. Für jetzt aber raffte er sich zum entschlossenen Widerstande auf, den er $1\,^1/_2$ Jahr lang durchzuführen verstand. Das Ende dieses wechselvollen Kampfes herbeizuführen, war mir beschieden. Aber nicht mit einer Niederlage bis zur Vernichtung hat er geendigt, vielmehr habe ich nach einem dreiwöchentlichen schweren Schlußkampfe im Naukluftgebirge dem Kapitän eine goldene Brücke gebaut, so groß und so breit ich es nur vermochte. Nicht aus Sentimentalität ist dies geschehen, sondern weil ich eingesehen hatte, daß mit den zur Zeit vorhandenen Mitteln eine der Vernichtung gleichende Unterwerfung des Kapitäns nicht zu erreichen war, und weil es mir daher besser erschien, nun wenigstens seine Freundschaft für unsere Sache zu gewinnen. Denn trotz aller seiner Niederlagen, welche übrigens in dem schwierigen Gebirgsgelände uns mehr Verluste gebracht hatten, als ihm — auf unserer Seite in dem letzten Feldzuge allein etwa 27 % der Stärke — war der Kapitän als Feind noch zu achten, als Freund dagegen zu schätzen.

Das Jahr 1905 hat den einen großen Erfolg gezeitigt, daß bei einem seiner Transportüberfälle den Kapitän schließlich die tötliche Kugel erreicht hat. Es muß dies eine verirrte

Kugel gewesen sein. Denn daß sie in der vordersten Linie, der angreifenden Abteilung etwa beim ‚heldenmütigen Ansturm' getroffen hat, erscheint bei des Kapitäns und seines Volkes Geflogenheiten so gut wie ausgeschlossen. Die Verwundung bestand nach Meldung des treugebliebenen Kapitän Goliath von Bersaba in einem Schuß in den Oberschenkel. Sie brauchte daher nicht unbedingt tötlich zu sein, falls sofort eine antiseptische Behandlung unter ärztlicher Aufsicht eingetreten wäre. Indessen, solche Mittel besitzen die Eingeborenen natürlich nicht. Sie pflegen ihre Wunden mit irgend einem unsauberen Lappen zu verbinden, so daß leicht Brand hinzutritt. Nehmen wir dazu noch die Transportschwierigkeiten, da vielleicht nicht einmal ein Ochsenwagen zur Verfügung stand, so ist klar, daß bei dem alten 80 jährigen Manne die Verwundung einen andern Ausgang nicht hat nehmen können.

Hendrik Witboi war von kleiner Statur und daher keine imponierende Erscheinung, aber er imponierte bei näherer Bekanntschaft doch durch seine auf unbeugsame Willensstärke gegründete Ruhe und Festigkeit. Langsam und sicher war seine Rede, kein unüberlegtes Wort kam aus seinem Munde. ‚Hei is en diegen Kerl' (er ist ein tüchtiger Kerl), sagte einst bewundernd ein alter Afrikaner zu dem Bezirksamtmann von Gibeon. Sein äußeres Auftreten war bescheiden. Aber es war die Bescheidenheit des selbstbewußten Mannes. Ihm lag sowohl das Kriechende, wie das protzenhaft sich Überhebende der gewöhnlichen Hottentottenseele fern. Auch seine Gesichtszüge waren feiner und einnehmender, als sie sonst bei Hottentotten zu sein pflegen. Aber nicht nur jene zu einem geborenen Herrscher gehörigen Charaktereigenschaften hatten dem kleinen Kapitän eine unbedingte Autorität über sein Volk verschafft, sondern auch das religiöse Moment. Er, wie sein ganzer Stamm hatten das Christentum angenommen, innerhalb dessen der Kapitän eine Art Mahdirolle in sich fühlte. Während der langen Kriegszeit gegen die Hereros, in welcher der Stamm ohne Missionar war, hat er stets für Abhaltung regelmäßigen Gottesdienstes gesorgt. Sein Volk verehrte in ihm daher nicht nur den weltlichen, sondern auch den geistlichen Herr-

ſcher, wie auch bei ſeinem letzten Aufſtand religiöſe Beweggründe mitgewirkt haben. Seine Briefe, die er während der Naukluftfeldzüge zahlreich mit mir gewechſelt hat, ſtrotzen von religiöſen Anklängen. So ſchrieb er mir z. B. im Auguſt 1894:

‚Du ſagſt, es ſei eine Sünde, daß ich mich dem deutſchen Kaiſer nicht unterwerfe. Darauf antworte ich ſo. Ich habe den deutſchen Kaiſer in meinem Leben noch nicht geſehen und er hat mich in ſeinem Leben auch noch nicht geſehen. Darum habe ich ihn auch noch nicht beleidigt mit Worten und Werken. Gott hat uns als verſchiedene Königreiche in die Welt geſetzt uſw.‘

Wie man ſieht, an Logik und Selbſtbewußtſein läßt es der Kapitän nicht fehlen. Ein weiteres Moment geht noch aus dieſem Briefe hervor, nämlich daß Witboi ſich der ſtaatsrechtlichen Seite der Sache gegenüber völlig die Augen verſchließt. Ich hatte ihm klar zu machen verſucht, daß es ſich lediglich um die Frage handele, wer Herr im Namalande ſein ſolle, der deutſche Kaiſer oder er, der Kapitän. Dieſer Frage weicht der letztere aus, er ſpielt vielmehr die Sache auf das rein perſönliche Gebiet hinüber. In dieſer allgemein vorhandenen Neigung der Eingeborenen, an Stelle der Sache die Perſon zu ſetzen, liegt vielfach der Schlüſſel zu ihrem politiſchen Verhalten.

Nachdem Witboi einmal für uns gewonnen war, hat er zehn Jahre lang in Gibeon ſein Volk in Frieden regiert, in Kriegszeiten aber ſtets auf unſerer Seite geſtanden. Als Beweis für ſeine ſittlichen Anſchauungen führe ich an, daß die Geburt illegitimer Kinder unter ſeinen Leuten ſtets die Prügelſtrafe für beide Eltern zur Folge hatte, zugleich mit nachfolgender Zwangsheirat, falls beide noch frei waren. Einmal war der Kapitän ſogar in der unangenehmen Lage, dieſe Strafe an ſeinen beiden unverheirateten Töchtern vollziehen zu müſſen. Von dieſer löblichen Geflogenheit ließ er indeſſen ab, als die Anweſenheit einer deutſchen Garniſon in Gibeon zur Folge hatte, daß zuweilen der Vater eines illegitimen Kindes ſeiner Jurisdiktion nicht unterſtand. Da hielt er es für Unrecht, lediglich einen Teil zu beſtrafen.

Offizierhaus bei Kubub mit „feldmäßigen Mitteln" erbaut.
(Nach einer Photographie von Hauptmann Bayer.)

Farmhaus (Kalkfontein).
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

ihm dies mit, damit die Friedensverhandlungen nicht gestört würden. Als dann der Kapitän eine Pause in der Erzählung machte, fragte ich ihn, was nun geschehen sei: ‚Nun ich habe die Ochsen geholt, sie waren auch recht fett,‘ meinte er, indem über seine sonst so ernsten Züge ein freundliches Lächeln flog.

Als im Oktober 1903 der Bondelzwartsaufstand ausbrach, war Witboi wieder als erster auf dem Platze auf unserer Seite. Die in Keetmannshoop stehende Feldkompagnie war gegen die Aufrührer abmarschiert und die von Windhuk in Anmarsch befindliche Feldtruppe noch nicht eingetroffen. Keetmannshoop, die deutsche Hauptstadt des Südens, war daher von Truppen völlig entblößt. Da erschienen 80 wohlbewaffnete Witbois unter dem Unterkapitän Samuel Isaak, sowie unter der Oberleitung des damals in Gibeon stationierten Oberleutnants Graf von Kageneck. Wie von einem Alpdruck befreit, atmeten die Bewohner Keetmannshoops auf. Das erste Gefecht gegen die Aufständischen wurde dann in der Folge durch die eine Kompagnie aus Keetmannshoop in Gemeinschaft mit den Witbois durchgefochten, für die letzteren mit einem Verlust von sechs Pferden, welche den Reitern unter dem Leibe erschossen wurden, darunter dasjenige des Oberleutnants von Kageneck.

Wie bereits angedeutet, beruht die Treue der Eingeborenen mehr in der Treue zur Person, wie zu einer Sache. Und diese Treue empfand der Kapitän in erster Linie zu seinem Bezirksamtmann von Burgsdorff. Sie zu beweisen gab der Bondelzwartskrieg jetzt dem Kapitän erneut Gelegenheit. Von Burgsdorff war bei Beginn des Krieges zunächst behufs Erledigung von Verwaltungsangelegenheiten in Gibeon zurück geblieben, infolgedessen der Kapitän für seine Person auch. Als sie dann den gemeinsamen Abmarsch beschlossen hatten, war vereinbart, daß der Kapitän, der damals mit seiner Gesundheit nicht in Ordnung war, auf dem Wagen des Bezirksamtmannes vorausfahren sollte. Als dann der letztere sein Pferd besteigen wollte, um nachzureiten, bemerkte er unter dem versammelten Volke zu seinem Erstaunen den alten Kapitän.

Der letztere erklärte auf Befragen diese Tatsache mit den Worten: ‚Ich muß da sein, wo mein Sohn ist, ich muß aufpassen. Denn ich will meinen Herrn wieder in sein Haus gesund zurückbringen, darum bin ich hier.‘

Während die vorausgesandten 80 Witbois am Orangefluß fochten, begaben sich der Bezirksamtmann und der Kapitän mit zwei Weißen und weiteren 40 Witboireitern nach den Karrasbergen, wo eine Abzweigung der Bondelzwarts wohnte, um diese in Ruhe zu halten. Auf die Kunde, daß die Witbois wieder auf unserer Seite seien, hatten auch sämtliche übrigen Kapitäne des Namalandes sich mit so viel Hilfsvölkern bei von Burgsdorff eingefunden, daß es mir schließlich sogar zu viel wurde. Ich setzte eine bestimmte Grenze fest, der Überschuß wurde entlassen. Aus den Karrasbergen unterhielt dann Herr von Burgsdorff eine lebhafte Korrespondenz mit seiner in Gibeon zurückgebliebenen Frau, in welche mir freundlichst Einblick gewährt worden ist. Darunter finden sich folgende Stellen! ‚Der alte Witboi ist rührend; ohne daß ich es merken soll, stellt er anscheinend immer heimlich einen Posten auf zu meinem Schutze.‘ Ferner in einem späteren Briefe: ‚Unser alter Witboi ist rührend und riesig frisch‘.

Am 11. November 1904 hatte dann von Burgsdorff mit den bei ihm befindlichen Eingeborenen ein Gefecht gegen eine Abteilung Bondelzwarts, welche in die Karrasberge dringen wollte. Es war dies das einzige Gefecht im Schutzgebiete, in welchem auch auf unserer Seite nur Eingeborene gekämpft haben. Drei der letzteren fielen, darunter der Neffe des Kapitän Witboi. Über dies Gefecht schreibt Herr von Burgsdorff: ‚Mein Gefecht war tüchtig heiß. Der alte Witboi ist ein großartiger Mann. Ich fahre gleich fort mit dem alten Witboi, wie gewöhnlich, auf einer Karre.‘

Und diesen selbigen Herrn von Burgsdorff haben die Witbois ein Jahr später meuchlings erschossen, als er zum Kapitän reiten wollte, um ihn von dem geplanten Aufstande abzubringen. Ich sage mit Absicht ‚die Witbois‘, denn daß der Kapitän den direkten Befehl zu dem Morde

gegeben, ist möglich, aber nicht erwiesen. Vielmehr ist auch denkbar, daß die Kriegspartei unter den Witbois das Zusammentreffen zwischen Herrn von Burgsdorff und dem Kapitän hindern wollte, weil sie davon eine Störung ihrer Pläne befürchtete. Auch Frau von Burgsdorff, welche ich hierwegen gefragt habe, ist dieser Ansicht. Wie dem auch sei, verantwortlich bleibt der Kapitän für diesen Tod ebenso, wie für die Ermordung der in seinem Lande wohnenden Weißen bei Beginn des Aufstandes. Denn bei seiner Autorität hätte er beides verhindern können, hätte er den Willen hierzu ernstlich gehabt. Und darum nannte ich ihn ‚den Mann mit den zwei Seelen in der Brust'. Die eine Seele war die christliche und anständige, die er während seiner zehnjährigen Friedenszeit unter unserer Herrschaft gezeigt hatte, Leben und Eigentum der Weißen war damals in keinem Teile des Schutzgebietes sicherer, als in seinem Lande. Die andere Seele Witbois war die grausame und fanatische Hottentottenseele, welche bei Beginn des Aufstandes wieder zum Vorschein gekommen ist.

Die Frage, ob Witboi den Aufstand von langer Hand geplant hat, ist unbedingt zu verneinen. Andernfalls würde ihm der Beginn des Herero-Aufstandes eine bessere Gelegenheit hierzu gegeben haben. Damals war noch nicht einmal der Bondelzwarts-Aufstand niedergeschlagen, während die uns zur Verfügung stehende Truppenmacht aus 500 Mann, darunter über die Hälfte Eingeborene, bestand. Unter meinem direkten Befehl im Lager von Kalkfontein standen am 27. Januar 1904 in der Kaiserparade, mithin 14 Tage nach dem bereits ausgebrochenen Herero-Aufstande, etwas über 200 Mann, darunter knapp 100 Weiße, die Eingeborenen aus sämtlichen Stämmen zusammengesetzt, meist Witbois.

Hätte der Kapitän Witboi falsch an uns handeln wollen, so war damals die richtige Gelegenheit. Gerüchte von dem ausgebrochenen Herero-Aufstand durchschwirrten längst die Luft, die wirkliche Tatsache war jedoch auf heliographischem Wege nur mir und meinen Offizieren bekannt geworden, und wir hielten sie zurück. Nur dem Kapitän Witboi teilte ich in einem vertraulichen Gespräch den Sachverhalt mit

der Begründung mit, daß ich zu ihm allein Vertrauen hätte. Der Kapitän, welchem das persönlich gute Verhältnis zwischen dem Oberhäuptling der Herero und mir bekannt war, erwiderte: ‚Da ist der Samuel nicht mit beteiligt, das sind seine jungen Leute, die ihn getrieben haben.‘ Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fügte er hinzu: ‚Der Gouverneur hat es doch schwer, so von dem einen Kriegsschauplatz auf den andern gehen zu müssen, aber ich werde dem Gouverneur helfen, ich werde meine Leute auch gegen die Herero schicken.‘

Der Kapitän half mir dann die Bondelzwarts zu entwaffnen. Diese, obwohl noch nicht genügend geschlagen, gaben unter seinem Einfluß 289 Gewehre ab, an welch' letztere der Kapitän später nach seinem eigenen Aufstand vielleicht manchmal mit Sehnsucht gedacht hat. Ich kehrte dann über See auf den nördlichen Kriegsschauplatz zurück. Vier Wochen nach meiner Ankunft daselbst erschienen wieder 80 Witbois, um auf unserer Seite gegen die Hereros zu kämpfen.

Die Gründe, welche den Kapitän dann doch zum Aufstande getrieben haben, werden wohl jetzt nach seinem Tode nie völlig klar gestellt werden können. Sein damaliges Tun kam um so unerwarteter, als noch etwa 80 seiner Leute auf unserer Seite gegen die Hereros im Felde standen. Auch in letzterer Tatsache liegt ein Beweis, daß der Aufstand nicht von lange geplant gewesen sein konnte. Denn es wäre dem Kapitän ein leichtes gewesen, seine Leute rechtzeitig zu benachrichtigen, und diesen nicht minder schwer, mit Pferden, Gewehren und Munition auszureißen. Hatten dies doch schon einige Wochen vorher 16 Witbois, welche sich schlecht behandelt glaubten, fertig gebracht. Einen Brief, den ich an den Kapitän schrieb, um ihn über die Gründe seines Abfalls zu befragen, beantwortete er mit unverständlichen Phrasen. Er sagte z. B.: ‚Ich habe Ihren Brief vom 1. Oktober gelesen und gehört und will Ihre erste Frage nach der Ursache (des Aufstandes) beantworten. Die Ursache liegt weit zurück. Sie haben mir gesagt, daß sie den Brief an Hermanns van Wyk gelesen haben, so haben Sie gesehen, wovon mein Herz voll ist. Wie Sie

in Ihrem Briefe schreiben, habe ich zehn Jahre in Ihrem Gesetz, hinter Ihrem Gesetz und unter Ihrem Gesetz gestanden. Und nicht ich allein, sondern alle Häuptlinge von Afrika. So fürchte ich Gott, den Vater. Die große Rechenschaft, welche ich vor Gott dem Vater zu geben habe, der im Himmel ist, ist sehr groß. So hat Gott unsere Tränen und Bitten und Seufzen gehört und uns erlöst. Denn ich warte auf ihn und flehe zu ihm, damit er unsere Tränen trocknet und uns erlöst zu seiner Zeit. So hat jetzt Gott aus dem Himmel unseren Vertrag gebrochen usw.'

Der Bote, ein Bastard, gab dagegen nach seiner Rückkehr folgendes zu Protokoll:

‚Als ich nach Narris, unweit von Rietmond kam, legten sich mir sechs Witbois schußfertig vor. Als ich ihnen zurief, ich sei ein Bote, antworteten sie, die Zeit für Boten sei nicht mehr da, jetzt würde alles erschossen. Die Leute rieten mir dann, nicht durch die Werfte, sondern direkt zum Kapitän nach Rietmond zu gehen. Unterwegs traf ich einen Feldkornet, welcher mir einen berittenen Mann mitgab, mit der Weisung, mich zum Kapitän zu bringen. Kapitän Witboi wohnt, wie bisher, in seinem Hause in Rietmond. Bei dem Hause standen zahlreiche Bewaffnete. Dem Kapitän gab ich sofort meinen Brief, er las ihn und fragte mich dann, ob mich der Gouverneur persönlich geschickt hätte. Nachdem ich dies bejaht hatte, erklärte der Kapitän, er werde mit mir nicht weiter verhandeln, sondern nur eine Antwort schreiben: ‚Weshalb bringst du mir noch einen Brief von meinem Feinde?' Dann fügte er ferner hinzu: ‚Das Schicksal meiner bei den Deutschen gefangenen Leute ist mir ganz gleichgültig, ich habe von Gott eine andere Arbeit empfangen.' Hierauf wies er mir ein Unterkommen an und sprach dann die drei Tage, die ich noch da war, weiter nichts mehr mit mir. Dann fragte ich auch Daniel Isaak um die Gründe des Aufstandes. Dieser erwiderte, es sei alles von oben gekommen, d. h. von Gott. Die Haupttriebfeder hierzu ist ein Kaffer aus der Kapkolonie, welcher sich für einen Propheten ausgibt. Dieser befindet sich in Rietmond und sagte mir bei einer Unterredung, er würde 30 Witbois salben und dann mit diesen alle Deutschen aus

dem Lande jagen. Anscheinend glaubt der Kapitän an eine solche Verheißung, denn es ist bei den Witbois nicht das geringste zur Befestigung ihrer Stellung geschehen. Auch werden keine Sicherheitsposten ausgestellt, dagegen viele Patrouillen gesendet. Der Kapitän sagte mir noch beim Abschied, wenn er es mit dem Gouverneur allein zu tun hätte, so wäre es nicht so weit gekommen. Weiter wolle er mir nichts sagen, da es jetzt mit der Freundschaft zwischen ihm und dem Gouverneur doch vorbei sei.'

An den Kapitän der Bastards in Rehoboth hatte ferner Witboi folgendes geschrieben:

‚Ich sende dir diesen Brief und mache dir bekannt, wie du weißt, habe ich lange Zeit unter dem Gesetz und in dem Gesetz und hinter dem Gesetz gelaufen und wir alle mit Gehorsamkeit. Aber mit der Hoffnung und der Erwartung, daß Gott der Vater zu seiner Zeit es wird beschicken, um uns zu erlösen aus der Mühseligkeit dieser Welt, denn so weit habe ich mit Frieden und Geduld getragen und alles, was auf mein Herz drückt, vorübergehen lassen, weil ich auf den Herrn hoffe. Doch ich werde Euer Edlen nicht viele Worte schreiben und so sage ich euch, als ihr den Brief leset, müßt ihr wissen, daß ihr das gleiche tut wie wir.

Ich hoffe, daß Ihr meinen Brief werdet gut verstehen. Weiter sage ich euch, daß ich jetzt meinen Standpunkt verlassen habe. Das ist der Hauptpunkt und daß ich jetzt ans Ende gekommen bin.

Ich werde auch an Hauptmann Burgsdorff einen Brief geben und sagen, daß ich jetzt wie eine Feder bin. Ich habe auch allen anderen Häuptlingen bekannt gemacht, was die Zeit nun geworden ist.'

Briefe gleichen Inhalts hat Witboi mithin an alle Kapitäne des Namalandes gerichtet. Auch aus diesen Briefen geht eine völlige Klarheit nicht hervor. Sie beweisen nur, daß der Kapitän, welcher sich in dem Verkehr mit mir stets als ein klar denkender, vernünftiger Mensch gezeigt hatte, plötzlich wieder in seine mystisch-religiösen Anschauungen zurückgefallen war. Die Veranlassung hierzu scheint ein Prophet aus der Kapkolonie,

welcher sich der äthiopischen Kirche zurechnete, gegeben zu haben. Die genannte Kirche hat, im Gegensatz zu der durch Weiße geleiteten Missionskirche, den Grundsatz: ‚Afrika für die Schwarzen' auf ihre Fahne geschrieben. Sie will die Eingeborenen auch in religiöser Beziehung von der Oberherrschaft der Weißen befreien und leitet ihren Namen von dem ersten getauften Heiden her, von dem bekannten äthiopischen Kämmerer, welchen nach der Bibel ein Apostel in dem Evangelium lesend gefunden hatte.

Der Abfall Witbois war zwar fraglos ein böser Treubruch, aber allzuviel Steine sollten wir hierwegen doch nicht auf ihn werfen. Der Kapitän hat in seinem hohen Alter ein bequemes Leben geopfert, um seine und seines Volkes Unabhängigkeit wieder herzustellen. Die infolge des Herero-Aufstandes drohende neue Zeit, welche mit der noch gebliebenen Selbständigkeit der Eingeborenenstämme aufräumen würde, war ihm nicht verborgen geblieben. Die Zeitungen und Privatgespräche hatten es ihm genug verraten. Es wurde über die Absetzung der Kapitäne und über die Entwaffnung der Stämme geredet und geschrieben. Wer will ihm verargen, wenn er diesem drohenden Unheil zuvorzukommen suchte? So lange wir den Cheruskerfürsten Armin für seinen Abfall von den Römern als Freiheitshelden preisen und ihm ein Denkmal setzen, so lange müssen wir auch Witboi mildernde Umstände zuerkennen. Dieser Gedankengang schließt aber nicht aus, daß wir nach den Gesetzen der Staatsraison hätten handeln müssen, wäre Witboi in unsere Hände gefallen. Sein Leben war verwirkt. Und darum ist die Kugel, die ihn jetzt getroffen hat, für ihn und für uns eine Erleichterung gewesen. Sie hat den Weg frei gemacht, um, wie im Jahre 1894, den Witboistamm — dieses Mal aber unter anderen Bedingungen — wieder auf den Boden des geordneten Staatswesens zurückzuführen und so dem zur Zeit drohenden, unabsehbaren Guerillakrieg ein Ende zu bereiten. Denn mit dem Sohn und Nachfolger des alten Kapitäns, Isaak Witboi, können wir unterhandeln, während dies bei dem ersteren ausgeschlossen gewesen wäre. Dazu kommt, daß in der Person des Unterkapitäns und eigent-

lichen Feldherrn der Witbois, Samuel Isaak, welcher, wohl der Namensgleichheit halber, da und dort fälschlicherweise als Nachfolger genannt wurde, ein Keil zu finden ist, welcher trennend in den Stamm hineingetrieben werden kann. Samuel Isaak war stets deutsch-freundlich gesinnt, aber seinem Herrn blind ergeben. Ob er diese Ergebenheit auch auf seinen neuen Herrn übertragen wird, steht noch dahin; hat er doch selbst einmal nach der Kapitänswürde gestrebt. Den neuen Kapitän, Isaak Witboi, kenne ich persönlich. Er macht einen finsteren, nicht unintelligenten Eindruck. Weiter ist über ihn nichts zu sagen, denn auch in den kleinen afrikanischen Verhältnissen pflegt der ‚Thronfolger' sich als ‚unbeschriebenes Blatt' zu geben.'

Die Kämpfe mit Simon Kopper.

Nach dem Gefechte bei Aubes am 29. September 1905 hatte sich Simon Kopper von Hendrik getrennt und war in die Kalahari gegangen, wo er sich vor dem Angriff der deutschen Truppen vollständig sicher wußte. Bei Aminuis war er dann mit Manasse Noroseb, dem Kapitän von Hoachanas, zusammengetroffen, der Hendrik nach den Kämpfen bei Nanibkobis ebenfalls verlassen hatte.

Das dortige Gelände bot, wie wir wissen, den Operationen der Truppen die denkbar größten Schwierigkeiten, und so hatten sich denn die Deutschen entschlossen, zunächst nur die Wasserstellen zu besetzen. So, hofften sie, würde der Gegner, der jeder Entscheidung auszuweichen suchte, am ehesten zum Kampfe zu zwingen sein, und zwar durch den Durst, zumal die Flüssigkeit spendenden Tschamas nur noch spärlich vorhanden waren.

Der Befehl über die in jener Gegend stehenden Truppen wurde dem im östlichen Hererolande befindlichen Major v. der Heyde übertragen, dem somit zur Lösung seiner Aufgabe zur Verfügung standen: in Aminuis die 4. Kompagnie und die 4. Batterie, in Aais die 9. Kompagnie, beide vom 1. Feldregiment.

Nachdem der Major v. der Heyde nun aber in Erfahrung gebracht hatte, daß sich stärkere Hottentottenbanden bei Arahoab im Nossobrevier gesammelt hatten, ging er alsbald gegen diese vor, und es gelang ihm, sie nach kurzem Kampfe am 25. Oktober nach allen Seiten auseinanderzusprengen.

Eine Verfolgung war aber nicht möglich, da die Truppen von den recht beschwerlichen Märschen zu sehr erschöpft waren und in hohem Maße unter dem Mangel an Wasser zu leiden hatten, und so mußte sich der Major entschließen, anstatt die Verfolgung aufzunehmen, umzukehren und wieder nach Awadaob zurückzugehen. Doch gab er hier dem Hauptmann v. Klitzing den Befehl, mit seiner, der 9. Kompagnie, die Gegend „nochmals gründlich abzusuchen".

Als der Hauptmann nun, in Erfüllung dieses Befehls, Nossob aufwärts auf Hoagousgais vorgegangen war, benutzte Simon Kopper diese günstige Gelegenheit, aus seinem Verstecke heraus, am 28. Oktober die Wasserstelle Awadaob, die nur mit wenigen Reitern unter Oberleutnant Graf Carmer besetzt war, mit etwa fünfzig Hottentotten überraschend anzugreifen. Doch die kleine Schar hielt dem Angriffe wacker stand, und als der von den Vorgängen sofort verständigte Hauptmann schleunigst zurückkehrte, da ließ der Gegner vom weiteren Angriffe ab und zog in südlicher Richtung davon. Doch unverzüglich folgte ihm der Hauptmann noch in der Nacht in recht energischer Weise auf Arahoab nach, wohin Simon Kopper zurückgegangen war.

Schon am Morgen des nächsten Tages, am 29. Oktober, hatte die Abteilung diese Wasserstelle erreicht, um sofort bei ihrem Eintreffen vom Talrande aus von einem weit überlegenen Feinde mit Feuer überschüttet zu werden. Glücklich gelang es dem Hauptmann v. Klitzing aber, den Angriff abzuweisen und seine Stellung bis zum Abend gegen den starken Gegner zu behaupten, der dann in östlicher Richtung, ohne die so sehr erstrebte Wasserstelle in den Händen behalten zu können, abzog, um wieder nach dem trockenen Tschamasfelde von Nugab, jenseits der Grenze, zurückzukehren.

Dieser Rückzug hat sich zu einem „Todesmarsch schlimmster Art gestaltet, auf dem viele Menschen und eine Menge Vieh verdurstet sind."

Doch auf dem englischen Gebiete fanden sie nicht das erhoffte Wasser. Alle Vleys waren ausgetrocknet, und da auch die Tschamas nur in sehr geringen Mengen noch gefunden wurden, so blieb den Hottentotten, von wahnwitzigem Durste gepeinigt, nichts anderes übrig, als nochmals zu versuchen, zu den Wasserstellen auf deutschem Gebiete zurückzukehren, und abermals war ihr Weg von den Körpern Verdursteter gekennzeichnet. Nur in beschränkter Anzahl erreichten sie Toasis, um, nachdem sie dort durch Wasser sich gestärkt hatten, weiter nach Gubuoms zu ziehen.

Als jedoch der in Aminuis befindliche Führer der 4. Batterie, der Oberleutnant v. Madai, von diesem Zuge Kenntnis erhalten hatte, brach er alsbald in der Nacht zum 1. Dezember auf und groß war seine Freude, als er die Hottentotten noch bei Gubuoms antraf. Sofort wurde zum Angriff geschritten, der Gegner nach kurzem Gefechte geworfen, sehr energisch verfolgt und hierbei gelang es den deutschen Reitern, zwei Großleute zu töten, von denen der eine der Kapitän Manasse Noroseb von Hoachanas selbst war.

Über diese Verfolgung berichtet der Oberleutnant v. Madai:

„Es entspann sich ein verzweifelter Kampf. Ganz vorn die beiden Reiter, im Halbkreis dahinter 20—25 Hottentotten, die dauernd versuchten, uns durch Feuer zum Absitzen und zur Entwicklung zu zwingen, um dadurch Zeit für ihre Großleute zu gewinnen. Ich ließ mich jedoch durch das Feuern von der Verfolgung nicht abhalten, sondern ließ das feindliche Feuer vom Pferde im Reiten erwidern. Ein Verfolger um den anderen mußte wegen Erschöpfung seines Pferdes zurückbleiben. Die übrigen feuerten vom Pferde weiter auf die Verfolgten. Plötzlich stürzte einer der Großleute, von einem Geschoß hinterrücks durchbohrt, vom Pferde. Aber die wilde Jagd ging jetzt hinter den anderen weiter. Endlich nach einstündiger Verfolgung, nachdem fast alle Hottentotten der Umgebung abgeschossen oder mit dem

Bajonett abgestochen waren, gelang es, auch den anderen Kapitän einzuholen, Reiter Weißner versetzte ihm erst einen Bajonettstich, dann machte ein Schuß seinem Leben ein Ende."

Der glänzend verlaufene Kampf hatte den tapferen Reitern keine Verluste gebracht, wohl aber lagen dreiundzwanzig Hottentotten tot auf dem Kampffelde. Es war ein glänzender Sieg gewesen und der Oberstleutnant v. Mühlenfels, dem die Abteilung v. der Heyde unterstellt war, bezeichnet das Gefecht als die schönste Waffentat, die während dieser Zeit in seinem Bezirke zu seiner Kenntnis gekommen ist und uneingeschränkte Anerkennung ließ er dem Führer der Truppe und dieser selbst zu teil werden.

Nachdem der Major v. der Heyde den Hottentotten verkündet hatte, daß er nunmehr alle Wasserstellen der Gegend sperren werde, da sah sich endlich ein großer Teil der Hottentotten veranlaßt, um Frieden zu bitten, und bald erschienen auch zweihundertundfünfzig Eingeborene, darunter siebenundzwanzig Orlogleute, bei den Deutschen, um sich zu ergeben. Doch Simon Kopper befand sich nicht unter ihnen, ebensowenig wie der Unterkapitän Dekop, der an Stelle des ersteren, der wieder auf englisches Gebiet zurückgegangen war, die Führung übernommen hatte. Dieser wollte noch keinen Frieden machen und zeigte diesen seinen Entschluß dem Major durch die Unterhändler an. Er zog sich mit seinem Anhange nach Toasis zurück, an dessen Pfanne, die vier Kilometer breit und etwa sieben Kilometer lang ist, und mehrere Wasserlöcher enthält, von der schwachen Besatzung daher nicht hinreichend gesperrt werden konnte, er neue Kräfte zu sammeln gedachte.

Doch kaum hatte der Major v. der Heyde Kenntnis hiervon erhalten, als er seine verfügbaren Truppen bei Toasis zusammenzog und am 17. Dezember mit Tagesgrauen gegen die Hottentotten vorging, die eine vorteilhafte Stellung eingenommen hatten. Es gelang ihm auch, die Gegner aus dieser und der später von ihnen eingenommenen, nach kurzem, aber heftigem Kampfe zu werfen, und sie vollständig zu zersprengen; doch der Sieg sollte nicht ohne einen schweren Verlust errungen werden. Der

Führer der 4. Kompagnie, der Hauptmann Kliefoth, ein in vielen Kämpfen wohlbewährter, alter Afrikaner hatte seinen Tod in dem siegreichen Gefechte gefunden.

Der Erfolg des Kampfes von Toasis war ein sehr bedeutender. Vom Wasser abgeschnitten, stieg die Not der Hottentotten aufs höchste; und da auch Tschamas nicht mehr zu finden waren, so stellten sich wiederum eine ganz erhebliche Zahl der Orlogleute Simon Koppers und nur etwa zwanzig Krieger zogen wieder den Durstmarsch nach Nugab zurück. Von ihnen hat man nichts wieder gehört. —

Mit Simon Kopper wurden später durch den Leutnant Nolte, der mit wenigen Begleitern auf Kamelen tief in die Kalahari eingedrungen war, noch einmal, weit südlich an der Grenze bei Knierubpan, Verhandlungen angeknüpft, doch wies er alle Aufforderungen zur Übergabe schroff zurück und erklärte, daß er alle Unterhändler töten werde, die noch einmal wagen würden, zu ihm zu kommen.

Ein zu Beginn des März 1907 von dem zum Kommandeur des Bezirks Ost-Namaland ernannten Major Pierer unternommener Vorstoß mit der 7. Kompagnie des 2. Feldregiments, zwei Maschinengewehren, der Bastardabteilung und dreißig Kamelen von Gochas nach Kowise Kolk unter gleichzeitigem Vorgehen des Hauptmanns Streitwolf unter Awahoab veranlaßte endlich den Kapitän Simon Kopper, sich zu unterwerfen. Doch ehe die übrigen Großleute versammelt waren, ohne deren Einwilligung der Kapitän nichts weiteres zugestehen wollte, verging eine so lange Zeit, daß der Major durch Mangel an Wasser gezwungen wurde, den Rückmarsch anzutreten. Diese Gelegenheit aber benutzte schleunigst der wieder zu Kräften gekommene Simon Kopper, abermals in die Kalahari zurückzugehen und sich von neuem der Macht der Deutschen zu entziehen.

Die im April nochmals unternommenen Versuche, ihn zum Kampfe zu zwingen oder seine Unterwerfung herbeizuführen, mußten aufgegeben werden, da die Vleys vollständig ausgetrocknet waren und die Tiere versagten. Nur durch Kamelreiter konnte hin und wieder Fühlung mit dem Kapitän genommen werden.

Die Kämpfe gegen Elias, Samuel Isaak, den Herero Andreas und andere Führer.

Während sich so ein Hauptakt des gewaltigen Dramas im östlichen Namalande abgespielt hatte unter der energischen Einwirkung der Majore v. Estorff, sowie v. der Heyde, war auch in den westlichen Gebieten, da wo die menschenleere, noch fast völlig unbekannte Namib beginnt, in den Achabbergen, die bisher kaum eines Weißen Fuß betreten hatte, die Entscheidung im Großen und Ganzen gefallen.

Nachdem durch ganz hervorragende Aufklärungsritte des Majors Maercker, sowie des Hauptmanns Buchholz von Nam aus, südlich um das Gebirge herum, die Gegenwart der Hottentotten in jenem Gelände festgestellt worden war, hatte sich alsbald der Major Meister entschlossen, trotz den entgegenstehenden, fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, den Gegner in seinem Verstecke anzugreifen. Dieser beabsichtigte Angriff konnte aber erst angesetzt werden, nachdem umfangreiche Vorbereitungen hierzu getroffen worden waren, die hauptsächlich in der Versorgung der Truppen mit hinreichenden Wasser gipfelten, an welchem der voraussichtliche Kampfplatz sehr arm war.

„Das Gelände", so sagt der Bericht, „in das der Befehl des Majors Meister die deutschen Abteilungen wies, die östliche Namib, ist eine weite, ebene Grassteppe, die von wasserlosen, mit Bäumen bestandenen Revieren durchzogen wird, und aus der sich zahlreiche schroffe Gebirgsstöcke von verschiedener Ausdehnung, oft 6—800 m hoch erheben. Diese Gebirge werden von zahllosen, mit Steingeröll bedeckten Schluchten durchzogen, deren Wände oft mehrere hundert Meter hoch aufsteigen.

Wasser findet sich nur in einzelnen Schluchten und Felsspalten der größeren Gebirgszüge. Die Wasserversorgung einer in der Namib operierenden Truppe ist deswegen eine sehr schwierige Frage. Sie wurde bei der Abteilung Uthmann nur durch die Bildung eines Kamelkorps für den Wassertransport gelöst. Die Unbekanntheit der ganzen Gegend und das Versagen der eingeborenen Führer zwangen

zu umfangreichen und zeitraubenden Erkundungen, deren sachgemäße und gründliche Ausführung in erster Linie dem Major Maercker, einem in Europa und Asien als Topograph vielfach bewährten Offizier, zu danken war. Die für die Unternehmung getroffenen Anordnungen fußten sämtlich auf seinen sorgsamen Erkundungen."

Dem vom Major Meister ausgegebenen Befehle gemäß, sollten die Hottentotten, die mit ihren Hauptkräften unter Elias in einem das Gebirge von Osten nach Westen durchziehenden tiefen Tale, der Haruchasschlucht, saßen, umfassend angegriffen werden, derart, daß der Major Maercker gegen dieselben von Osten her, vorgehen sollte, während die Abteilung Uthmann die westlichen Ausgänge zu sperren hatte.

Nach sehr bedeutenden Anstrengungen hatte die Abteilung Maercker am 10. September die Wasserstelle Haruchas in der Schlucht erreicht, ohne auf den Gegner gestoßen zu sein, doch war es ihr auch nicht gelungen, obwohl der unermüdliche Führer mit den noch marschfähigen Reitern zu Fuß bis zum Westausgange vorgestoßen war, die Verbindung mit der Abteilung Uthmann herzustellen. Der Major trat daher nach einer kurzen Ruhepause wieder den Rückmarsch nach dem Osteingange der Schlucht an. Auf diesem wurde die Abteilung jedoch noch in ein heftiges Gefecht mit den Hottentotten verwickelt, welche die ermatteten Mannschaften, die vom Leutnant Lorenz nachgeführt wurden, im Rücken angegriffen hatten. Zwar wurde der Angriff glücklich abgewiesen, doch trug der Offizier eine schwere Verwundung davon, während zwei Mann getötet wurden.

Erst nach Mitternacht erreichte die kleine Schar den Ausgang, wo inzwischen der zurückgebliebene Teil der Abteilung ein Biwak bezogen hatte. Nicht weniger als zweiunddreißig Stunden waren diese Reiter unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen unterwegs gewesen und während dieser Zeit noch in ein schweres, aber glückliches Gefecht verwickelt worden.

Doch nicht ohne allen Erfolg waren die Mühen gewesen, denn durch den Marsch war jeder Zweifel über

den Verbleib des Gegners geschwunden; es war festgestellt worden, daß er noch nördlich der Schlucht in den Bergen saß und dort seine Lager aufgeschlagen hatte.

Auch die Abteilung Uthmann, bei der sich der Major Meister befand, hatte auf ihrem Marsche mit nicht minder großen Schwierigkeiten, wie die Truppen des Majors Maercker, zu kämpfen gehabt. Sie waren so bedeutend gewesen, daß die Artillerie und fast die gesamten Tiere schließlich zurückgelassen werden mußten. Trotzdem aber war sie bis zu den westlichen Hängen der Achabberge vorgedrungen und an denselben nördlich hinauf, bis zu einer aus den Bergen in westlicher Richtung herausführenden Schlucht, in der der Führer, ein Eingeborener, irrtümlich die Haruchasschlucht zu erkennen vermeint hatte, während dieselbe tatsächlich noch ein erhebliches Stück weiter nach Norden zu lag.

Auch ihre Bemühungen waren vergeblich gewesen, die Verbindung mit der anderen Abteilung herzustellen, trotz Patrouillen, Funkentelegraph und Lichtfernsprecher, und so war auch sie wieder in östlicher Richtung nach ihrem Ausgangspunkte zu unverrichteter Sache zurückgegangen.

Endlich jedoch gewannen die Abteilungen am 11. September Fühlung miteinander, als eine Patrouille des Majors Maercker am Ostabhange des Gebirges auf die Truppen des Majors Uthmann getroffen war, und nunmehr wurde auf Befehl des Führers der gesamten Streitkräfte die Vereinigung beider Abteilungen am Osteingange zur Schlucht bewirkt.

Eine sofortige Fortsetzung der Operation war jedoch gänzlich unmöglich, da die Kräfte der Leute verbraucht waren und so wurde denn der allgemeine Angriff auf die noch völlig unbesorgt in ihren Werften bei Nubib sitzenden Hottentotten und Hereros vom Major Meister für den Morgen des 13. Septembers geplant.

Die Zeit, die bis zum Aufbruch verblieb, der noch am Abend des 12. September erfolgen sollte, ließ der Führer jedoch nicht ungenützt verstreichen; sie wurde dazu benutzt, um eingehende Erkundungen des voraussichtlichen Kampfgeländes vorzunehmen, auf welche sodann der Major

Oberstleutnant v. Redern.

Hauptmann v. Bosse.

Hauptmann Freih. v. Schönau-Wehr.

Oberleutnant Rückforth.

Meister seinen genaueren Angriffsplan gründete. Dieser ging im Allgemeinen darauf hinaus, den im westlichen Teile des Gebirges sitzenden Gegner von Nordosten her, durch die Abteilung Maercker angreifen zu lassen, während der Major Uthmann durch die Haruchasschlucht vorgehen sollte, um zu versuchen, die westlich aus dem Berglande herausführenden Ausgänge zu sperren.

So schwierig es nun auch war, die Artillerie bei dem bevorstehenden Kampfe durch das ungangbare Gelände hindurch in Tätigkeit zu bringen, so wollte der Führer doch auf ihre Feuerwirkung nicht verzichten und ordnete an, daß sie unter Oberleutnant v. Böttticher auf den höchsten Punkt des Passes in der Schlucht aufzustellen sei, von dem aus, wenn auch auf große Entfernung, die Hottentottenwerfte zum Teil eingesehen werden konnten. Sie sollte aber erst dann in den Kampf eingreifen, wenn der rechte Flügel der Abteilung Maercker das Gefecht begonnen hatte.

Alle Vorbereitungen waren mit der gründlichen Sorgfalt getroffen, die Truppen rechtzeitig in Marsch gesetzt worden, und ein jeder gab sich der frohen Hoffnung hin, daß die Einkreisung des Gegners gelingen, er völlig vernichtet werden würde. Und tatsächlich lagen diesmal die Verhältnisse für den Angriff unserer Truppen so günstig, wie selten, denn die Stellung des Gegners und die Wege zu ihm waren erkundet, auch war die Artilleriestellung vorher ausgesucht worden und der Feind selbst gänzlich in Unkenntnis geblieben über die Nähe seines Angreifers. So sicher fühlten sich die Hottentotten in ihren Schlupfwinkeln in den wilden Bergen, so sorglos waren sie, daß sie die Nacht, in der die Deutschen sich unheildrohend an ihr Lager mühsam heran arbeiteten in lautem Festesjubel verbrachten. „Sie feierten fröhlich Hochzeit, hatten viel geschlachtet und tanzten bis spät in die Nacht hinein."

„Wir hatten," so äußerte sich später ihr Führer Gorub, „keine Ahnung, daß der deutsche Orlog kam und glaubten auch nicht, daß die Deutschen uns hier finden würden."

Da, als der rechte Flügel der Abteilung Maercker beinahe die Stelle erreicht hatte, von der aus der umfassende Angriff seinen Anfang nehmen und der Kampf eingeleitet

werden sollte, als alles nach dem überaus gelungenen Anpirschen an den Gegner in freudiger Spannung auf den Beginn des Feuergefechts der rechten, der 2. Ersatz-Kompagnie, wartete und jedermann der Meinung war, daß „der Überfall ein großer Schlag werden würde", da dröhnte plötzlich, es war halb sieben Uhr geworden, ein Kanonenschuß durch die lautlose Stille des Morgens, und krachend fuhr eine Granate mitten in das noch völlig im Schlummer liegende Lager der Hottentotten hinein.

Wild stob der Feind in größter Verwirrung auseinander, doch der so vortrefflich angelegte und mit großem Verständnis und aufopferungsfreudiger Hingabe aller fast bis zum Gelingen durchgeführte Plan, er war mißlungen, verdorben durch die zu frühzeitige Eröffnung des Feuers der Artillerie.

Der Oberleutnant v. Böttticher, dem es gelungen war, unter Überwindung großer Schwierigkeiten, wenigstens ein Geschütz auf dem vorher erkundeten Platz der kaum zu erklimmenden Höhe zu bringen, — das zweite hatte keinen Raum mehr für die Aufstellung gefunden, — war von ein Uhr morgens an bereit, den Befehl des Majors v. Uthmann: „Das Feuer auf die Hottentotten zu eröffnen, sobald das Gewehrfeuer der Abteilung Maercker zu hören sei," zur Ausführung zu bringen.

Als sich nun aber der mit Beginn der Morgendämmerung geplante Angriff, infolge der weiten Ausholung des rechten Flügels, der zudem noch ein sehr schwieriges Gelände zu überwinden hatte, über alles Erwarten lange hinauszog, die Sonne bereits lange aufgegangen war und der Artillerieführer in fieberhafter Spannung eine lebhafte Bewegung in der Werft zu erkennen vermeinte, da glaubte er mit der Eröffnung des Feuers nicht mehr zögern zu dürfen. In der Annahme, daß in den Bergen das Gewehrfeuer auf die weite Entfernung hin in seiner Stellung nicht zu vernehmen sei, und er, mit seinem Geschütze allein auf dem abseitsliegenden Platze stehend, sich durch kein Mittel über die Lage bei der Abteilung Maercker unterrichten konnte, ließ er sich verleiten, den verhängnisvollen Schuß abzugeben. „Damit aber wurde die beabsichtigte, voll-

kommene Umzinglung der Hottentotten, die dank deren Unachtsamkeit schon fast ganz gelungen war, vereitelt."

Doch immerhin war das Vorgehen gegen die Werft so weit gediehen, daß der Erfolg des sich nun entspinnenden Kampfes, der mit altgewohnter Tapferkeit seitens unserer Reiter durchgeführt wurde, ein recht bedeutender war, wenn auch die Abteilung Uthmann, infolge der kaum zu ersteigenden Höhen, von Westen her in den Kampf nicht mehr eingreifen konnte. Ein nicht unerheblicher Teil der Leute war bei dem Aufstieg vor Erschöpfung liegen geblieben, und nur dem Major selbst mit seinem Adjutanten und einigen Leuten war es gelungen, die schroffen Felsen zu erklimmen.

Der gleich zu Beginn des Kampfes, der auf der ganzen Linie einsetzte, nachdem der Kanonenschuß gefallen war, in der Schulter verwundete Major Maercker hatte, nachdem er verbunden worden war, alsbald die Führung seiner Truppe wieder übernommen, die inzwischen vom Hauptmann Rembe geführt, die Schlucht überschritten und das Lager erstürmt hatte. Vergebens suchten die Hottentotten zu fliehen. „Sie hingen sich Felle um und krochen zwischen die Ziegen, eine ähnliche List anwendend, wie einst Odysseus auf der Flucht vor dem Zyklopen." Aber nur einem kleinen Teile gelang die Flucht, die meisten brachen im Feuer der deutschen Reiter zusammen.

Ein glänzender Sieg war wieder errungen!

Während nun die Abteilung Maerker den Befehl erhielt, die Wasserstellen und das umliegende Gelände nach versteckten Hottentotten und Hereros abzusuchen, war dem Major v. Uthmann der Auftrag geworden, die Verfolgung der etwa nach dem Westen zu entweichenden Flüchtlinge aufzunehmen. Aber es war unmöglich, dem Befehle nachzukommen. Die Leute waren vollständig erschöpft und bewegungsunfähig und nur der Maschinengewehr-Abteilung gelang es noch am Abend, flüchtenden Banden nahe zu kommen und sie zu zersprengen.

Achtzig tote Eingeborene wurden auf dem Schlachtfelde gefunden, und eine große Anzahl Pferde, viel Vieh,

sowie das ganze Lager- und Hausgerät von den Siegern erbeutet, die zwei Tote und zehn Verwundete zu beklagen hatten. Unter letzteren befanden sich zwei Offiziere, der Major Maercker, sowie der Assistenzarzt Korsch, der beim Verbinden der Verwundeten in der Schützenlinie von drei Kugeln getroffen, schwer verwundet zusammengebrochen war.

„Der errungene Erfolg," so sagt der Generalstabsbericht, „war wesentlich der gründlichen Aufklärungstätigkeit des Majors Maercker in den Tagen vor der Entscheidung zu danken. Daß es trotz der bisherigen Unerforschtheit der ganzen Gegend und trotz der gewaltigen Geländeschwierigkeiten überhaupt möglich wurde, in diesem wildzerklüfteten, wasserarmen Gebiete mit größeren Truppenabteilungen zu operieren und vor allem den Feind in seinem verborgenen Schlupfwinkel, wo er sich nach Angabe der Führer vor den deutschen Waffen völlig sicher wähnte, doch aufzufinden, ist in erster Linie das Verdienst dieses tatkräftigen Offiziers, der mit nie erlahmender Spannkraft, bei Tag und bei Nacht, der aufreibenden und schwierigen Erkundungstätigkeit obgelegen hatte und die Seele der ganzen Unternehmung geworden war."

In höchst fesselnder, anschaulicher Weise schildert ein Teilnehmer an diesem glänzenden Kampfe, der Oberarzt A. v. Ortenberg, in seinem Tagebuche das Gefecht:

„Gestern Abend Aufstieg in die Berge. Die Pferde blieben mit einer Wache zurück. Als einziges Tier ging ein Sanitätsmaultier mit, das uns später in dem überaus schwierigen Gelände die steilsten Felsen hinauf ganz vorzüglich folgte. Ohne Mantel, ohne Decken froren wir erbärmlich beim eisigen Gebirgswind. Bitterkalt war's. Dicke weiße Nebelschwaden zogen vom Meere mit dem Seewind herüber. Eisstücke hingen meinem Pferde am Gebiß. Diese afrikanischen Berge sind wunderbar grotesk und eigenartig in ihrer Gestaltung. Steile, himmelanstrebende Felsen, tiefe Schluchten. Große Felder, mit weiß glänzendem Quarzgeröll bedeckt, darüber das bleiche, fahle Mondlicht. Ein Mann hinter dem andern erstiegen wir in langem Gänsemarsch den Bergstock sieben Stunden lang. Um $^1/_2$5 Uhr plötz-

lich Halt. Dort drüben vor uns an einem langen Berghang Blinkfeuer, etwa 30 bis 40 Feuerstellen, die bei dem scharfen Morgenwind hell aufflackerten. Das ist die lange gesuchte Werft! Nun aber leise, keinen Laut mehr gesprochen! Die Kerle scheinen noch zu schlafen. Allmählich graut der Morgen. Leise sind wir näher geschlichen, gerutscht und gekrochen. Das uns von der Werft trennende Gelände ist unendlich schwierig. Die ersten Sonnenstrahlen beleuchten rotschimmernd die große Werft, während wir ganz im Schatten liegend immer weiter vordringen. Jetzt haben wir die letzte Höhe erreicht, zwischen uns und dem Feind liegt nur noch eine etwa 300 Meter tiefe Schlucht; mit dem Glase erkennt man, wie die Werft dick voll Menschen ist! Die meisten liegen um die Feuer und schlafen, einige sind gerade aufgestanden und recken sich in der Morgensonne. Die Weiber gehen zum Vieh mit Milchgefäßen. Heute ist Vollmond gewesen, das pflegen die Schwarzen mit einem Trinkgelage zu feiern, und nun liegen sie noch und schlafen ihren Rausch aus.

Da, um $^1/_2$7 Uhr, kracht aus dem fünf Kilometer hinter uns postierten Geschütz der erste Schuß, und gutgezielt platzt die Granate mitten in einem Pontock. Das gab ein Gewimmel wie in einem aufgerührten Bienenschwarm! Die Männer sprangen auf, griffen nach ihren Gewehren; die Weiber liefen umher und versuchten, das Vieh zusammenzutreiben, das brüllend und blökend wild durcheinanderrannte. Dazwischen das dumpfe Krachen der platzenden Granaten, und jetzt von allen Höhen herab unser Kleingewehrfeuer. Diesmal war der Überfall gelungen und diesmal saß das schwarze Gesindel im Kessel, wie in einem Hasentreiben. Aber wunderbar schnell kam Ordnung in den Wirrwarr. Während eine Granate nach der anderen an dem Bergabhang krepierte und unsere Kugeln wie Regen in das Lager schlugen, konnte man mit dem Glas erkennen, wie sich überall hinter den Klippen Schützen einnisteten, die das Feuer aufnahmen. Und bald genug pfiffen auch uns die Kugeln um die Ohren. Ich war beim Kompagnieführer, der bei dem Zuge B. lag, links davon Zug D. und Zug St. Plötzlich höre ich links von mir meinen Neben-

mann aufstöhnen und hintenüber sinken; er hat einen Schuß mitten durch die Brust bekommen. Ich verbinde ihn und trage ihn mit Sanitätssergeant W. hinter die Feuerlinie. Dabei bekomme ich ein dickes Feuer von drüben. Jetzt ruft man wieder nach mir. Major M. ist verwundet und kommt, seinen linken Arm mit dem rechten stützend, mir entgegen. Eine Kugel hat ihm die Schulter zerschmettert. Ich will ihn verbinden. „Nein," ruft er, „erst der Mann dort", damit weist er auf einen neben ihm liegenden Reiter mit einem Bauchschuß. Ich errichte eine rote Flagge hinter einigen gedeckten Klippen, bette dort meine Schutzbefohlenen, ziehe mein Maultier dorthin und lasse eine Wache zurück. Dann begebe ich mich zum Zug von St. und schiebe mich in die Schützenlinie ein, um auch meine Treffsicherheit zu probieren. Dort hockt ein Kerl am Klippenrand hinter einer Allee; der Schuß kracht, und der Schwarze rollt den Abhang herab. Neben mir bekommt Unteroffizier M. einen Schuß durch den Hut. Lachend zeigt er die abgerissene Kokarde. Ganz links war der Zug D. Mit außerordentlichem Schneid war er gleich zu Anfang bis unten in die Schlucht vorgedrungen und hatte hier furchtbar gewütet. Hier hinein hatte sich eine Menge Vieh zusammengezogen, das von den Orlogleuten hartnäckig verteidigt wurde. Allmählich jedoch wurde die Lage des Zuges bedenklich, denn er bekam nicht allein aus der Schlucht, sondern von der gegenüberliegenden Bergwand Feuer. Reiter H., ein braver Mensch, war schon gefallen, Reiter S. schwer verwundet. Da erhielt Zug v. St. den Befehl, den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Ich schloß mich diesem an, und hinunter ging's unter lebhaftem Feuer des Feindes die fast senkrechte Wand hinab. Nachher habe ich mir den steilen Abhang angesehen. Wie wir da hinuntergekommen sind, ist mir jetzt noch nicht ganz klar; ich weiß nur, daß wir teilweise lange Strecken auf den glatten Steinen herabrutschten, während links und rechts die Kugeln aufklatschten. Freudig begrüßt kamen wir unten an und schafften den anderen dadurch Luft. Der Rest des Feindes floh hinauf in die Werft, aber unten lagen allein an dieser Stelle etwa 30 erschossene und erschlagene Hereros und Hottentotten. Einige davon noch in Tierhäute gewickelt,

die sie sich umgetan hatten, um so unter den flüchtenden Schafen mit zu entschlüpfen . . .

Große Kessel mit Fleisch standen brodelnd auf dem Feuer und Kalebassen mit Milch gefüllt in den Pontocks. Wir haben uns auch nicht geziert, sondern gegessen und getrunken, trotz der wenig appetitlichen Umgebung.

Jetzt ertönte von allen Höhen das Signal zum Sammeln, die erschöpften Truppen sollten ins Tal hinab, wo die Stellung des Majors v. U. war. Auf dem Rückweg stießen wir auf Major M., der inmitten einer blökenden und brüllenden Viehherde und eines Trupps gefangener Weiber den Abstieg unternahm. Wir waren nun aber ehrlich müde und matt, und hätten wir gewußt, daß der Abstieg in die Schlucht so schwierig und gefährlich war, wir wären wohl oben geblieben. Vier Stunden mußten wir noch die steile Schlucht hinabklettern und rutschen, an verschiedenen Wasserlöchern vorbei; eine Schlucht, wie sie wohl einzig ist in der ganzen Welt. Um 3 Uhr nachmittags waren wir endlich todmüde unten und damit das Gefecht beendet.

Wenn sich nun auch später noch einige der Versprengten im Nordbethanierlande wieder zu Banden vereinigten, so war die Kraft des Gegners hier vollständig gebrochen. Die Hottentotten sahen das Nutzlose ihres Widerstandes ein, und nachdem ihnen zudem noch die Kunde von dem Tode Hendrik Witbois zugetragen worden war, ergaben sich viele Führer mit ihren Banden. So stellten sich Elias und Samuel Isaak, die bedeutendsten Unterführer Hendriks, mit ihren Großleuten, sowie Hans Hendrik und am 3. Februar 1906 auch der zum Kapitän der noch zusammenhaltenden Witbois erwählte Isaak Witboi mit seinen Leuten, ferner Sebulon und Gorub, nachdem allerdings noch vielfach kleinere Zusammenstöße stattgefunden hatten.

Über die Verhandlungen mit Samuel Isaak berichtet der Leutnant von Westernhagen, dem diese übertragen worden waren:

„Das Mißtrauen der Leute war über Erwarten groß, und es bedurfte etwa einer Woche des eindringlichsten Zuredens, bis alle ihre Bedenken besiegt schienen. Schließlich konnte dann die Schlußversammlung stattfinden, in der alle

Bedingungen nach Eingeborenenart noch einmal festgesetzt und besprochen werden sollten. Im großen Zimmer der Bersebaer Mission versammelten sich die Bersebaer Großleute mit ihrem Kapitän und die beiden Unterhändler.

Ich wiederholte nun die Bedingungen: Waffen- und Reittierabgabe, Zusicherung des Lebens unter Ausschluß der Mörder, Unterbringung in Gibeon, Verpflegung gegen Arbeit. Doch der schlaue Samuel Isaak nahm jetzt noch einen letzten Anlauf, um günstigere Bedingungen zu erzielen. Er sagte: ‚Das Volk der Witbois ist am Verdursten gewesen, und als es aus der wasserlosen Wüste an die von den Deutschen besetzten Wasserstellen kam, ist seinem Unterhändler auch gesagt worden: Gewehrabgabe, dafür Wasser. Aber selbst damals am Rande des Verderbens ist es weiter gezogen, ohne auf die Waffen zu verzichten. Auch jetzt können wir die Bedingungen, die unsern Stamm den Deutschen wehrlos in die Hände geben, nicht annehmen.' — Es ist gut, antwortete ich, ich habe deine Ansicht gehört, du kannst wieder abreiten. Aber das sage ich dir und das deinem Volk: Die deutschen Waffen werden nicht ruhen, bis der letzte Witboi, der letzte Bethanier und der letzte Bondelzwart unter der Erde liegen. In deiner Hand liegt's jetzt, das Schicksal zu wenden. Es wird nicht wieder mit euch verhandelt werden. Jetzt geht!

Da antwortete Samuel: ‚Leutnant, ich bin der Älteste von meinem Stamm, und ich muß darum für mein Volk zu erreichen suchen, was ich kann. Ich sehe nun, es ist nicht anders möglich, wir werden kommen und die 'Gewehre abgeben.'

Tags darauf ritten sie von Berseba ab, und am nächsten Abend trafen die Großleute ein, stolz und aufgerichtet, mit verbissenen Mienen im Sattel sitzend. Dann gaben sie ihre Waffen ab und erkannten somit zum ersten Male bedingungslos die Herrschaft des Deutschen Reiches an . . ."

Damit war die Niederwerfung des kriegerischen Stammes der Witbois im Allgemeinen vollendet und die Aufgabe gelöst, die sich der General v. Trotha nach der Eroberung des Hererolandes gestellt hatte. —

Leider war mit der Niederzwingung der Witbois der Aufstand in den Kolonien noch lange nicht unterdrückt, denn noch stand der schon oft geschlagene, jedoch nie empfindlich genug bestrafte Cornelius im Bethanierlande im Felde, sowie Simon Kopper im äußersten Osten des Namalandes, in der schwer zugänglichen Kalahari, und im südlichen Teile der gewandte Morenga, und ferner Morris und Johannes Christian mit ihren starken, wohlbewaffneten Banden. Letzterer war leider irrtümlich infolge einer mißverständlichen Auffassung der Proklamation des Generals v. Trotha, gegen dessen Willen mit seinen Leuten aus Warmbad entlassen worden, wo er auf Anordnung des Majors v. Lengerke gleich bei Ausbruch des Hottentottenaufstandes gefangen genommen und festgehalten worden war.

Wir müssen uns nunmehr zu den Kämpfen gegen diese Führer wenden.

Die Kämpfe gegen Cornelius.

Durch das Gefecht bei Uibis am 21. Dezember 1904 hatte der Oberleutnant Ritter nach elfstündigem, heißem Ringen die Hottentottenbanden des Cornelius und Elias geschlagen und nach allen Richtungen derart auseinandergesprengt, daß eine erfolgreiche Verfolgung nicht eintreten konnte. Er war darauf über Tsub, wo es ihm gelungen war, eine Werft zu überfallen, und tausend Stück Vieh abzutreiben, zunächst wieder nach Gibeon zurückgekehrt, um sodann zu den Kämpfen gegen Hendrik Witboi herangezogen zu werden.

Der Vorstoß in das Nordbethanierland, obwohl energisch und erfolgreich durchgeführt, hatte, wie bei der Hartnäckigkeit der Kampfführung der Hottentotten nicht anders zu erwarten war, eine dauernde Säuberung des Gebietes nicht herbeigeführt. Die Versprengten, nicht verfolgt, sammelten sich denn auch bald wieder und zwar in den rechten Nebentälern des Leberflusses, am Keitsub und Hudup, unter Cornelius und Elias, sowie als dritte Bande am Tsub unter Gorub.

Mitte Februar stieß der Hauptmann v. Zwehl, der den Auftrag erhalten hatte, gegen diese Banden vorzugehen, mit seiner, der 10. Kompagnie des 2. Feldregiments, der halben 1. Batterie, sowie der vom Auob wieder zurückgekehrten Kompagnie Ritter von Hanaus, etwa zehn Kilometer südlich Gibeon gelegen, vor, während stärkere Patrouillen der 2. Ersatz-Kompagnie von Maltahöhe aus und solche der 2. Eisenbahn-Kompagnie vom Baiwege her den Gegner im Rücken und in den Flanken beunruhigen und am Ausweichen verhindern sollten. Außerdem durchstreifte östlich Maltahöhe eine Bastardabteilung unter Leutnant der Reserve v. Trotha jene Gegend, der es hierbei glückte, eine Anzahl von den Witbois gefangen gehaltener Bastards zu befreien. Zwar gelang es nun dem Hauptmann v. Zwehl auf seinen höchst beschwerlichen Kreuz- und Querzügen durch die schwer zugänglichen Reviere verschiedene Hottentottenbanden zu zersprengen, doch scheiterte jeder Versuch, mit Cornelius gründlich abzurechnen, an dessen geschickter Art, einem entscheidenden Kampfe stets auszuweichen. Immer war er verschwunden, wenn der Hauptmann ihn zu fassen gehofft hatte.

Durch diese anhaltenden Gewaltmärsche aber wurden Reiter und Pferde derart mitgenommen, daß der Hauptmann Mitte März sich entschließen mußte, von den weiteren Operationen zunächst abzusehen und die Truppen nach Gibeon zur Wiederherstellung und Kräftigung zurückzuführen, und das war um so mehr geboten, als Mangel an Verpflegung sich recht empfindlich bemerkbar zu machen begann.

Alsbald aber zogen die Banden aus diesem, ihnen höchst erwünscht kommenden Umstand Nutzen. In erhöhtem Maße begannen sie wieder ihre Räubereien und suchten, wo es irgend Aussicht auf Erfolg bot, schwache deutsche Posten zu überfallen, um so Gewehre, Munition und Pferde zu erhalten. Wie die Hottentotten hierbei verfuhren, wie genau sie durch ihre vorzüglichen, schnellen Kundschafter über alle Vorgänge und Maßnahmen bei unseren Truppen unterrichtet wurden, und wie gefährlich das Patrouillenreiten gegen diesen Gegner war, das hören wir von Cornelius selbst:

„Als ich hörte, daß eine deutsche Patrouille von Bethanien kam, ging ich ihr entgegen. Die Patrouille war ein Offizier, etwa dreizehn Reiter und ein Schwarzer stark. Wir hatten uns bei Gawaoab vorgelegt und eröffneten auf 70 m das Feuer. Der Leutnant sprang sofort vom Pferde und gab Befehle. In einem Augenblick fielen fünf Reiter, der Leutnant hat noch sechs Schüsse aus seinem Gewehr abgegeben. Als er am linken Arm verwundet war, hat er sich mit dem Revolver gewehrt und dabei meinen Bruder Ruben am Rücken verwundet. Dann ist er gefallen. Er war ein sehr tapferer Mann. Ich habe fünf Gewehre erbeutet. Die Pferde bekam ich nicht, sie waren alle erschossen. Der Leutnant ist nicht begraben worden. Ich habe nicht erlaubt, daß er entkleidet wurde."

Diese Schandtaten durften weiter ungestraft nicht mehr hingehen, sollte das Ansehen der deutschen Truppen nicht empfindlich Einbuße erleiden. Seitens des Hauptquartiers wurde daher eine größere Operation gegen diese Banden geplant und der Major Taeubler, der an Stelle des für den erkrankten Major v. Lengerke nach dem Südbezirke gesendeten Majors v. Kamptz getreten war, mit den Operationen im Bethanierlande gegen die Aufständischen betraut, deren Stärke mit der Zeit auf über vierhundert Gewehre gestiegen war. Es wurde angeordnet, mitte April einen umfassenden Angriff in Richtung auf die schon mehrfach erwähnten rechten Reviere des Leberflusses auszuführen, und zwar sollten vorgehen von Norden her der Hauptmann v. Zwehl, von Süden aus, der Hauptmann v. Rappard und von Osten mit dem vom Auob heranzuziehenden Truppen der Major Taeubler selbst.

Der genaue Aufenthalt der Corneliusbanden war aber nicht bekannt und doch mußte er vor allem festgestellt werden, sollten die gemeinsamen Operationen überhaupt von Erfolg gekrönt sein. „Wiederum fiel diese gefahrvolle und so unendlich schwierige Aufgabe den todesmutigen, deutschen Offizierspatrouillen zu."

Nach langem Mühen endlich gelang es einer derselben, dem vom Hauptmann v. Zwehl vorgetriebenen Aufklärungstrupp unter Oberleutnant v. Bülow, am 27. April

den Gegner bei Huams zu finden, um alsbald auch in einen recht ſchweren Kampf mit ihm verwickelt zu werden.

Die Reiter hatten in der Nacht an der Waſſerſtelle gelagert. Um die bereits am Abend vorher gefundenen Spuren der Hottentotten am Morgen noch einmal feſtzuſtellen, war der Leutnant Fiſchach vorgeritten. Kaum aber war er mit ſeinen paar Reitern etwa einen Kilometer weit vorgetrabt, als plötzlich von allen Seiten ein hölliſches Feuer auf ihn einſchlug. Sofort brachen einige Reiter in demſelben zuſammen und auch der Leutnant Fiſchach, der einen Prellſchuß am Kopfe erhielt, während gleichzeitig ein zweites Geſchoß ihm die Ohrmuſchel zerriß, ſtürzte beſinnungslos vom Pferde. Doch bald kam er wieder zu ſich und nahm alsbald mit ſeinen Leuten den Kampf mutig auf.

Sobald die erſten Schüſſe gefallen waren, war der Oberleutnant v. Bülow ſofort mit ſeinen Reitern nach vorn geeilt, um ſeinen Leuten Hilfe zu bringen und es gelang ihm auch, durch ſein Erſcheinen der bedrängten Patrouille Luft zu machen. Doch alsbald trafen den tapferen Führer zwei Schüſſe, die ihm den rechten Oberſchenkel faſt ganz zerſchmetterten. Trotz der grimmigſten Schmerzen aber leitete er das Feuer ruhig weiter, und auch als der Oberſchenkel nochmals von einem Geſchoß getroffen, gleich darauf auch der Unterleib von zwei weiteren Schüſſen durchbohrt wurde, ſelbſt da gab er die Leitung des Feuers noch nicht aus der Hand und klaren Geiſtes traf er ſeine Anordnungen, obwohl der Körper bereits verſagte. „Ich führe das Kommando, ſo lange ich lebe!“ Jede Hilfe lehnte er ab, doch nahm er dankend einen Labetrunk aus der Flaſche des Leutnants Fiſchach an, der im Gefecht zu ihm herangekrochen war. Auch die Hilfeleiſtung eines braven Sanitätsgefreiten, der im heftigſten Feuer ſich zu ihm geſchlichen hatte, wies er zurück, trotz der fürchterlichen Schmerzen, die er erduldete und der unſäglichen Qual in der glühenden Sonne.

Ruhig ſah er dem Tode entgegen und als er fühlte, daß ſein Ende nicht mehr ferne war, da winkte er den Kameraden zu ſich heran, drückte ihm die Hand und ſagte: „Nun

sterbe ich den schönsten Soldatentod. Grüßen Sie meine arme Mutter!" — dann war es vorbei mit ihm.

Immer enger war der Kreis geworden, den die Hottentotten um die kleine Anzahl der noch gefechtsfähigen Reiter gelegt hatten, die gänzlich vom Wasser abgeschnitten waren. Jeder fühlte, das etwas geschehen mußte, daß es so nicht bleiben konnte. Und wie eine Erlösung klang es, als der Leutnant Fischach seinen Reitern zurief: „Kinder, es bleibt uns nichts übrig, entweder wir lassen uns hier weiter abschießen, oder wir schlagen uns mit dem Bajonette durch!" Und als ihm sofort die siegeszuversichtliche Antwort entgegenschallte: „Drauf Herr Leutnant, wir stürmen!" da wurde schnell das Seitengewehr aufgepflanzt, und mit einem Hurra, so laut es die verdursteten Kehlen noch hervorbringen konnten, stürmten die Reiter auf die überraschten Hottentotten los, die vor dem blinkenden Bajonette in wilder Flucht einige hundert Meter zurückliefen und die Wasserstelle frei gaben, an die nun sofort die Verwundeten gebracht und in den Felsen sicher geborgen wurden.

Einen schönen Sieg hatte die kleine, tapfere Schar durch ihr entschlossenes Vorgehen, durch den Willen, zu siegen oder zu sterben, über eine starke Übermacht davon getragen, denn mehr als hundert Gewehre hatten die Feinde ins Gefecht gebracht.

Ein leuchtendes Beispiel deutscher Treue gab der Bursche des gefallenen Oberleutnant v. Bülow. Schulter an Schulter hatte er mit ihm im Gefecht gelegen, und untröstlich über den Tod seines Offiziers, wollte er beim Rückzug zur Wasserstelle nicht von der Leiche seines Herrn weichen, an deren Seite er Schuß für Schuß auf den verhaßten Gegner abgab. „Laßt mich hier," rief er, als der Befehl zum Zurückgehen zum Wasserloche kam, „wo mein Leutnant gefallen ist, da will ich auch sterben." Nur mit Gewalt war er von der Leiche seines Vorgesetzten zu entfernen. Er wollte bis zur letzten Patrone aushalten, was dann kommen würde, war seinem treuen Reiterherzen gleichgültig. —

Trotz ihres Sieges war die Patrouille in einer sehr bedrohlichen Lage; doch niemand verlor den Mut und die Hoffnung auf Rettung aus der furchtbaren Gefahr. Und die braven Reiter sollten sich nicht getäuscht haben.

Glücklicherweise war es den Reitern Russeaux und Martin gelungen, sich durch das ihnen unbekannte und fast unwegsame Gelände hindurch zum Hauptmann v. Zwehl zurückzufinden und ungesäumt entsandte dieser auf die üble Kunde hin den Hauptmann Baumgärtel mit den frischesten Pferden der Abteilung zur Befreiung der hartbedrängten Patrouille.

In gewaltigem Ritte, von dem Verlangen getrieben, den Kameraden so schnell als möglich Hilfe zu bringen, oder doch ihren Tod blutig zu rächen, glückte es dem Hauptmann mit seinen Reitern am Abend des 29. April den Ort zu erreichen, wo die Patrouille vom Gegner eingeschlossen worden war, und glücklicherweise kam er nicht zu spät. Doch die Hottentotten waren verschwunden. Das Herankommen der Verstärkung hatte genügt, sie zu verscheuchen. Aus sehr bedenklicher Lage aber waren die wackeren Kämpfer befreit worden, die in heldenmütigem Kampfe den immer und immer wieder erfolgenden Angriffen der Eingeborenen mutvoll die Stirn geboten und sie alle glücklich abgeschlagen hatten.

Nachdem der Hauptmann v. Zwehl am 1. Mai alle seine Truppen auf dem so ruhmvoll verteidigten Kampfplatze wieder vereinigt hatte, war er sofort zur Verfolgung der den Konkip abwärts, nach Süden gezogenen Eingeborenen geschritten und noch an demselben Tage bei Kumakams auf die Nachhut derselben gestoßen, die die abziehenden Werften mit den großen Herden zu decken hatte. Sie nahm den Angriff aber nicht an, und verließ ihre Stellung ehe die deutschen Reiter herangekommen waren, deren Artillerie es jedoch noch glückte, ihr einige so gut sitzende Schüsse beizubringen, daß die Hottentotten nach allen Seiten auseinanderstoben. Hierbei ließen sie das Vieh im Stiche, von dem etwa dreitausendfünfhundert Stück den Deutschen in die Hände fielen.

Mittlerweile waren auch vom Baiwege her die in

Bewegung gesetzten Truppen unter Major Buchholtz im Vormarsche nach Norden geblieben. Dieser, der Generalstabsoffizier des Etappenkommandos Süd, hatte aus eigenem Antriebe die ganze Leitung der Operationen im westlichen Bethanierlande, sowie den Befehl über die Truppen übernommen, — da es ihm nicht möglich gewesen war, mit dem Major Taeubler zunächst irgendwelche Verbindung zu gewinnen und von ihm Befehle zu erhalten. Zur Sicherung seiner rechten Flanke und zur Säuberung des Ganachabreviers hatte er alsbald östlich über den Schwarzrand hinüber den Hauptmann v. Rappard mit seiner Kompagnie geschoben.

Während nun so die Truppen der Nord- und Südabteilung gegen das Kumms- und Kutiprevier vorgingen, wo Cornelius hausen sollte, war dieser bereits in dem Tale des Ganachab südwärts ausgewichen und hierbei am 8. Mai mit der 1. Etappen-Kompagnie des Hauptmann v. Rappard heftig zusammengestoßen. An Kräften weit überlegen, war es ihm gelungen, den Angriff der Deutschen siegreich zurückzuweisen und sie unter schweren Verlusten zum Rückzug zu zwingen; der Hauptmann selbst und vier Mann waren verwundet worden und sechs Mann hatten in dem kurzen Kampfe den Tod gefunden.

Glücklicherweise nutzte Cornelius seinen Sieg nicht aus. Daher entschloß sich der Führer, da er die Verwundeten über den fast unwegsamen Schwarzrand zu der Hauptabteilung nicht mit hinüber nehmen konnte, er sie aber auch unter keinen Umständen in den Händen der Eingeborenen lassen wollte, mit ihnen zusammen unter einer geringen Bedeckung in einer schnell errichteten Steinschanze zu bleiben, die Kompagnie selbst aber über das Gebirge nach Chamis zu schicken, wo die Verbindung mit den andern Truppen dann leicht aufgenommen werden konnte.

Inzwischen aber war der Major Buchholtz, verstärkt durch die im Gewaltmarsche herangezogene 2. Ersatz-Kompagnie der Abteilung Zwehl unter ihrem tatkräftigen Hauptmann Baumgärtel, den Spuren der Hottentotten das Ganachabtal abwärts gefolgt, nachdem er das Kutiprevier

frei vom Feinde gefunden hatte. Mit eiserner Energie hatte er die Verfolgung aufgenommen und dadurch war es ihm gelungen, nach einem sechsunddreißigstündigen, fast ohne Unterbrechung ausgeführten Marsche, am frühen Morgen des 9. Mai, auf Schußweite an das Lager des Cornelius heranzukommen, das sich nicht weit von der Kampfstätte des 8. Mai im Tale des Ganachab befand, ohne von den Hottentotten bemerkt zu werden. Cornelius hatte, wie er später selbst angab, versäumt, sich genügend nach allen Seiten zu schützen und nur seine Sicherungen dem Hauptmann v. Rappard gegenüber ausgestellt.

Noch in der Dunkelheit wurde die Abteilung entwickelt und mit Tagesanbruch das Feuer völlig überraschend auf die noch in tiefster Ruhe liegenden Hottentotten eröffnet, die, obgleich sie etwa dreihundert Gewehre stark sein mochten, schon nach kurzem Kampfe jeden Widerstand aufgaben und in östlicher Richtung entflohen.

Glänzend war der Mißerfolg des 8. Mai durch das zielbewußte Vorgehen des Majors Buchholtz, durch die fast beispiellose Hingabe der Truppen und nicht zum mindesten durch das entschlossene Herankommen der 2. Ersatz-Kompagnie wieder ausgeglichen, sowie überdies auch der Hauptmann v. Rappard mit seinen Verwundeten dem sicheren Tode entrissen worden.

Der völligen Ermattung von Reiter und Roß halber, — die Pferde waren während vierzig Stunden nicht getränkt worden, — mußte von einer sofortigen Verfolgung Abstand genommen und der Truppe die unbedingt notwendige Ruhe gewährt werden. Auch ein späteres Nachdrängen war wegen Mangels an allen Verpflegungsgegenständen nicht möglich. Daher führte der Major seine Reiter nach Chamis zurück, wo inzwischen auch das nördliche Detachement eingetroffen war.

Da wichtige Aufgaben den Major Buchholtz wieder zum Baiwege zurückriefen, so mußte er den Befehl über die hier versammelten Truppen niederlegen und sich in den ihm übertragenen Wirkungskreis zurückbegeben. „Es war ihm vergönnt gewesen, die Umsicht und Tapferkeit die seine bisherige mühsame und entsagungsvolle Tätig-

Auf der Weide.
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

Pferdetränken bei Tsumis (5. Feldbatt.).
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

keit auf der Etappe ausgezeichnet hatte, jetzt auch vor dem Feinde in der Führung der Truppe an den Tag zu legen."

Infolge der großen Schwierigkeiten, die das Gelände den Märschen entgegengesetzte, und der oft wechselnden Nachrichten über den Verbleib des Gegners, die viele Hin- und Herzüge verursacht hatten, war es dem Major Taeubler nicht möglich gewesen, in die Operationen einzugreifen und deshalb muß das Verdienst des Majors Buchholtz um so höher bewertet werden, als er in frischer und richtiger Initiative, in großer Verantwortungsfreudigkeit, den Befehl über die zu gemeinsamen Zielen angesetzten Truppenabteilungen übernommen hatte, ohne erst auf eine Anordnung von oben herab zu warten.

Erst in der Nacht zum 13. Mai erreichte der Major Taeubler das Ganachabrevier, um sodann von hieraus die ihm unterstellten Abteilungen, nach Vereinbarung mit dem Nachrichtenoffizier des Hauptquartiers, dem Major Gräser, zum konzentrischen Vormarsch auf Besondermaid nordöstlich Bethanien, in Bewegung zu setzen. Hervorragendes leistete bei Überbringung der Befehle an die verschiedenen Abteilungen der Leutnant v. Brederlow, der ganz allein, ohne jede Begleitung, das gänzlich unbekannte und von dem versprengten Gegner unsicher gemachte Gelände durchquerte.

Doch die mühsamen Märsche auf Besondermaid zu waren vergeblich gewesen. Der listige Cornelius, von dem Vormarsche der Deutschen rechtzeitig durch seine Späher unterrichtet, war verschwunden und trotz der glänzendsten Patrouillenritte zunächst nicht aufzufinden.

Einen Vorstoß ins Ungewisse anzusetzen, verbot der Zustand der Truppen, die sehr der Ruhe bedürftig waren, und so zog denn Ende Mai der Major Taeubler die Abteilung Zwehl zu sich nach Naiams heran, um sodann in den ersten Tagen des Juni nach Huns zu marschieren, wohin er mit seinen Truppen befohlen worden war.

Endlich, am 23. Mai, gelang es dem Leutnant v. Trotha, der sich durch seine hervorragenden Leistungen im Patrouillereiten im Kampfe gegen die Hereros schon so rühmlich

ausgezeichnet hatte, im Nabasrevier, einem kleinen, versteckt liegenden rechten Nebentale des Großen Fischflusses, Cornelius zu entdecken, also etwa einhundertfünfzig Kilometer südlich der Gegend, in der er vom Major Buchholtz so tüchtig geschlagen worden war.

Glücklicherweise befand sich zu dieser Zeit gerade der altbewährte Afrikaner, der Hauptmann v. Koppy mit seiner Kompagnie in Jnachab, etwa fünfzehn Kilometer westlich des Nabasreviers. Er war vom General v. Trotha nach jener Gegend gesendet worden, um den Übertritt des Cornelius in die Kleinen Karrasberge zu verhindern, und diesem überbrachte der Leutnant v. Trotha unverzüglich die wichtige Meldung.

Eine helle Freude entfachte diese Nachricht am Abend des 23. Mai bei den erprobten Reitern der 9. Kompagnie. Verstärkt durch die Funkenstation unter Oberleutnant Flaskamp, einen Signaltrupp unter Leutnant Berlin, sowie durch die Patrouillenreiter, brach der Hauptmann v. Koppy mit etwa 97 Gewehren und zwei Gebirgsgeschützen sofort auf, obwohl die Verpflegung in keiner Weise sicher gestellt war und erreichte noch in der Nacht den Schlupfwinkel des Cornelius. Doch wieder war der schlaue Fuchs entwichen. Seine Spuren wiesen flußabwärts und ohne einen Augenblick zu zögern, wurde sofort nach dieser Richtung hin die Verfolgung in dem Tale aufgenommen.

„Dieses bildet, ebenso wie dasjenige des Fischflusses einen einzigen, zusammenhängenden Enggang, der wegen seiner hohen Felsenränder nur an wenigen Stellen und nur mit großer Mühe zugänglich ist. Jm Flußbett selbst ist keinerlei Weg vorhanden, zahlreiche Klippen erschweren das Vorwärtskommen aufs äußerste. Wasser und Weide war dagegen reichlich zu finden."

Nachdem es unter unsagbaren Mühseligkeiten der Abteilung gelungen war, in das Revier hinabzuklettern, wurde die Verfolgung sofort auf der Talsohle unter den größten Schwierigkeiten fortgesetzt.

Doch Ermüdung gab es nicht für die kampfbegierige Truppe und kein Hindernis. Schon am 25. Mai, am frühen Morgen, war der Fischfluß erreicht, doch nur eine kurze

Rast hielt die Reiter auf, dann wurde der Marsch fortgesetzt, „der in dem unwegsamen Gelände immer schwieriger und mühsamer wurde. Zu den Klippen, die im Nabasrevier das Vorwärtskommen verzögert hatten, trat hier an mehreren Stellen noch Triebsand, so daß namentlich die Geschütze nur mit Aufbietung aller Kräfte folgen konnten."

Bald aber trafen die Reiter auf stehengebliebenes Vieh, auf umherliegende schlappe Pferde, und alle die Anzeichen ließen erkennen, daß der Gegner am Ende seiner Kräfte war.

„Um ihn dieses Mal," so schildert der Generalstabsbericht in anschaulicher und höchst packender Weise diesen Vormarsch und Kampf, „koste es was es wolle, zu fassen, entschloß sich Hauptmann v. Koppy, mit 45 gut berittenen Reitern dem langsamer marschierenden Gros vorauszueilen. Gegen Abend zwang ihn zwar die völlige Erschöpfung der Reiter zu einer kurzen Rast, aber kaum war der Mond aufgegangen, da ging die wilde Jagd von neuem weiter. Der feste Wille, dem so lange gesuchten Feinde an der Klinge zu bleiben und ihn zum Kampfe zu stellen, ließ bald alle Müdigkeit überwinden. Wie die Meute hinter dem Wilde, jagten die deutschen Reiter in mondheller Nacht hinter dem Feinde her. Gegen Mitternacht wurde schon von weitem ein Lagerplatz mit zahlreichen hellschimmernden Feuern entdeckt. Endlich schien es gelungen, den Feind einzuholen. Doch als man näher hinzu kam, war die Enttäuschung nicht gering, da der Platz vom Feinde bereits verlassen gefunden wurde. Sollten alle die Anstrengungen und die Hingabe, die der deutsche Führer von seinen rastlosen Reitern hatte fordern müssen, vergeblich gewesen sein? Allein ehe nicht das Äußerste versucht war, wollte Hauptmann v. Koppy die Hoffnung nicht aufgeben, den Feind doch noch zu erreichen.

Nach weiteren zwei Stunden, es war am 26. Mai, angestrengten Marschierens meldete die Spitze wiederum in der Ferne, unweit Gaos an der Mündung des Gachabrevieres, ein feindliches Lager mit weithin sichtbaren Feuern; vorsichtig wurde herangeschlichen. Plötzlich bemerkte der Hauptmann v. Koppy mit dem Glase einzelne zwischen den Feuern sich bewegende menschliche Gestalten: — ein halb-

unterdrückter Freudenschrei! Die Mühen und Opfer waren nicht umsonst gewesen, die Deutschen hatten den Feind eingeholt. Jetzt galt es, den anscheinend völlig arglos ruhenden Gegner zu überraschen. Mitten zwischen den weit zerstreut liegenden Lagerfeuern erhob sich ein felsiger, klippenreicher Höhenzug, vom Mondschein hell beleuchtet; anscheinend war er vom Feinde nicht besetzt. Ganz leise und behutsam, einzeln auf allen Vieren kriechend, schlichen sich die deutschen Reiter zwischen den feindlichen Lagerfeuern durch; es gelang, die Höhe unbemerkt zu besetzen. Plötzlich auf ein Zeichen des Führers wurde, die Stille der Nacht jäh unterbrechend, Schnellfeuer auf die Lagerstellen der Hottentotten eröffnet. Die Wirkung war verblüffend: erst lautes Schreien und Fluchen, wildes Durcheinanderlaufen, hier und da ein wirrer Menschenknäuel, dann stob alles, wie wahnsinnig rennend, auseinander; eine unbeschreibliche Verwirrung war in die Reihen des Gegners getragen; in wilder Flucht jagte er, alles zurücklassend, jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht, den den Fluß begleitenden Bergen zu.

Nach wenigen Augenblicken der Ruhe stieß Hauptmann v. Koppy nach, allein schneller, als man es bei dem plötzlichen Ausbruch der Panik für möglich halten konnte, hatten sich einzelne Hottentotten von ihrem ersten Schreck wieder erholt und versuchten, einen hohen Rand zu besetzen, um die vordringenden Deutschen aufzuhalten, und das Abtreiben ihres Viehes zu sichern. Wenigen Reitern unter Sergeant Birkholz gelang es jedoch, den Feind hieran zu hindern und das Vieh auf die deutsche Seite zu bringen. Als die Hottentotten mit beginnender Tageshelle erkannten, wie schwach das Häuflein deutscher Reiter war, vor dem sie so wild geflohen und dem sie ihr wertvolles Vieh überlassen hatten, ergriff sie eine große Wut. Kurz entschlossen unternahmen sie mit allen schnell wieder gesammelten Orlogleuten einen kräftigen Gegenangriff, um sich wenigstens wieder in den Besitz ihres Viehes zu setzen. Schon wurde die Lage der wenigen deutschen Reiter gegenüber dem vielfach überlegenen Gegner bedenklich, als plötzlich völlig unerwartet Hilfe nahte. Oberleutnant Flaskamp hatte das Gros der Kompagnie unter Überwindung großer Schwierigkeiten nach-

geführt, und seiner Energie war es zu danken, daß dieses schon so frühzeitig herankam. Bereits nach kurzem Kampfe gaben die Hottentotten jetzt jeden weiteren Widerstand auf und flohen wie gewöhnlich nach allen Richtungen auseinander, verfolgt von den nachdrängenden Reitern und von den Schüssen der auf einem Bergrücken in Stellung gehenden Geschütze des Oberleutnants v. Rosenthal. Doch nur zu bald gelang es dem Feinde, sich den nacheilenden Deutschen zu entziehen; mit unglaublicher Schnelligkeit war er verschwunden, so daß eine weitere Verfolgung zwecklos war."

Den großen Erfolg, den die deutschen Reiter bei Gaos davongetragen hatten, verdankt die Truppe nicht zum wenigsten auch mit der Tätigkeit des Leutnants v. Trotha, und gern erkennt der Hauptmann v. Koppy dessen großes Verdienst um das Gelingen der glänzend durchgeführten Verfolgung an, indem er selbst sagt: „daß in erster Linie es der Umsicht und Findigkeit des Leutnants v. Trotha zu danken gewesen sei, daß es überhaupt gelang, den Gegner noch zu erreichen und ihn zu überraschen."

Die Niederlage der Hottentotten war diesmal eine vollständige gewesen. Alle ihre Habe hatten sie bei der wilden Flucht im Stiche lassen müssen und überall lagen Decken, Sättel und Zaumzeuge, Kochgeschirre, Anzüge, sowie allerlei Vorräte weit verstreut herum. Fünfzehn Gewehre, neunzig Pferde und bald achthundert Stück Vieh waren den Siegern in die Hände gefallen, deren Verlust nur in einem Verwundeten bestand.

Nachdem den tapferen Reitern, deren Verhalten wieder vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Soldaten herab die größte Anerkennung verdient, nach dem Gefechte die unbedingt notwendigen Stunden der Ruhe gewährt worden waren, wurde am folgenden Tage die Verfolgung wieder aufgenommen. Doch nun zeigte es sich so recht, welchen Erfolg der Überfall gehabt hatte. Der Gegner war vollständig zersprengt worden und derart nach allen Seiten auseinander gelaufen, daß eine einheitliche Verfolgung keine Aussicht auf Erfolg bot. Da zudem nun noch der Vorstoß dieser Truppen ohne jede Vorbereitung ins Werk gesetzt worden war, so trat jetzt, ausgenommen an Fleisch, das ja

in Menge vorhanden war, ein ernster Mangel an allen übrigen Lebensmitteln ein, und so entschloß sich denn der Hauptmann v. Koppy nach Jnachab zurückzukehren.

Unermüdlich und stets auf das Wohl seiner Leute bedacht, gönnte sich der Hauptmann auch auf dem Rückmarsche keine Ruhe. Er eilte der Truppe voran und über Jnachab hinaus bis nach Keetmannshoop, „um die Heranführung der dringend erforderlichen Verpflegung und Bekleidung zu veranlassen." Doch dort war bereits das Erforderliche geschehen und in die Wege geleitet worden, so daß die Kompagnie bereits auf ihrem Marsche die entgegengesendeten Vorräte antraf und sich somit bald wieder in einen gefechtsbereiten Zustand setzen konnte.

Den Hauptmann v. Koppy aber behielt der General v. Trotha bei sich, weil er ihn dazu ausersehen hatte, die Friedensunterhandlungen mit Morenga zu führen.

Um über den Verbleib der zersprengten Hottentottenbanden sichere Nachrichten zu erhalten, zugleich aber auch mit der Möglichkeit rechnend, daß Cornelius nach den wiederholten Schlägen, die er erhalten, zu Friedensunterhandlungen geneigt sein würde, hatte das Hauptquartier den Leutnant v. Trotha beauftragt, Cornelius in seinem Lager aufzusuchen und ihm einen Brief zu überbringen, in dem ihm das Nutzlose seines Widerstandes klar gelegt und er zur Unterwerfung aufgefordert wurde. Man hoffte von der Sendung gerade dieses Offiziers auf um so größeres Entgegenkommen des Kapitäns, als er, der im Hererokriege die Bethanier geführt hatte, mit Cornelius sehr genau bekannt geworden war.

Mit welchen Gefühlen in der Brust der Leutnant v. Trotha an seinen höchst schwierigen Auftrag heranging, wie er, dem Befehle gehorchend und treu seiner Pflicht, als Offizier dem Tode kühn ins Auge sah, das erkennt man wohl auf das treffendste und klarste daraus, daß er „erst auf dringendes Zureden ein Gewehr mitnahm. Er hatte dieses anfangs abgelehnt, damit es dem Feinde nicht in die Hände falle, wenn er erschossen würde."

Etwa zwanzig Kilometer südlich des Gefechtsfeldes von Gaos traf der furchtlose Offizier auf eine ihr Lager schützende vorgeschobene Abteilung der Hottentotten, von der er, nachdem er sein Gewehr abgelegt hatte, unbewaffnet zu Cornelius geführt wurde.

Derselbe befand sich noch etwa zehn Kilometer südlicher bei Kochas am Fischflusse und hatte sich hier mit dem, wie bereits angegeben, irrtümlich aus der Haft entlassenen Johannes Christian mit seinen Bondels vereinigt, sowie mit den Morrisleuten, die sich in den Karrasbergen von Morenga getrennt hatten. Wie ernst er noch an die Fortsetzung des Kampfes dachte, beweist der Umstand, daß er „alle Männer, die im Orlog nicht zu brauchen waren, sowie zahlreiche Weiber ins Englische abgeschoben hatte und daß er in der ihm notgedrungen gelassenen Ruhezeit sich „durch Klein Jakobs erfolgreiches Bemühen" aus dem Kaplande derart reichlich mit allen Kriegsbedürfnissen zu versehen gewußt hatte, daß er die gedrückte Stimmung, die durch das unglückliche Gefecht von Gaos bei den Hottentotten hervorgerufen worden war, in freudige Hoffnung auf die glückliche Weiterführung des Kampfes gewandelt hatte.

Über die Zusammenkunft mit dem Leutnant v. Trotha berichtet Cornelius:

„Morris ritt zu mir voraus und teilte mir mit, daß Leutnant v. Trotha mich sprechen wolle. Wir kannten uns sehr gut. Er war im Hererofeldzuge mein Leutnant gewesen, wir waren viel zusammen Patrouille geritten und er war immer sehr gut zu mir gewesen. Gegen Sonnenuntergang kam Trotha selbst an. Er war nicht bewaffnet. Als ich ihm sagte, daß auch Johannes Christian da sei, ließ ihn Trotha rufen. Wir banden dann die Pferde an meinen Wagen, setzten uns ans Feuer und begannen zu verhandeln. Ich war sehr froh, daß Trotha da war. Ich glaubte, daß er mit dem wahren Frieden zu mir käme. Trotha brachte mir einen Brief Sr. Exzellenz mit. Darin stand, mir würde nichts geschehen, wenn ich die Gewehre und Munition abgäbe. Ich antwortete dem Leutnant: ‚Heute sollen Sie sprechen. Lassen Sie mir aber Zeit bis morgen, damit ich mit Johannes Christian sprechen

kann. Ich werde Ihnen morgen antworten. Sie kennen mich und wissen, daß ich keine schlechte Antwort geben werde.' Trotha hat dann sehr ernst mit mir gesprochen und mir gesagt: ‚Du mußt hier Frieden machen. Ich gehe nicht weg von hier. Wenn du nicht Frieden machst, dann kannst du mich hier totschießen'. Ich antwortete: ‚Sie müssen bis morgen warten. Ich werde Ihnen eine gute Antwort geben. Warum soll ich auf Sie schießen? Sie sind doch immer gut zu mir gewesen und haben mir Kost und Tabak und Kaffee gegeben.' Trotha hatte mir eine Flasche Rum, etwas Tabak und Kaffee mitgebracht. Wir haben uns hingesetzt und zusammen getrunken. Er sagte mir: ‚Wenn du dich ergibst, dann gehen wir zusammen nach Kanibes. Dort sollst du genug Kost bekommen.' Trotha sagte auch noch: ‚Du mußt Johannes Christian etwas von dem Mitgebrachten abgeben; ich habe nicht gewußt, daß er hier ist, sonst hätte ich auch für ihn etwas mitgebracht.'

In diesem Augenblick hörten wir plötzlich Schüsse fallen. Die Morrisleute kamen mit geraubtem Vieh an. Sie waren von deutschen Reitern eingeholt, die sich mit ihnen herumschossen. Ich sagte zu Trotha: ‚Bitte bleiben Sie bei mir, ich kenne Sie, aber die Bondels kennen Sie nicht.' Ich packte rasch die von Trotha mitgebrachten Sachen zusammen.

Als ich die Sachen zusammengepackt hatte, sah ich, daß der Leutnant ein paar Schritte zurückgegangen war. In diesem Augenblicke wurde von vorn gerufen, ein Bondel sei gefallen; unmittelbar darauf krachte dicht hinter mir ein Schuß: der Leutnant taumelte und fiel hin. Ich sprang zu ihm, aber er lag schon im Sterben. Ich sprach noch zu ihm, aber er verstand mich nicht mehr. Ich konnte mich nicht mehr lange aufhalten, schon pfiffen die Kugeln um mich.

Als ich nach dem Gefecht fragte, ob Trotha von einer deutschen Kugel oder von uns erschossen sei, meldete sich der Bethanier Christoph Lambert und sagte, er habe den Leutnant erschossen. Er habe geglaubt, dieser sei nur gekommen, um uns in Sicherheit zu wiegen und uns dann überfallen zu lassen. Die Leiche habe ich am anderen Morgen begraben lassen. Der Bondel Josef Christian hat einen

Ring vom Finger genommen. Joseph Frederiks nahm aus der Brusttasche einen Orden, den hat sich später der Schulmeister von Warmbad, Johannes Links, erbettelt.

Ich bin überzeugt, daß es ohne den Tod von Trotha zum Frieden gekommen wäre, denn Johannes Christian hatte auch Vertrauen zum Leutnant."

Wieder war ein tapferer, deutscher Offizier, der ebenso wie im Kampfe gegen die Hereros, so auch im Kriege gegen die Hottentotten Hervorragendes geleistet hatte, auf dem Felde der Ehre geblieben.

Die einen so guten Verlauf nehmende Verhandlung mit Cornelius war durch das plötzliche Erscheinen der Kompagnie Koppy, dessen Führer, wie wir wissen, der General v. Trotha in Keetmannshoop zurückgehalten hatte, jählings unterbrochen worden. Sie hatte sich auf der Verfolgung einer Bande Morrisleute befunden, die bei Kanibes Vieh gestohlen hatte, und war leider in voller Unkenntnis über die Entsendung des Leutnants v. Trotha in das Lager des Cornelius geblieben.

Bei Kochas, also unmittelbar am Lager des Cornelius, hatten die Reiter die Bande eingeholt, und es hatte sich dann der für den Verlauf der weiteren Verhandlungen so unheilvolle Kampf entwickelt, der seitens des deutschen Führers, des Oberleutnants v. Rosenthal, zwar sofort abgebrochen wurde, nachdem der vom Leutnant von Trotha geschriebene Zettel mit der Aufforderung, nicht mehr zu schießen, bei ihm eingegangen war, das Geschick aber hatte inzwischen seinen verhängnisvollen Gang genommen. Es hatte ein blutiges Opfer gefordert und den Frieden mit dem Hottentottenführer wieder in weite Ferne hinausgerückt. Noch vieler braver Reiter Blut sollte den heißen Boden der Kolonie tränken, ehe dieser gewandte und listige Kapitän gänzlich niedergeworfen und unschädlich gemacht wurde.

Da man an einen friedlichen Vergleich mit Cornelius jetzt nicht mehr denken konnte, und die Nachrichten eingetroffen waren, daß er noch über zweihundert, durchaus nicht orlogmüde Kämpfer bei sich habe, ordnete der General v. Trotha alsbald die Wiederaufnahme der Verfolgung

gegen diesen an und betraute den Major Gräser mit den weiteren Operationen. Er stellte ihm zugleich zur Verfügung, außer der sich noch im Auchabtale befindenden 9. Kompagnie, die 1. Etappen-Kompagnie, die 10. Kompagnie des 2. Feldregiments, sowie eine halbe 1. und eine drittel 9. Batterie, und eine Sektion Maschinengewehre.

Am 19. Juni traf der von einer Patrouille der 9. Kompagnie und einem 6 cm Gebirgsgeschütz begleitete neue Kommandeur, von Keetmannshoop aus, in Kanibes ein, wohin auch der größte Teil der Truppen vom Hauptquartiere aus in Bewegung gesetzt worden war; nur die 1. Etappen-Kompagnie marschierte von Bethanien aus dem Auchabrevier zu. Nach Vereinigung aller Truppen gebot der Major dann über etwa dreihundert Gewehre, sowie über fünf Geschütze und zwei Maschinengewehre.

Die Zeit, die bis zum Herankommen der Truppen verstreichen mußte, nutzte der Führer nach Kräften aus, indem er sowohl in Kanibes für mehrere Wochen die Verpflegung sicher stellte, als auch den untern Fischfluß, so weit als irgend möglich, erkunden ließ. Dabei ergab sich dann, nach dem Berichte, „daß dieser von der Mündung des Hoamusreviers ab bis zum Oranje in einem tief eingeschnittenen Tale fließt, das von steilen, 200 bis 600 m hohen Felswänden eingeschlossen wird. Die Breite der Talsohle beträgt im allgemeinen nur 100 bis 150 m. Sie erweitert sich aber an den zahlreichen Biegungen zu breiten Kesseln und ist von Klippen und Felsblöcken, bisweilen auch von Dünen, durchsetzt. Parallel mit dem Tale läuft eine nach Süden immer breiter, höher und schroffer werdende Gebirgskette, die sich zuletzt mit dem den Oranje begleitenden Gebirge vereinigt. Südlich des Hoamusreviers, das einen beschwerlichen Saumpfad bildet, fand man von Osten her nur zwei Zugänge, einen bei Kochas, die sogenannte „Trothaschlucht", den anderen bei Aiais durch das Gouchasibrevier. Alle weiteren, an verschiedenen Stellen gemachten Versuche, auch nur mit einzelnen Fußgängern von Osten in das Tal zu gelangen, blieben erfolglos. Auf der westlichen Seite lagen die Verhältnisse ähnlich."

Dem Major war es alsbald klar, daß der Vorstoß

gegen die Stellung des Cornelius den Truppen recht große Anstrengungen auferlegen mußte, und daß sie große Entbehrungen zu erdulden haben würden. Trotzdem aber ging er unverweilt an die Lösung der äußerst schwierigen Aufgabe heran, der Hingabe und Tapferkeit seiner Reiter vertrauend.

Unter Sperrung des Fischflußtales im Norden bei Rosinbusch, im Süden bei Aias durch die starken Patrouillen des Oberleutnants Medding und des Leutnants v. Haeseler, beschloß der Major Gräser, mit den Hauptkräften auf dem linken Ufer durch die Trothaschlucht gegen Kochas vorzugehen, während die 9. und 1. Etappen-Kompagnie unter Hauptmann Pichler das Auchabtal abwärts marschieren sollten. Der gemeinsame Angriff auf die bei Kochas sitzenden Hottentotten war dann mit Tagesanbruch des 27. Juni geplant.

Bereits am 26. Juni, also früher als die gemeinsame Operation es vorgeschrieben hatte, war der Hauptmann Pichler bei Kochas eingetroffen, ohne auf den Gegner gestoßen zu sein, wohl aber hatte der Leutnant v. Bömninghausen, der die Verbindung mit der südlich stehenden Patrouille des Leutnants v. Haeseler aufzunehmen versuchen sollte, festgestellt, daß die Hottentotten jenseit Keidorus, also etwa zehn bis zwölf Kilometer südlich Kochas, lagerten. Anstatt nun dem Befehle gemäß, das Herankommen der Hauptkolonne abzuwarten, glaubte der Hauptmann Pichler, von lebhaftem Tatendrange beseelt, sich die günstige Gelegenheit, den Gegner zu überfallen, nicht entgehen lassen zu dürfen. Er beschloß daher, noch in der Nacht den Vormarsch gegen Cornelius fortzusetzen, ohne, wie es den Anschein hat, dem Major Gräser von seinem kühnen Entschlusse Meldung gesendet zu haben. So kam es, daß letzterer, dessen Ankunft bei Kochas infolge der Ungunst des Geländes sich um mehrere Stunden verspätet hatte, die Kolonne Pichler nicht vorfand und auch über ihren Verbleib nichts feststellen konnte. In großer, quälender Unsicherheit über das Schicksal derselben, mußte er an der Stelle bleiben, wo er war, „da der etwa einzuschlagende Weg ebenso gut von der gesuchten Abteilung ab,

wie zu ihr hinführen, und deren unter Umständen dringend notwendigen Unterstützung vereiteln konnte".

Erst spät am Abend wurde der Major endlich über das Schicksal der Abteilung durch eine Patrouille aufgeklärt, die die Meldung brachte, daß der Hauptmann in ein nachteiliges Gefecht verwickelt worden war und zum Rückzuge sich genötigt gesehen hatte.

Die Abteilung Pichler war in der Nacht zum 27. Juni noch dicht an die hellodernden Lagerfeuer der Hottentotten bei Keidorus herangekommen und schon hatte sie sich der frohen Hoffnung hingegeben, daß der kühne Überfall, wie bei Gaos, so auch hier, gelingen werde, da prasselte plötzlich, wie so oft bei ähnlichen Unternehmungen gegen die Eingeborenen, von dem der Truppe völlig unsichtbaren Gegner, „auf ein scharfes Kommando in Hottentottensprache hin", ein vernichtendes Feuer aus überhöhenden Stellungen auf die Reiter hernieder.

Durch einen Schuß ins Bein schwer verwundet, brach der Führer sofort zusammen, um kurze Zeit darauf den tötlichen Schuß in den Kopf zu erhalten, und auch der Assistenzarzt Dr. Horn, der dem Hauptmann beistehen wollte, wurde durch ein Geschoß tot niedergestreckt. Schnell häuften sich die Verluste, und nachdem auch der Oberleutnant v. Rosenthal, der Führer der 9. Kompagnie, verwundet worden war, da sah sich der Oberleutnant Dannert schweren Herzens vor die Notwendigkeit gestellt, den Rückzug anzuordnen. Trotzdem die unverzagten Reiter mehrere Stellungen mit dem Bajonette genommen hatten, war ihm die Hoffnung geschwunden, noch einen Erfolg zu erzielen und da augenscheinlich die Hauptkolonne nicht mehr rechtzeitig auf dem Kampfplatze erscheinen würde, die Umzinglungsversuche der Hottentotten aber immer weitere Fortschritte machten, stand er von einem weiteren Kampfe ab.

Unter dem Schutze des Feuers der ausgeschwärmt liegenbleibenden Reiter brachten die Züge Peter und Bönninghausen die Verwundeten über den Fluß zurück, um sodann von der neubesetzten Aufnahmestellung aus den Rückzug der am Gegner gebliebenen Truppen zu decken. Diese hatten noch einen schweren Stand gehabt und waren

in die Lage gekommen, mehrere Angriffe des nachdrängenden Gegners zurückweisen zu müssen. Glücklich hatte die ganze Abteilung schließlich die Höhen des anderen Ufers gewonnen, und wenn auch die Gefallenen auf dem Kampfplatze liegen bleiben mußten, so waren doch alle Verwundeten gerettet und kein Gewehr, keine Patrone war in die Hände des Siegers gefallen, dank der umsichtigen zweckentsprechenden Anordnungen des Oberleutnants Dannert.

Etwa einen Kilometer jenseits des Flusses wurde die ganze Abteilung wieder vereinigt in einer Stellung, in der der Führer jedem Angriff erfolgreich entgegenzutreten hoffen durfte.

Unmittelbar, nachdem der Major Gräser die Meldung über das unglückliche Gefecht erhalten hatte, war er noch in der Nacht aufgebrochen, hatte am Morgen des 28. Juni das Lager der zurückgegangenen Abteilung erreicht und war, nachdem die Truppen einige Stunden gerastet hatten, alsbald zum Angriff auf die Hottentotten vorgegangen, die sich bereits diesseits des Flusses nicht weit von Keidorus eingenistet und eine sehr geschickt gewählte Stellung besetzt hatten.

Wieder eröffnete der Gegner überraschend das Feuer aus seinen Schlupfwinkeln, doch waren die Truppen diesmal auf einen solchen Empfang vorbereitet, und nach kurzem Kampfe, in dem auch die Artillerie ein recht gewichtiges Wort mitsprach, wurden die Hottentotten über den Fluß hinübergeworfen und längs des Ufers, sowie im Tale selbst, energisch verfolgt. In diesem aber waren sie bald auf die nordwärts vorrückende, starke Patrouille des Leutnant v. Haeseler gestoßen und, so von vorn und hinten eingekeilt und beschossen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als die steilen Hänge zu erklettern, und seitwärts auszuweichen. „Ich war sehr im Druck," so berichtet Cornelius, „meine Vorhut und Nachhut waren schon mit dem Feinde im Kampfe; ich wich nun aus dem Fischflusse nach Westen aus, in einen Seitenfluß hinein und in einen großen Bogen kamen wir wieder in den Fischfluß." Das gesamte Vieh aber mußte im Tale zurückbleiben und fiel dem Sieger in die

Hände, der an beiden Tagen einen Verluſt an Toten von zwei Offizieren und drei Mann, an Verwundeten von einem Offizier und neun Mann hatte.

Nach einem durchaus notwendigen Ruhetage ſetzte die Abteilung am 30. Juni die Verfolgung flußabwärts fort, und nachdem ſie nach einem leichten Gefechte am nächſten Tage den Gegner, der inzwiſchen wieder zum Fiſchflußtale zurückgekehrt war, geworfen hatte, war die wichtige Meldung eingegangen, daß Cornelius und Morris mit ihren Banden im Verein mit den Warmbader Bondelzwarts unweit der Einmündung des Konkip in den Fiſchfluß eine befeſtigte Stellung hergerichtet hätten. Tatſächlich wurden denn auch beim weiteren Vormarſche am 3. Juli auf den das Flußbett einſchließenden Höhen kaum mit dem Glaſe erkennbare Verſchanzungen entdeckt. So auf den Kampf vorbereitet, griff der Major Gräſer, unter erfolgreicher Teilnahme der Artillerie, den Gegner auf den Höhen umfaſſend an, und warf ihn nach kurzem Gefechte aus ſeiner vorteilhaften, ausgezeichnet gewählten Stellung hinaus, verfolgt von den lebhaft nachdrängenden Reitern und den platzenden Geſchoſſen der Kanonen. Erſt ſpät am Abend, nachdem die Sonne längſt untergegangen und die Dunkelheit hereingebrochen war, wurde die Verfolgung eingeſtellt, die Reiter und Roß ganz gewaltige Anſtrengungen auferlegt hatte.

Einen hervorragenden Anteil an dem Erfolge des Tages hatte der Leutnant v. Gersdorff, der mit einem Zuge der 9. Kompagnie in entſchloſſenem Vorgehen eine kaum erſteigbare Höhe am weſtlichen Talrande erklommen und damit weſentlich zur ſchnellen, glücklichen Entſcheidung des Gefechts beigetragen hatte. Ihm zu Ehren erhielt der Berg den Namen „Gersdorffhöhe", nach der auch das Gefecht benannt worden iſt.

Über das Gefecht berichtet Cornelius: „Die deutſche Truppe hat mich ſchon ſo umſtellt, daß ich gar nicht mehr wußte, wie ich mich retten ſollte. Die Truppe hat ſich aber wohl von den Kanonen nicht trennen wollen, daher kam ſie nur langſam vorwärts, und ich konnte mich retten. Der Weg iſt dort furchtbar ſteil und es iſt ein wahres Wunder,

daß die Deutschen die Kanonen überhaupt so weit mitbekommen haben."

Dem Leutnant Bender, dem energischen Führer der Artillerie, gebührt nicht zum wenigsten das Lob des Cornelius. Er hatte dem Major Gräser versprochen, „der Abteilung mit den Geschützen überallhin zu folgen" und dieses Versprechen glänzend wahr gemacht.

Unermüdlich hatte der Major Gräser die Verfolgung, obwohl sich ihr immer größere Schwierigkeiten entgegenstellten, bis zum 6. Juli fortgesetzt und zwar bis zu den Ufern des Oranjeflusses, sie aber dann abgebrochen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Cornelius nach Osten zu, flußaufwärts, abgebogen und nunmehr in der Lage war, bei jeder Bedrohung unverweilt auf englisches Gebiet flüchten zu können, ohne daß er befürchten mußte, entwaffnet und gefangen genommen zu werden.

Die weitere Verfolgung hatte somit wenig Aussicht auf Erfolg und wurde um so schwieriger, als die Verpflegung von dem über hundert Kilometer entfernten Magazin Kanibes, bei den ungemein schwierigen Wegen, nicht mehr sicher gestellt werden konnte.

Unter Festhaltung der Gegend am unteren Fischflusse und Sicherung der Vorräte in Kanibes, wurde die, durch die Ersatz-Kompagnie 3a verstärkte Abteilung nach Aiais zurückgenommen.

„Damit hatten die Fischflußoperationen," so sagt der Bericht des Generalstabes, „ihr Ende erreicht. Sie zeigen die Zähigkeit und Tatkraft der deutschen Führung, die von einer opferwilligen Truppe auf das hingebendste unterstützt wurde, in glänzendem Lichte. Die außerordentlich schwierigen Märsche über Felsen und Steingeröll, bei denen der viel gewundene, mit Wasser gefüllte Fluß immer wieder gekreuzt werden mußte, hatten fast ganz zu Fuß ausgeführt werden müssen und ungewöhnliche Anforderungen an die Mannschaften gestellt. Da die deutsche Abteilung mithin nicht schneller als der Feind marschieren konnte, war von einem Überholen und Verlegen des Rückweges, worauf jede wirksame Verfolgung beruht, nicht die Rede. Nur wenn der

Feind es für gut fand, Widerstand zu leisten, kam es überhaupt zum Kampfe. An diesem Übelstand krankte, nach Ansicht des Majors Gräser, die ganze Fischflußunternehmung. Die in diesen Tagen zurückgelegten Entfernungen geben, in Zahlen ausgedrückt, nicht annähernd ein richtiges Bild von den Leistungen der Truppe, wenn man nicht gleichzeitig sich die großen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die die Natur des Landes bietet. Im Fischflußtal bedeutete eine Meile oft schon eine schwere Tagesleistung."

Der unermüdliche Führer aber, auf dessen Schultern allein die ganze Last der Verantwortung gelegen hatte, war von den außerordentlichen seelischen Erregungen und körperlichen Anstrengungen der letzten Zeit auf das Krankenlager geworfen worden und hatte deshalb den Befehl niederlegen müssen.

An seine Stelle war am 18. Juli der Major Traeger getreten.

Aber auch dieser sah zunächst von einer Verfolgung ab, nachdem festgestellt worden war, daß Cornelius seine Werften, nunmehr tatsächlich aber ohne die Orlogleute, auf englisches Gebiet abgeschoben und er damit seine Beweglichkeit noch mehr erhöht hatte; zudem hielt der Major die Truppen noch nicht wieder für operationsfähig. Über den Zustand derselben berichtete er: „Die Truppen waren für größere Unternehmungen damals nicht mehr verwendungsfähig. Eine große Anzahl der Mannschaften war herzkrank und dringend schonungsbedürftig. Es fehlte fast völlig jede Art von Schuhzeug, Röcke und Hosen waren zerrissen, die beiden Geschütze kaum noch kriegsbrauchbar, Pferde und Maultiere völlig heruntergekommen."

Als nun aber Ende Juli die Meldung einlief, daß Cornelius die so wichtige Verbindung Warmbad—Ramansdrift bedrohe, auch hier eine deutsche Wagenkolonne bereits überfallen worden war, — in dem sich hierbei entspinnenden Kampfe hatte der auf einem Besichtigungsritte befindliche Generaloberarzt Dr. Sedlmayr den Tod gefunden, — da war trotz des schlechten Zustandes der Truppen der Major umgehend nach jener Gegend auf dem kürzesten Wege über Gaibes, Haib nach Warmbad zu auf-

Oberstleutnant van Semmern.

Hauptmann Siebert.

Hauptmann v. Zwehl.

Hauptmann Manger.

gebrochen. Ohne auf Cornelius zu stoßen, der inzwischen unter zahlreichen Räubereien westlich um Warmbad herum nach Norden, auf die Großen Karrasberge zu, marschiert war, hatte der Major Traeger eine Bande Bondelzwarts bei Kawigaus am 19. August angegriffen, doch war es ihm nicht möglich gewesen, sie aus ihrer starken, halbkreisförmigen Felsenstellung hinauszuwerfen. Erst in der Nacht gaben die Hottentotten dieselbe auf und zogen nach Süden zu ab. Eine Verfolgung war unmöglich, da Wasser nicht zu finden war, und die Truppe dringend desselben bedurfte, da sie bereits seit anderthalb Tagen ohne frisches Wasser war. Die Abteilung ging nach Gaobis zurück. —

Inzwischen hatte der General v. Trotha das Hottentottenland in vier Bezirke geteilt: Nordbethanien, Ost-Namaland, Südbezirk und Südetappengebiet und „jedem Bezirk einen Befehlshaber und eine nach der Größe und nach den zu bewältigenden Aufgaben bemessene Besatzung" gegeben.

Zum Kommandeur des Südbezirks war der Oberstleutnant von Semmern ernannt worden, und dieser befahl jetzt, im Hinblick auf den Zustand der Truppen, dem Major Traeger von der weiteren Verfolgung des Cornelius Abstand zu nehmen und ausschließlich für die Sicherung der so überaus wichtigen Etappenstraße Warmbad—Ramansdrift zu sorgen.

Anfang September gelang es Cornelius, bei dem immer noch Johannes Christian und Morris weilten, in den Großen Karrasbergen mit Morenga sich zu vereinigen. Doch war ihr Zusammenbleiben nur von kurzer Dauer.

Nachdem die Banden am 21. September Dewenischpütz gemeinsam, wiewohl vergeblich, angegriffen hatten, war es ihnen leider gelungen, am 23. September die Signalstation Oas zu überraschen, und auszurauben, wobei die ganze Besatzung ihren Tod fand. Die Teilung der Beute aber trug den Zwist in die Banden und, unzufrieden mit seinem Anteile, trennte sich Cornelius von Morenga. Er wandte sich wieder seinem Bethanierlande zu,

in dem er dann viele ihm treu gebliebene Leute fand, die, unzufrieden mit der deutschen Herrschaft, ihn auf das beste über jede Bewegung unserer Truppen unterrichteten. Sie setzten ihn so in die Lage, dank seiner durch die Abschiebung der Werften sehr erhöhten Beweglichkeit, den Verfolgungen der Deutschen lange Zeit zu entgehen, und den gegen ihn gerichteten Operationen die größten Schwierigkeiten zu bereiten. Geschickt wußte er allen größeren Zusammenstößen auszuweichen, dagegen in höchst listiger Weise kleinere Transporte zu nehmen und schwächere Patrouillen zu vernichten.

Bald nachdem er Morenga verlassen und seinen Marsch nach dem Bethanierlande angetreten hatte, der Überfall von Uchanaris ihm mißglückt war, hatte er bei Gobas, nur etwa zehn Kilometer südlich des doch immerhin stark besetzten Keetmannshoop, am 4. Oktober 1905 mehrere Wagen des Sanitätsfuhrparks genommen, deren aus Buren bestehende Bedeckung entwaffnet wurde. Und so groß war seine Dreistigkeit und seine Hoffnung, den Deutschen nicht in die Hände zu fallen, daß er dem Bezirksamtmann in einem Briefe die Mitteilung von der Verbrennung der Wagen machte.

Er verfügte auf diesem Zuge etwa über dreihundert Mann, die fast alle mit guten Gewehren bewaffnet waren.

Der Übertritt des Cornelius in das Bethanierland kam dem Hauptquartiere sehr ungelegen, da zu wenig Truppen hier verfügbar waren, um die Verfolgung des sich als so ungemein gewandt gezeigten Führers mit Nachdruck und Erfolg aufnehmen zu können. Die Hauptkräfte standen zu dieser Zeit im nördlichen Bethanierlande, im Südbezirke und am Auob im Felde. So wurde denn, um möglichst bald wenigstens eine Truppe hier in den Händen zu haben, aus Schreibern, Burschen und Telegraphisten, so gut und so schnell es eben gehen wollte, eine Abteilung zusammengesetzt und diese unter dem Hauptmann v. Lettow-Vorbeck, dem bisherigen Adjutant des Oberkommandos, dem Gegner auf die Fersen gesetzt. Doch beteiligten sich an der Verfolgung zunächst außerdem noch die in der Nähe

des Baiwegs befindliche 4. Ersatz-Kompagnie, ferner die aus dem Ost-Namalande zurückgekehrte 6. Kompagnie, sowie die Halbbatterien Nadrowski und Böttticher.

Am 7. Oktober begann der Verfolgungsmarsch von Keetmannshoop aus zunächst auf dem Baiwege, westwärts bis zum Konkip, um vor allen diese wichtige Verbindung gegen Unternehmungen des Cornelius zu schützen, ohne jedoch auf die Spuren des Kapitäns gestoßen zu sein. Von hier ging es dann rastlos weiter auf einem weiten Bogen zum Fischflusse zurück und dann nördlich in Kreuz- und Querzügen über Besondermaid im Goabtale nach dem nördlich gelegenen Chamasis, am Fuße der zerklüfteten Chamasabberge gelegen, wo endlich der Hauptmann v. Lettow nach den eingegangenen Meldungen hoffen durfte, den Gegner zu fassen. Doch als er dort nach gewaltigem Marsche am 19. Oktober eingetroffen war, da war Cornelius, der „es nach seiner eigenen Aussage mit der Angst bekommen hatte", nach Nordwesten ausgewichen. Er hatte somit in einer über tausend Kilometer großen Schleife durch den ganzen Südbezirk, unter vielen Kämpfen, wieder die Gegend erreicht, von der aus Mitte Februar seine Verfolgung aufgenommen worden war.

Im Verein mit der noch frischen 4. Ersatz-Kompagnie unter Leutnant v. Elpons wurde dann der Spur des Gegners weiter gefolgt, und diesem Offizier gelang es dann endlich am 23. Oktober die völlig erschöpfte Cornelisbande bei Goperas einzuholen und nach kurzem Kampfe von der Wasserstelle zu vertreiben.

Cornelius suchte nunmehr die Zarisberge zu gewinnen, doch wich er, als ihm vom Leutnant v. Elpons bei Blutpütz der Weg verlegt wurde, nach Osten aus.

Nach eingegangenen Meldungen war Cornelius nach Huams gezogen und sollte nicht weit von der Stelle entfernt sitzen, wo er am 27. April die Patrouille des Oberleutnants v. Bülow beinahe gänzlich vernichtet hatte. Als aber der Hauptmann v. Lettow mit der Abteilung am 2. November dort eingetroffen war, zeigten alte Spuren an, daß die Hottentotten schon vor mehreren Tagen abgezogen sein mußten.

Da traf bei der Abteilung vom Hauptquartier die alle überraschende Meldung ein, daß Cornelius bereits am 1. November bei Ganikobis am Fischflusse sich befunden und eine neue Schandtat begangen hatte. Eine Wagenkolonne war von ihm überfallen worden, wobei vier Reiter, im Schlafe ermordet, den Tod gefunden hatten. Mehr als einhundertundfünfzig Kilometer Zwischenraum hatte also der listige Hottentotte in kurzer Zeit zwischen sich und seine Verfolger zu legen gewußt, die trotz des festen Willens und unermüdlicher Ausdauer ihm nicht auf den Fersen zu bleiben vermocht hatten. Die wilden Söhne der Natur wußten leider nur allzu gut ihre Spuren zu verwischen und die Verfolger auf eine falsche Fährte zu bringen. So hatte auch hier eine kleine Schar Eingeborener die Abteilung nach Huams gelockt, während Cornelius seinen Zug nach Osten fortgesetzt hatte.

Neue Kräfte standen indessen jetzt dem Hauptquartier am Fischflusse zur Verfügung. Es waren das die 5. und 2. Kompagnie des 2. Feldregiments mit der 6. und einer halben 3. Batterie, die nunmehr von Fahlgras am Fischflusse und dem südöstlich davon gelegenen Asab in zwei Kolonnen unter den Rittmeistern Haegele und v. Treskow zu beiden Seiten des Flusses gegen Cornelius entsendet wurden. Auch wurde die 7. Kompagnie aus dem Ost-Namalande nach Keetmannshoop herangezogen und die Abteilung Lettow, aus der die 4. Ersatz-Kompagnie wieder ausgeschieden war, nach Berseba befohlen.

Aber ehe die in Gewaltmärschen herankommenden Kolonnen den schlauen Hottentotten-Kapitän, der inzwischen bei Bystieck festgestellt worden war, erreicht hatten, war er bereits mit seinen Leuten, in kleine Trupps aufgelöst, nach der Zwiebelhochebene entwichen und abermals hatte er seine Spuren so sorgfältig zu verwischen gewußt, daß an die deutschen Aufklärungsreiter wieder die größten Anforderungen gestellt werden mußten, ohne daß es diesen jedoch zunächst gelungen wäre, den Verbleib der Banden festzustellen.

Cornelius war nämlich, nachdem er seine Kräfte wieder vereinigt hatte, in die Berge östlich der Zwiebelhoch-

ebene gegangen, hatte Bethanien in einer weiten Schleife ringsherum umgangen und war sodann weiter nach Süden zum Baiwege gezogen, weil er dort gute Beute zu machen hoffte. Erst eine neue Räuberei, der Überfall des Farmers Hill bei Kanas gab wieder einmal Nachricht von seinem Verbleib.

Den ihn sofort nach dem Überfalle am 21. November verfolgenden Patrouillen der Leutnants Graf Hardenberg und Lübben bot er aber bei Garunarub an demselben Tage mit etwa hundert Gewehren sehr energisch die Stirn und erst, nachdem eine dritte Patrouille unter Leutnant v. Hannecken hinzugekommen war, gab er nach Einbruch der Dunkelheit den Widerstand auf. „Wir waren in der Überzahl," so sagte er über dieses Gefecht, „aber die deutsche Truppe focht scharf." In dem Kampfe war der Graf Hardenberg schwer verwundet worden.

Am nächsten Morgen waren die Hottentotten verschwunden, und erst am 29. November, nachdem ihnen in der Zwischenzeit Leutnant Dreyer mit drei Mann in die Gewehre gelaufen war und alle hierbei ihren Tod gefunden hatten, wurde der Verbleib des Cornelius wieder bekannt, als es ihm gelungen war, die Farm Haries, südlich des Baiweges, zu überfallen und sieben Gewehre und vierzig Pferde zu erbeuten.

Alle Truppen, die in der Nähe zur Verfügung standen, von Kubub unter Oberleutnant v. Dewitz, von Brackwasser unter Rittmeister Ermekeil, wurden alsbald gegen ihn in Bewegung gesetzt, und nachdem sein Abzug in nordöstlicher Richtung bekannt geworden war, auch die 6. Kompagnie von Bethanien her und Rittmeister Haegele nach Aub zu. Doch kaum hier angekommen, wurde letzterer am 8. Dezember überraschend von Cornelius mit etwa achtzig Gewehren angegriffen, doch gelang es ihm, nach vierstündigem, heftigem Gefechte den Gegner mit schweren Verlusten zurückzuwerfen, wobei die Abteilung selbst einen Verlust von vier Verwundeten hatte.

Nunmehr änderte Cornelius plötzlich wieder seine Marschrichtung. Er bog nach Nordwesten zu aus, und ging nach den Tirasbergen, wo er sich mit Resten der Bande

des Herero Andreas vereinigte, die mit den Hottentotten im Gefechte bei Nubib am 13. September durch die Abteilung Meister zersprengt worden war. Von hier aus nun, wo er sich sehr sicher wähnte, setzte er sodann seine Räubereien und Überfälle fort, die er bis nach dem einhundertundzwanzig Kilometer entfernten Umub ausdehnte, wo es ihm am 13. Januar 1906 gelang, dem dortigen schwachen Posten das Vieh abzutreiben.

Die Plünderungen und Diebstähle wurden mit der Zeit immer dreister und dreister ausgeführt. Man konnte den Räubereien nicht genügend scharf entgegentreten, weil die Verpflegung von Reiter und Roß gerade in jener Zeit sehr erheblich unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden hatte. Die großen Schwierigkeiten, die die Heranführung der Verpflegung auf dem Baiwege schon an und für sich verursacht hatte, waren jetzt noch dadurch sehr erheblich vermehrt worden, daß das ganze Gelände westlich Kuibis infolge des Ausbruchs der Rinderpest für Zweihufer gesperrt werden mußte, und es nur möglich war, durch die Maultierkolonnen den Betrieb auf diesem Wege einigermaßen aufrecht zu erhalten.

Da der Hafer fehlte, die Regenzeit auch noch nicht genügend den Graswuchs gefördert hatte, so sah es mit dem Futterzustande der Einhufer sehr übel aus. Ihre Kräfte waren verbraucht, und ausgedehnte, weite Ritte wurden jetzt fast zur Unmöglichkeit.

Trotzdem aber ruhten die Truppen nicht; die noch irgendwie leistungsfähigen Pferde wurden zu Patrouillenritten herangezogen und manche der kleinen Vorstöße waren von gutem Erfolge begleitet. So mußte sich am 25. Januar 1906 der sogenannte Krüppel-Johannes mit zwanzig Reitern dem Leutnant v. Westernhagen ergeben und dem Leutnant v. Trailsheim gelang es, in den Tirasbergen, bei Namtob am 11. Januar durch eine sehr geschickt geleitete Bewegung, die sorgsam verborgene, bisher unauffindbar gewesene Werft des Cornelius zu nehmen, der selbst gerade auf einem Raubzuge mit den Hauptkräften seiner Bande vom Lager abwesend war.

Zwei Tage lang blieb der unerschrockene Führer mit

seinen paar Reitern noch in der Gegend auf der Lauer liegen, in der Hoffnung, dem zurückkehrenden Cornelius einen Hinterhalt zu bereiten, ähnlich wie es die Hottentotten so oft den Deutschen gegenüber getan hatten. Doch es war vergebliches Mühen. Cornelius, jedenfalls von der ihm drohenden Gefahr rechtzeitig durch seine flinken Späher unterrichtet, erschien nicht, und so zog dann der Offizier mit seinen Reitern, nachdem er die Pontocks niedergebrannt hatte, nach seinem alten, etwa sechzig Kilometer entfernten Standort Kunjas zurück.

Dort waren inzwischen die Räubereien des Cornelius auf seinem Beutezuge nach Umub bekannt geworden, und ohne den eben zurückgekehrten Truppen auch nur einige Stunden der Ruhe zu gewähren, ging der Leutnant Frhr. v. Stein, unter Mitnahme dieser Abteilung mit der 4. Kompagnie wieder gegen die Tirasberge vor, wohin sich Cornelius nach eingegangenen Meldungen in der Zwischenzeit mit seinem Raube wieder zurückgezogen haben sollte.

Doch auch der Oberleutnant v. Wittenburg hatte sich von Bethanien aus, wo er gerade mit der 5. Kompagnie stand, nach erhaltener Kunde von dem Überfalle bei Umub zur Verfolgung des Cornelius aufgemacht und es war den Abteilungen gelungen, sich am 18. Januar bei Nuzoas zu vereinigen, wenige Kilometer entfernt von der ehemaligen, nunmehr abgebrannten Werft der Hottentotten. Noch am Abend desselben Tages ging der Oberleutnant v. Wittenburg bis in die Nähe von Dochas vor, wo sicherer Nachricht zufolge, der langgesuchte Kapitän lagern sollte. Auf der Höhe, gut versteckt, biwakierte die einhundertunddreizehn Gewehre starke Abteilung gefechtsbereit, nicht weit von der Wasserstelle entfernt, an der der Gegner lag, ohne von ihm bemerkt zu werden. Bei Tagesgrauen des 19. Januar wurde sodann der Marsch in größter Vorsicht angetreten und es gelang dem Oberleutnant, den Feind vollständig zu überraschen. Von den, wie gewöhnlich, unsichtbaren Sicherungsposten des Lagers aus allernächster Nähe auf ihrem Vormarsche beschossen, fielen zwar der Unteroffizier und ein Mann der Spitze. Doch die schnell entwickelten drei Kompagnien überschütteten alsbald die

Hereros und Hottentotten, die in sorgloser Ruhe die Nacht verbracht hatten, mit einem so wirkungsvollen Feuer, daß dieselben ihre wohlvorbereiteten Stellungen nicht mehr einnehmen konnten. Nach kurzem Kampfe, der der Bande große Verluste beigebracht hatte, flohen die Eingeborenen in östlicher Richtung eiligst davon, zwölf Tote auf dem Kampfplatze zurücklassend, sowie eine Anzahl Gewehre und mehrere Pferde.

Hervorragend geschickt hatte der junge Führer das Gefecht vorbereitet und dasselbe so entschlossen und energisch durchgeführt, daß die Bande des Cornelius sehr schwer getroffen wurde, große Verluste erlitt und infolgedessen sehr erheblich an Widerstandskraft verlor.

Seine Einbuße an Kräften war so groß, daß trotz aller Anstrengungen, die er machte, Cornelius sich nicht wieder von diesem harten Schlage zu erholen vermochte.

Die ganze Bande der Hereros aber hatte ihren Untergang gefunden. Andreas, selbst schwer verwundet, war zwar noch von seinen Getreuen aus dem Gefecht geschleppt worden, doch die Anstrengungen der Flucht konnte der schwer Verletzte nicht mehr ertragen. Auf der weiteren Flucht ist er dann zugrunde gegangen, und auch seine beiden Unterführer hatten im Kampfe den Tod gefunden.

Obwohl der Oberleutnant v. Wittenburg mit einem Teile der Truppen sofort die Verfolgung in umsichtiger Weise ansetzte, so war doch schon bei Korais die Fühlung mit dem Gegner verloren gegangen. Reiter und Pferde waren am Ende ihrer Kräfte und den beweglichen, in größter Eile fliehenden Hottentotten vermochten sie nicht mehr zu folgen.

Cornelius aber wandte sich, in einem weiten Bogen nördlich ausholend, wieder dem schluchtenreichen Schwarzrande zu, wo er dann wieder, von unseren Reitern nicht entdeckt, einige Zeit im Verborgenen blieb. Hier aber muß er großen Mangel am Notwendigsten gehabt haben und es ihm recht schlecht ergangen sein, denn er berichtete später: „Meine Leute waren recht hungrig".

Unter großen Anstrengungen war es Ende Januar endlich gelungen, trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten, die Verpflegung der Truppen in diesem Bezirke so weit sicher zu stellen, daß die Operationen wieder mit vermehrtem Nachdruck aufgenommen werden konnten und sofort wurden denn auch alle Anordnungen für den Wiederbeginn der Verfolgung des Cornelius getroffen.

Zu dem Zwecke wurden bereit gestellt, eine Abteilung unter Hauptmann Buchholz in der Gegend von Huams, zum Schutze der reichen Viehbestände des Bezirks Gibeon, eine andere unter Hauptmann Brentano zur Sicherung der Linie Gibeon—Arugoams, während dem Hauptmann Volkmann die Führung der bei Kunhas stehenden Truppen übertragen wurde. Der Baiweg blieb unter dem Schutze des Baiweg-Detachements, ebenso die Nubiblinie.

Ein erfolgreiches Vorgehen der Abteilungen aus ihrem Aufstellungsgegenden war jedoch so lange nicht angängig, als man das Versteck der Hottentottenbanden nicht mit aller Sicherheit kannte. Um dieses festzustellen, erwuchsen unsern unermüdlichen Patrouillenreitern wieder schwere Aufgaben. Weit in die Namib hinein wurden sie vorgetrieben, ohne daß es ihnen möglich geworden wäre, die Spuren zu finden und erst am 5. Februar gelang es dem Oberleutnant Barlach von einigen bei Huams eingebrachten Gefangenen zu erfahren, daß Cornelius von Kumakams in der Richtung auf Berseba vorgegangen war, um den in der dortigen Gegend wohnenden Farmer Kries das Vieh abzutreiben.

Die Richtigkeit dieser wichtigen Nachricht fand denn auch bald ihre Bestätigung durch den Oberleutnant Wernicke, der am 7. Februar bei Aukam, etwa zwanzig Kilometer südwestlich Huams, die etwa sechs Tage alte Spur der Bande gefunden, sie bis in den Schwarzrand verfolgt und dort festgestellt hatte, daß sie sich auf Berseba zu hinzog.

Damit war sehr viel gewonnen, und alsbald setzten die Abteilungen Buchholz und Volkmann, die sich in Kosos am 12. Februar vereinigt hatten, die Verfolgung ins Werk, „erfüllt von dem festen Willen, diesen gefährlichen Bandenführer, der mit seiner beispiellosen Gewandtheit und

Beweglichkeit die deutschen Truppen nun schon über Jahresfrist in Atem erhalten hatte, endlich unschädlich zu machen."

Am 13. Februar wurde hinter dem Kuumsrevier endlich die Spur an einer Wasserstelle gefunden, an der Cornelius vor etwa vier Tagen gelagert hatte, und schleunigst wurde ihr nach kurzer Rast gefolgt. Bei Vollmondschein gings weiter bis zur nächsten Lagerstätte der Hottentotten, die schon am frühen Morgen des 14. Februars erreicht wurde. Doch weder Hottentotte noch Wasser war zu finden, und weiter ging daher die Jagd, nachdem die Hitze des Tages geschwunden war, mit durstigen Pferden, um am anderen Morgen, am 15. Februar, wieder eine ausgetrocknete Wasserstelle zu erreichen, an der auch die flüchtigen Eingeborenen vergeblich nach Wasser gesucht hatten, wie aus den tiefen frisch gegrabenen Löchern zu erkennen war. Das war eine sehr üble Lage, in die die unermüdlichen Verfolger gekommen waren. Drohend stieg das Gespenst des Verdurstens vor ihnen auf, denn es war sehr fraglich, wenn man den Spuren der Hottentotten weiter folgte und man hierbei wirklich auf Wasser stieß, ob solches dann auch in genügender Menge vorhanden war, um die große Anzahl Pferde von beiden Abteilungen hinreichend tränken zu können. War das aber nicht der Fall, blieb weiterer Wassermangel bestehen, so war das Ernsteste zu befürchten. Das machten sich die Führer klar und deshalb beschlossen sie, die Abteilungen zu trennen.

Während nun der Hauptmann Buchholz den Spuren des Cornelius unmittelbar weiter gefolgt und endlich zu einer Stelle mit Wasser, wenn auch nur mit wenigen, gekommen war, hatte der Hauptmann Volkmann, unter Überwindung sehr erheblicher Schwierigkeiten, mit fast verdursteten Pferden am 16. Februar Chamasis, etwa fünfzehn Kilometer westlich Berseba, erreicht, wo dann auch am Abend desselben Tages noch der Hauptmann Buchholz sich wieder mit ihm vereinigte.

Bei seinem Eintreffen an dieser Wasserstelle hatte der Hauptmann Volkmann vom Leutnant v. Westernhagen die Meldung erhalten, daß nur wenige Stunden südlich, im Aubrevier, der lange gesuchte Bandenführer sitze, und

daß mit ihm bereits durch einige entsendete Witbois Verhandlungen angebahnt worden waren, nachdem hierzu das Hauptquartier seine Einwilligung gegeben hatte. Christian Goliath, der Kapitän von Berseba, hatte sich selbst zu Cornelius begeben und Samuel Isaak einen Brief an ihn geschrieben, „um ihm die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes vorzustellen und ihn zur Unterwerfung zu veranlassen." Doch war eine Antwort bisher noch nicht eingegangen. Daher schickte auch der Hauptmann Volkmann ihm noch ein Schreiben durch Goliath zu, „in dem ihm das Leben zugesichert und eine Frist zur Unterwerfung bis zum 18. Februar gewährt wurde. Bis zu diesem Zeitpunkte sollten alle Truppenbewegungen eingestellt werden."

Christian Goliath, dessen Wort und Rat bei Cornelius viel galt, versprach dem Hauptmann Volkmann, alles aufzubieten, um endlich den Frieden herbeizuführen. Er machte sich auch sofort auf den Weg zu dem Hottentotten-Kapitän und stellte ihm vor, daß angesichts der vielen Truppen die ihn von allen Seiten umstellt hatten, jeder fernere Widerstand Torheit sei. Cornelius sah dieses auch ein, er erkannte seine verzweifelte Lage und war bereit, den Frieden unter den angebotenen Bedingungen anzunehmen.

Als dann aber am Abend des 17. Februar die Hottentotten unter Führung des Christian Goliath in Chamasis eintrafen, da waren es nur noch einhundertsechzig Männer und etwa ebensoviel Frauen und Kinder, die sich mit fünfundzwanzig Gewehren stellten; die wohlbewaffneten Orlogleute aber, und mit ihnen Cornelius, befanden sich nicht unter ihnen.

Diese waren wieder umgekehrt, „aus Furcht vor der Gefangenschaft", wie Cornelius später berichtet hat. Sie zogen wieder weiter, anscheinend östlich an Bethanien vorbei, doch sandte Cornelius dem Hauptmann Volkmann das Versprechen zu: „er werde keinen Orlog mehr machen; wenn er Vieh und Wagen träfe, würde er nur soviel nehmen, als er zum Leben brauche."

Leider vergingen jetzt einige Tage, ehe die Verfolgung wieder aufgenommen werden konnte; doch war die Ruhe für Mann und Pferd durchaus geboten. Erst am 21. Februar trat auf Befehl des Majors Pierer der

Hauptmann Buchholz auf der Spur der Hottentotten die Verfolgung an, während der Hauptmann Volkmann über Berseba auf Bethanien vorzugehen hatte. Am 24. Februar vereinigten sich beide wieder in letzterem Orte.

Wiederum war die Spur des Cornelius verloren gegangen; meisterhaft hatte er es verstanden, sie zu verwischen, doch wurde dann bekannt, daß er die Pad Bethanien—Umub nach Westen zu gekreuzt hatte, und sofort wurde die Verfolgung wieder aufgenommen.

Während nun die beiden Führer der Abteilungen sich dahin geeinigt hatten, daß der Hauptmann Buchholz die Wasserstellen zwischen Umub und den Tirasbergen besetze, um dem Cornelius jede Rückkehr in das ihm so bekannte Gelände zu verwehren, der Hauptmann Volkmann aber die direkte Verfolgung aufnehmen solle und beide die Bewegungen hierzu bereits angetreten hatten, war die Hottentottenbande plötzlich bei Doorns am Baiwege aufgetaucht. Nur etwa vierzig Kilometer von Kubub entfernt waren sie erschienen, um dann, nachdem die Verfolgung durch alle am Baiwege verfügbaren Truppen nach jener Richtung angesetzt worden war, ohne sie zu finden, am 27. Februar bei Heikoms, also etwa fünfzig Kilometer südlich von Kuibis am Baiwege, gemeldet zu werden. Dem gewandten Führer war es also wieder gelungen, die Absperrung längs dieses Weges zu durchbrechen, ohne daß es von unsren Postierungen bemerkt worden wäre.

Sofort nahm der tatkräftige Hauptmann Volkmann, nach der neuen Richtung hin, die Verfolgung auf, obwohl seine Reiter und Pferde vor Überanstrengung beinahe zusammenbrachen. Doch getrieben von dem Verlangen, diesmal den Gegner nicht entwischen zu lassen, eilte die Truppe, die bei der nun einsetzenden Verfolgung fast unglaubliches geleistet hatte, dem Cornelius nach.

Am 2. März bereits langte sie in Heikoms an, um am 3. März gegen Kanis weiter vorzugehen, wo der Gegner sitzen sollte. Da, kurz ehe die Reiter ihre letzte Lagerstatt verlassen wollten, trafen Boten des „halb zu Tode gehetzten, völlig erschöpften Cornelius" ein, um die Unterwerfung des Kapitäns anzubieten.

Bald darauf erschien er denn auch selbst und mit ihm ergab sich nun endlich der Rest seiner getreuen Schar, sechsundachtzig Krieger, bewaffnet mit vierundfünfzig durchweg modernen Gewehren, sowie noch etwa vierzig Frauen und Kinder.

Cornelius wurde nunmehr schleunigst mit seinem Anhange über Kubub, Lüderitzbucht nach Swakopmund gebracht und von dort nach Omaruru, im Hererolande, wo ihm sein Wohnsitz angewiesen wurde. —

Seit dem Streifzuge des Hauptmanns v. Zwehl Ende Februar 1905 im nördlichen Bethanierlande, dem Beginne der Verfolgung, bis zu dem denkwürdigen 3. März 1906, also länger als ein volles Jahr, waren die deutschen Reiter unablässig hinter diesem gewandten, listigen, energischen Führer hergewesen, „dem beweglichsten aller Namaführer, der durch die Lage seines Operationsgebietes dauernd beide Zufuhrstraßen zum südlichen Kriegsschauplatze bedrohte", ehe es dem Hauptmann Volkmann durch seine außerordentliche, tatkräftige Verfolgung endlich gelungen war, den Bethanierkapitän dingfest zu machen.

„Weniger die Kraft," so sagt der Bericht des Generalstabes, „als die Art seines Widerstandes hatte die Erreichung dieses Zieles so lange hinausgerückt und so außerordentlich schwierig gemacht. Ohne sich jemals auf einen entscheidenden Kampf einzulassen, hatte er es stets verstanden, sich mit einer geradezu beispiellosen Schnelligkeit und Gewandtheit jedem Angriff der Deutschen zu entziehen. ‚Er war', wie in einem Bericht des Hauptmann Salzer treffend bemerkt wird, ‚wie eine lästige Fliege, die immer zurückkehrt, so oft sie auch vertrieben wird'. Die den deutschen Truppen bei der Verfolgung des Cornelius zugemuteten Anstrengungen waren ganz bedeutend; die Jagd hinter diesem unstäten und landeskundigen Gegner auf müden und halbverhungerten Pferden schien manchmal ein aussichtsloses Unternehmen, aber trotz aller Opfer und manchen vergeblichen Anstrengungen, trotz aller Enttäuschungen und Hemmnisse ließ der Eifer und die Spannkraft der deutschen Reiter niemals nach. Der endlich erreichte Erfolg war das Er-

gebnis zäher Ausdauer, hingebender Pflichttreue und Aufopferung aller beteiligten deutschen Abteilungen.

Seine Majestät der Kaiser richtete, in besonderer Würdigung der hingebenden Leistungen von Führer und Truppe, an Hauptmann Volkmann ein Telegramm, in dem er diesem sowie allen bei der Niederwerfung des Cornelius beteiligten Truppen seine Allerhöchste Anerkennung aussprach."

Die Unterwerfung des Kapitäns, der das größte Ansehen im Bethanierlande genoß, hatte zur Folge, daß noch viele der herumstreifenden Führer mit ihren Banden sich stellten, so am 9. April der rührige Hendrik Brandt, der zusammen mit Cornelius am 19. Januar bei Dochas vom Leutnant v. Wittenburg geschlagen worden war und sich, allen Nachstellungen entziehend, ein kümmerliches Leben am Rande der Namib geführt hatte.

Die Verfolgung Fieldings.

So waren denn alle Führer im Bethanierlande unschädlich gemacht, bis auf Fielding, der sich im Januar von seinem Kapitän getrennt und Zuflucht in den Kleinen Karrasbergen gesucht und auch vorläufig gefunden hatte, um von hier aus mit einer Bande von dreißig bis vierzig wohlbewaffneten Kriegern seine Raub- und Plünderungszüge zu unternehmen.

Auf einem solchen, den er in höchst dreister Weise bis westlich Keetmannshoop ausgedehnt hatte, war der Hauptmann Salzer vom Generalstabe der Schutztruppe mit nur fünfzehn Reitern, die er in aller Eile zusammenraffen konnte, in anerkennenswertem Schneid auf ihn los gefahren. Er hatte ihn am 31. Januar erreicht und ihn nach kurzem Gefechte gegen den Löwenfluß hin, einem linken Zuflusse des Großen Fischflusses zurückgetrieben, wo sodann der Hauptmann Wobring, Generalstabsoffizier bei der Südetappe, seine weitere Verfolgung übernahm.

Schon am nächsten Tage, am 1. Februar hatte der Hauptmann den Bethanier eingeholt, um ihn sodann, unter schweren Verlusten und unter Wegnahme des ganzen geraubten Viehes, nach heftigem Kampfe zu schlagen; doch

gelang es Fielding mit dem Reste seiner kleinen Schar die wild zerklüfteten Berge wieder zu erreichen und sich der weiteren Verfolgung zu entziehen. Doch nur auf kurze Zeit verschwand er. Dann trieben ihn Hunger und Entbehrungen wieder aus den Schlupfwinkeln heraus, um sich durch Raub und Plünderung in der Gegend von Keetmannshoop wieder mit dem notwendigsten zu versehen.

Um diesem Unwesen endlich ein für alle Mal ein Ende zu bereiten, diesen bald hier, bald dort in der Nähe der Kleinen Karrasberge auftauchenden gewandten Räuber für immer unschädlich zu machen, wurde der Hauptmann v. Bentivegni Mitte März von Keetmannshoop mit der 6. Kompagnie in das Bergland entsendet, um eine regelrechte Streife durch dasselbe auszuführen.

Bei der Verfolgung einer frischen Spur traf er endlich am 3. März bei Abuabis, am östlichen Hange der Berge auf den Gegner, der nach kurzem Widerstande, unter Zurücklassung vielen Viehes und Hausgerätes in östlicher Richtung entfloh. Durch die sofort einsetzende, höchst energische Verfolgung, die die unermüdlichen Reiter durch die Kraikluft der Großen Karrasberge bis Anichib führte, wurde der Gegner hier schon am Abend des nächsten Tages, mehr als fünfzig Kilometer vom letzten Gefechtsfelde entfernt, wieder eingeholt und nochmals zum Gefechte gezwungen, in dem die Hottentotten wieder schwere Verluste erlitten. Fünfunddreißig gesattelte Pferde und beinahe dreihundert Stück Vieh wurden hierbei erbeutet. Fielding aber war wieder entwischt.

Unstet trieb er sich dann im Lande umher, und nachdem er noch einmal am 16. November durch Oberleutnant Rausch an der Einmündung des Nuob geschlagen worden war, ergab er sich erst am 5. April 1907 mit dem Reste seiner Leute. —

Die Kämpfe mit Morenga.

Wie wir bereits gesehen haben, war die Kraft des tätigen, genialen Bandenführers Morenga durch die Unternehmungen des Oberst Deimling, in die Großen Karrasberge hinein, durchaus nicht gebrochen. Die mit großer

Kühnheit unternommenen Angriffe gegen die Abteilungen der Deutschen, die unter Mitnahme des erbeuteten Viehes nach den Kämpfen in und an der Narudasschlucht aus den Bergen nach Keetmannshoop zurückgingen, am 18. März bei der Wasserstelle Garis, am östlichen Eingange der Kraikluft und am 21. März bei Uchanaris, halbwegs Wasserfall—Keetmannshoop, legten bereits in nicht zu verkennender Weise Zeugnis ab von der Unternehmungslust der Hottentotten. Wenn trotzdem einige Zeit lang die Kämpfe hier ruhten, so war das nur dem Umstande zuzuschreiben, daß Morenga selbst schwer verwundet und damit zur Untätigkeit gezwungen worden war, und des ferneren dem, daß Uneinigkeit zwischen ihm und Morris Platz gegriffen hatte. Morenga hatte bekanntlich diesem Führer die Schuld an der Niederlage in den Karrasbergen beigemessen, weil er aus der Stellung bei Garup viel zu früh zurückgegangen war, und dieser Vorwurf hatte zur Folge gehabt, daß Morris, dessen jüngerer Bruder bei Aob im Kampfe gegen den Hauptmann Kirchner am 10. März 1905 gefallen war, sich von Morenga getrennt hatte und den Oranjeberge zugezogen war.

Zudem war des Hereros Morenga Ansehen nach den Mißerfolgen in den Karrasbergen unter den Hottentotten zunächst sehr erschüttert worden und geraume Zeit sollte vergehen, ehe dieser Mann durch seine geistige Überlegenheit, seine hervorragende Führergabe, überhaupt durch seine ganze Persönlichkeit sich wieder des vollen Zutrauens derselben erfreuen sollte.

Der zunächst mit der Säuberung des Südbezirkes beauftragte Major v. Lengerke hatte nach den Kämpfen in den Großen Karrasbergen mit den ihm unterstellten Truppen eine Art Stationsbesatzung eingerichtet. Hierzu war von ihm angeordnet worden, daß die östliche Grenze von der 3. Ersatz-Kompagnie mit der halben 8. Batterie von Koes bis Hasuur, von der 11. Kompagnie und ein Drittel 9. Batterie südlich anschließend bis Dawignab besetzt werden sollte. Die Sperrung des Südeinganges zur Narudasschlucht hatte die Ersatz-Kompagnie 3a mit zwei Geschützen der 9. Batterie und zwei Maschinengewehren

Oberst Dame.

Hauptmann Bech.

Generaloberarzt Dr. Sedlmayr.

Oberleutnant v. Bülow.

zu übernehmen, und die des Nordeinganges ein Zug der Ersatz-Kompagnie 4a mit einem Geschütze der 2. Batterie. Die 12. Kompagnie mit zwei Geschützen der 9. Batterie wurden zur Besetzung von Stinkdorn, die 9. mit zwei Geschützen nach Kalkfontein entsendet. Die Abteilung Kirchner hatte sich nach ihrem Herankommen ebenfalls nach dem Südeingange der Narudasschlucht zu begeben. Ferner wurden auf die Westseite der Berge nach Wasserfall zwei Züge der Ersatz-Kompagnie 4a mit zwei Maschinengewehren geschoben.

Alle übrigen Truppen glaubte der Oberst Deimling für den weiteren Kampf nicht mehr zu bedürfen. Sie waren daher, wie wir bereits gesehen haben, nach Keetmannshoop in Marsch gesetzt worden.

Bald nachdem obige Befehle erlassen worden waren, mußte der plötzlich erkrankte Major v. Lengerke den Oberbefehl über die Truppen des Südbezirk niederlegen, der nunmehr dem Major v. Kamptz übertragen wurde.

Trotz eifrigen Patrouillenreitens war die Spur Morengas zunächst vollständig verloren gegangen. Doch lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er das Gebiet der Großen Karrasberge nicht verlassen, sondern in den schluchtenreichen, nordöstlichen Ausläufern einen sicheren Unterschlupf gefunden hatte. Dort ließ er seine Wunde heilen und traf alle Vorbereitungen für die Fortsetzung des Kampfes.

Bald sollte dieser denn auch hier neu entflammen. Schon in den ersten Tagen des April lief vom Leutnant v. Westernhagen der Ersatz-Kompagnie 3a, vom Südeingange der Narudasschlucht, die Meldung ein, daß nur wenige Stunden nördlich Narudas eine Bande von einhundertundfünfzig bis zweihundert Hottentotten den südlichen Teil der Kraikluft besetzt halte, und unverzüglich brach daraufhin der Major v. Kamptz mit der halben 2. Batterie von Keetmannshoop nach Wasserfall zu auf, in der Absicht, mit den rings um das Gebirgsland aufgestellten Truppen noch einmal einen gemeinsamen Angriff auf die noch vorhandenen Banden zu unternehmen.

Doch die Hottentotten warteten den geplanten Angriff nicht ab. Sie gingen zum Angriffe über und überfielen am 7. April mit etwa zweihundert Mann die Pferdewache der bei Narudas stehenden Kompagnie des Hauptmanns d'Arreſt und trieben die Pferde ab. Ein zäher, wütender Kampf entſpann ſich alsbald mit den ſofort herbeigeeilten Teilen der Kompagnie, gegen die die Hottentotten aus ihrer vorzüglichen Höhenſtellung wiederholt zum Angriff vorbrachen und wenn auch nach bald ſiebenſtündigem Kampfe der Gegner ſchließlich aus ſeiner Stellung geworfen wurde, und mehrere Tote auf dem Kampfplatze liegen ließ, ſo konnten ihm doch die geraubten Pferde nicht wieder abgenommen werden, mit denen er in nordöſtlicher Richtung verſchwunden war.

Schwere Opfer hatte der Kampf gefordert, denn ſieben brave Reiter hatten den Tod gefunden, und vier waren verwundet worden. Die Kompagnie aber war bewegungsunfähig.

Der Major v. Kamptz, der inzwiſchen von Waſſerfall durch die Kraikluft nach Narudas vorgeeilt war, konnte ſich der Anſicht, und wohl mit Recht, nicht verſchließen, daß die „augenblickliche Verteilung der Truppen auf den weiten Raum zwiſchen den Karrasbergen und der engliſchen Grenze keine Gewähr bot, jedem Angriffe des Gegners mit überlegenen Kräften begegnen zu können", und ſo ordnete er alsbald an, daß alle Abteilungen in der Nähe der Narudasſchlucht ſich vereinigen ſollten. Nur für die in und um Kalkfontein und Warmbad befindlichen Truppen des Hauptmann v. Koppy blieb die Aufgabe beſtehen, den Schutz der für die weitere Durchführung der Operationen ſo ungemein wichtigen Verbindung der Kolonie mit dem Kaplande über den Oranjefluß, wie es bisher angeordnet war, zu übernehmen.

Während der geraumen Zeit nun, die verſtreichen mußte, bis die heranbefohlenen Truppen ihren Zielpunkt erreicht hatten, in der die Operationen alſo ruhten, hatte ſich Gelegenheit geboten, mit Morenga Unterhandlungen anzuknüpfen, die, wenn ſie auch ſchließlich nicht zum Frie-

den führten, doch eine Zeit lang den Unternehmungen der Eingeborenen Einhalt geboten. Ohne Zweifel bedurfte aber auch Morenga der Ruhe und Zeit, um seine Vorbereitungen zu treffen, sich Waffen und Munition von jenseits der Grenze zu beschaffen, und so geht man wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß der schlaue Herero selbst in eigennütziger, berechnender Weise die Unterhandlungen einleitete und künstlich in die Länge zu ziehen suchte, ebenso wie es von unserer Seite aus geschehen war.

Dem Pater Malinowski von der katholischen Missionsstation Heirachabis, der sich seit einiger Zeit im Lager der Hottentotten aufhielt und sein ganzes Ansehen aufgeboten hatte, um auf diese in friedlichem Sinne einzuwirken, hatte Morenga zu Anfang des April sein Verlangen nach Frieden kundgegeben.

Dieser Wunsch war, wie wir gesehen haben, dem Major v. Kamptz sehr gelegen gekommen, und so beauftragte er denn den Hauptmann v. Koppy, „der durch seine genaue Kenntnis von Land und Leuten und durch seine Erfahrungen hierfür besonders geeignet war", die Verhandlungen mit Morenga zu führen.

Zugleich mit Absendung des Befehls an den Hauptmann nach Warmbad, hatte der Major v. Kamptz auch an das Hauptquartier heliographiert und demselben das Verlangen Morengas nach Verhandlungen gemeldet, sowie die Bedingungen mitgeteilt, unter denen, seiner Ansicht nach, der Friede angenommen werden könnte, nämlich: unter Zusicherung des Lebens aller Stammesangehörigen sowie Gewährleistung des Besitzes des den Eingeborenen rechtmäßig gehörenden Viehes, die Abgabe sämtlicher Waffen, der Munition und des geraubten Viehes.

Auch der Hauptmann v. Koppy hatte noch vor seinem Fortritt von Warmbad aus, ganz unabhängig von den Entschließungen des Majors v. Kamptz, dem Hauptquartier dieselben Vorschläge gemacht; auch er hatte geglaubt, schärfere Bedingungen nicht stellen zu dürfen, sollten die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ende geführt werden.

Damit aber war der General v. Trotha nicht einver-

standen. Er verlangte die bedingungslose Unterwerfung Morengas unter alleiniger Zusicherung des Lebens.

Kurz ehe der Hauptmann v. Koppy, der inzwischen zum Major v. Kamptz nach Naudas geeilt war, seinen Ritt zu Morenga begonnen hatte, war auch der Pater Malinowski von Morenga hierher zurückgekehrt. Er hatte berichtet, daß der Hottentottenführer noch sehr unter seiner schweren Verwundung leide, daß es den Eingeborenen sehr übel ergehe, das Vieh in einem bedauerlichen Zustande sei, keine Milch mehr gäbe und sich auf den weiten, anhaltenden Märschen durchgelaufen habe. Er gab seiner festen Zuversicht Ausdruck, daß unter den vom Major v. Kamptz gestellten Bedingungen Morenga sicher Frieden schließen werde.

Großen Erfolg versprach sich daher der Hauptmann v. Koppy von seiner Sendung nicht, doch begab er sich, dem Befehle gemäß, sofort auf den Weg in das Lager der Hottentotten.

Über den Verlauf seiner Sendung berichtet der Hauptmann selbst in höchst anschaulicher Weise:

„Ich begab mich am Morgen des 24. April 1905, begleitet von Pater Malinowski, Unteroffizier Schütze und meinem eingeborenen Diener Omar, ins Lager der Hottentotten, nachdem ein eingeborener Junge des Paters Malinowski Morenga von unserem Kommen benachrichtigt hatte. Meine Absicht, bewaffnet zu Morenga zu gehen, hatte ich auf Bitten Omars aufgegeben, wie es scheint, zu unserem Glück, denn die Hottentotten haben Omar im Lager gesagt, daß sie uns erschossen hätten, wenn wir bewaffnet gekommen wären. Schon in erheblicher Entfernung vom Hottentottenlager wurden wir auf unserem Ritte zu Morenga von Hottentottenpatrouillen begleitet. Im Lager Morengas angekommen, fand ich die Angaben Malinowskis über die Lage unseres Gegners vollauf bestätigt: im übrigen stellte ich fest, daß die Hottentotten durchweg mit modernen Hinterladern bewaffnet waren und anscheinend über reichliche Munition verfügten. Wir hatten unsere Pferde außerhalb des Lagers stehen lassen und waren auf einem ziemlich beschwerlichen Fußsteig immer an besetzten Schanzen vorbei

ins Lager gekommen. Hier kam mir Morenga, dem infolge seiner Wunde das Gehen schwer wurde, entgegen geritten, während die Hottentotten bewaffnet uns ziemlich aufdringlich umstanden und teilweise um Tabak bettelten. Ich setzte mich hin, ohne die Hottentotten weiter zu beachten, und blieb auch absichtlich sitzen, als Morenga, der die Aufdringlichen sofort zurückjagte, auf mich zukam. Erst als er mich begrüßt hatte und ich merkte, daß ihm das Stehen sichtlich schwer wurde, erlaubte ich ihm, sich ebenfalls zu setzen und gab ihm nun den Grund meines Kommens und die mir vom Hauptquartier vorgeschriebenen Bedingungen für seine Unterwerfung bekannt. Nachdem Morenga mich angehört hatte, erklärte er, er habe mich verstanden, müsse aber, ehe er eine derartige wichtige Entscheidung treffe, zuerst mit seinen Großleuten und dem Kapitän Hans Hendrik, dem Feldschuhträger, beraten, der sich seit der ihm durch Major v. Lengerke beigebrachten schweren Niederlage bei Morenga aufhielt. Er werde binnen 24 Stunden meinen ihm von Warmbad zugeschickten Boten in das Lager des Majors v. Kamptz mit der Nachricht über das Ergebnis der Beratung senden.

Ich erklärte Morenga, daß er einsehen müsse, daß die Hottentotten auf die Dauer doch unterliegen müßten und daß längerer Widerstand ihre Lage nur verschlimmern könne, worauf Morenga entgegnete, daß es ihm vollkommen klar sei, daß die Hottentotten schließlich bei dem Kampfe zugrunde gehen müßten, daß die Entscheidung über die Fortsetzung des Kampfes aber nicht allein bei ihm liege, da er nicht Kapitän der Bondels sei. Ich hatte den Eindruck, daß Morenga nicht mehr im Vollbesitz seines Ansehens und der Macht über seine Leute war. Nicht nur der Umstand, daß sein Kriegsruhm durch die Ereignisse im März verblaßt und der Glaube der Hottentotten, daß ihnen unter diesem Führer alle Unternehmungen glücken müßten, erschüttert war, sondern auch der körperlich leidende Zustand des Morenga hatte seiner Stellung unter den Hottentotten geschadet. Es ist ja überhaupt ein einzig dastehender Fall und beweist mehr als alle Erfolge die geistige Überlegenheit Morengas über alle anderen eingeborenen Führer in

dieſem Kolonialkriege, daß die Hottentotten bei ihrem grenzenloſen Dünkel gegenüber allen anderen Eingeborenen ſich willig der Führung dieſes Damarabaſtards unterwarfen. Dieſe Macht, die ſonſt nur bei dem angeſtammten Kapitän denkbar iſt, mußte erſchüttert werden in dem Augenblick, wo die Gefolgſchaft den unbedingten Glauben an den Glücksſtern des Führers verlor und wo die Siegeszuverſicht ins Wanken geriet.

Ich hatte den Eindruck, daß im Lager Morengas Hendrik April, der Führer des von alters her in den Karrasbergen angeſeſſenen Teiles des Bondelſtammes, einen bedenklichen Einfluß gewonnen hatte. Da aber die Verluſte an Vieh bei Narudas im weſentlichen Morenga und ſeine Leute betroffen hatten, wogegen die Familie der Aprils noch über beträchtliche Beſtände verfügte, ſo waren naturgemäß in Hendrik April und ſeinem Anhange die Hauptgegner der bedingungsloſen Unterwerfung zu ſuchen.

Nach Beendigung der Verhandlungen begab ich mich in das Lager des Majors v. Kamptz zurück. Ich will es geſtehen, daß es mir nicht ganz leicht wurde, vollkommen unbefangen durch die bewaffneten Hottentotten, an deren Unterwerfung ich nicht glauben konnte, hindurchzugehen und, ohne mich umzuſehen, im Schritt fortzureiten. So wenig ich an einen Treubruch Morengas glaubte, ſo ſehr lag doch die Gefahr nahe, daß gerade einer der Gegner der Unterwerfung auf den Gedanken kommen konnte, durch ein zufällig abgefeuertes Gewehr die Fortſetzung der Verhandlungen unmöglich zu machen. Im Lager des Majors v. Kamptz traf am folgenden Tage mein Warmbader Bote ein und brachte die Nachricht, daß die Hottentotten nach mehrſtündiger erregter Beratung ihr Lager abgebrochen hätten und abgezogen ſeien, wohin, wiſſe er nicht anzugeben. Die Verhandlungen waren ſomit als geſcheitert anzuſehen und Major v. Kamptz beſchloß nunmehr unverzüglich anzugreifen."

Noch im Laufe des 25. April war beim Major v. Kamptz auf heliographiſchem Wege vom Hauptquartier die Mitteilung eingegangen, daß der General v. Trotha

sich nun auch mit denjenigen Friedensbedingungen einverstanden erklären wollte, unter denen der Major v. Kamptz sowie der Hauptmann v. Koppy glaubten, mit Morenga eine Einigung erzielen zu können, also unter der, den Eingeborenen die Belassung ihres eigenen Viehes zu gewährleisten. Doch nun war es zu spät. Der Kampf war bereits wieder aufgenommen!

Und vielleicht war es besser so. Die Hottentotten mußten die ganze Macht und Kraft der Deutschen kennen lernen, die sich nach den Vorgängen auf derartige einschränkende Bedingungen nicht mehr einlassen konnten und durften und die ihren unabänderlichen Willen den Eingeborenen gegenüber auf das rücksichtsloseste zur Geltung bringen mußten. Ein Nachgeben in diesem wichtigen Punkte der Unterwerfungsbedingungen mußte in den Augen der Eingeborenen ein Zeichen von Schwäche sein. Ein fauler Friede wäre wieder geschlossen worden, wie es bereits einmal schon der Fall gewesen war und wahrscheinlich würde er dann wieder nicht von langer Dauer gewesen sein. Daher war die rücksichtslose, energische Durchführung des Kampfes bis zu Ende die beste Gewähr für eine segenbringende, dauernde Friedenszeit.

Ohne auch nur eine Stunde ungenützt verstreichen zu lassen, nachdem die Verhandlungen sich zerschlagen hatten, ohne also den Hottentotten Zeit zu geben, ihren Rückzug weiter fortzusetzen, und sich sodann, aller Wahrscheinlichkeit nach, bald wieder in irgendeinem Schlupfwinkel zu verkriechen, hatte der Major v. Kamptz sofort die Bildung zweier Kolonnen angeordnet, deren eine unter Befehl des Hauptmanns v. Winterfeldt, bestehend aus der 11. und 12. Kompagnie des 2. Feldregiments mit zwei Zügen der Gebirgsbatterie, sowie einem Zuge Maschinengewehre, von Narudas (Süd) und Nukois die Verfolgung aufnehmen sollte, während die andere, die Abteilung Kleist, aus den Ersatz-Kompagnien 3a, 4a, der 2. Batterie und zwei Maschinengewehren gebildet, über Garis auf Nururus vorzugehen hatte. Zugleich waren aber auch, noch in der Nacht zum 26. April Erkundungsreiter vorgetrieben worden, um über

den Verbleib des Gegners möglichſt ſchnell Klarheit zu ſchaffen.

Die eine der Patrouillen mit den Leutnants v. Scheven und v. Detten war am Morgen des 26. April in der Nähe von Ganams, etwa fünfunddreißig Kilometer öſtlich der Kraikluft, auf ein Hottentottenlager geſtoßen. Während nun der Leutnant v. Detten mit den Reitern behufs weiterer Erkundung und Beobachtung am Feinde geblieben war, hatte der Leutnant v. Scheven die Meldung perſönlich in ſchnellem Ritte zurückgebracht, ſo daß den vorgehenden Truppenabteilungen noch rechtzeitig das Angriffsziel angegeben werden konnte. Doch auch hier verhielten ſich die Hottentotten keineswegs abwartend, ſondern gingen alsbald auf die bei Ganams verbliebenen Reiter zum Angriffe vor. Von allen Seiten ſchon nach kurzer Zeit eingeſchloſſen, wies die tapfere Schar, trotz heftigen Kreuzfeuers und großer Verluſte, jeden Vorſtoß der Eingeborenen blutig zurück, feſt darauf hoffend, daß ihnen in ihrer ſchwierigen Lage bald Hilfe kommen werde, nachdem es einigen Reitern geglückt war, den ſie umſchließenden Ring des Feindes zu durchbrechen.

Und ſie ſollten ſich in ihrer Hoffnung nicht getäuſcht ſehen. Denn ſobald die Reiter die Kunde von der bedrängten Lage der Patrouille dem Hauptmann von Winterfeldt überbracht hatten, war er ſofort mit der jetzt verſammelten Abteilung aufgebrochen, die Nacht durchmarſchiert und am frühen Morgen des 27. April in der Nähe des Kampfplatzes bei Ganams angekommen. Schon ſein Erſcheinen mit den friſchen Truppen genügte, den Gegner dazu zu bringen, von den weiteren Angriffen abzulaſſen. Er zog ſich in öſtlicher Richtung zurück. Doch der Hauptmann v. Winterfeldt ließ nicht von ihm ab. Trotz der großen Ermüdung der Truppen ſetzte er die Verfolgung fort und es glückte ihm auch, die Hottentotten einzuholen und nochmals zum Kampfe zu zwingen. Doch nur kurze Zeit hielten ſie ſtand, dann entwichen ſie ſchleunigſt unter Preisgabe eines großen Teils ihrer Habe, teils nach Oſten, dem Backrevier zu, teils in nordweſtlicher Richtung, auf Koſis (Weſt).

Leider ließ sich nun dadurch, daß der Gegner nach zwei verschiedenen Richtungen zurückgegangen war, auch der Hauptmann v. Winterfeldt dazu verleiten, seine Truppen zu teilen, indem er den Hauptmann v. Erckert zur Verfolgung der nach Osten zurückgehenden Hottentotten vorgehen ließ, in das „von Schluchten und Wasserläufen durchzogene und mit Felsblöcken bedeckte Gelände", während er selbst mit den Geschützen und Maschinengewehren nach Norden eilte, um auf der Straße Gotzagaus-Aob sich dem auf Kosis ausweichenden Gegner vorzulegen.

Während er nun die Straße gewonnen und Gotzagaus erreicht hatte, ohne auch nur eine Spur von den Hottentotten gefunden zu haben, war der Hauptmann v. Erckert in eine wenig günstige Lage geraten. Es war ihm zwar noch am 27. April geglückt, den fliehenden Gegner unweit Ganams einzuholen, und zu neuem Kampfe zu zwingen, doch waren in den wenigen Stunden so beträchtliche Verstärkungen zu den Bondelzwarts gestoßen, daß sie selbst alsbald zu einem recht energischen Angriffe übergingen. Ohne Artillerie und Maschinengewehre konnte der Hauptmann der starken, gut bewaffneten Hottentottenbande aber nicht standhalten, und so sah er sich schließlich gezwungen, „von überlegenen, feindlichen Scharen des öfteren umkreist", kämpfend in der Richtung auf Gotzagaus zurückzugehen, wo er sich dann glücklich am Abend mit dem Hauptmann v. Winterfeldt vereinigen konnte.

Nicht unbedeutend waren die Verluste der Deutschen an diesen beiden Tagen gewesen, denn sechs Tote und zwölf Verwundete hatten die Gefechte an Opfern gefordert. Doch auch der Gegner, der am Abend noch zurückgegangen war, hatte schwer gelitten. Unter seinen Gefallenen befand sich auch der Unterführer Hendrik April.

Schon am Morgen nach dem unglücklichen Gefechte setzte der Major v. Kamptz, nachdem er eiligst die Abteilungen Kleist und Winterfeldt zusammengezogen hatte, die Verfolgung des nach Osten zurückgewichenen Gegners über Narubis ins Backrevier fort. Hierbei stieß er jedoch nur auf kleinere Banden, die keinen Widerstand leisteten, und so nahm er denn schließlich davon Abstand, in das höchst

schwierige Gelände weiter einzudringen. Während er selbst mit den übrigen Truppen zunächst wieder nach Naruḍas (Süd) zurückkehrte, entsandte er den Hauptmann v. Winterfeldt mit der 11. Kompagnie und zwei Geschützen der 9. Batterie nach Dawignab, zum Schutze der Magazine in diesem Orte und in Ukamas.

Sehr erhebliche Anstrengungen hatten die Reiter in diesen wenigen Tagen auf den höchst beschwerlichen Märschen wieder zu ertragen gehabt, die noch ganz wesentlich dadurch gesteigert worden waren, daß das schadhaft gewordene Schuhwerk, infolge der geringen Leistungsfähigkeit des Baiweges, nicht ersetzt werden konnte. „Die Mannschaften trugen zum Teil eine selbst gefertigte Fußbekleidung."

Längere Zeit verging nun wieder, in der Morenga nichts unternahm und scheinbar völlig untätig blieb. Über seinen Verbleib wußte man nichts, und es ist anzunehmen, daß er während dieser Zeit in dem wild zerrissenen Gelände östlich der Großen Karrasberge saß und hier in ungestörter Ruhe der Heilung seiner ernsten Wunden entgegensah. Erst Anfang Mai gelang es unsern Reitern, wieder Fühlung mit den Bondelzwarts zu bekommen, nachdem Morenga mit fester Hand die Oberleitung wieder ergriffen und stärkere Banden bei Kouchanas, im Backrevier zusammengezogen hatte.

Sobald der Major v. Kampţ hiervon Kenntnis erhalten hatte, war er sofort entschlossen, gegen diese Gegend hin vorzugehen, und zwar von Osten her, von Kais am Schambockberge, mit der Abteilung des Hauptmanns Siebert, dem alle Truppen in der Gegend von Hasuur unterstellt wurden — es waren das die 11. Kompagnie, die 3. Ersatz-Kompagnie, sowie die halbe 8. Batterie und ein Zug der 9. (Gebirgs-), — und von Westen her, von Aob, mit den Kräften, die ihm hier zur Verfügung standen, nämlich die 12. Kompagnie, die Ersatz-Kompagnien 3a und 4a, sowie fünf Geschütze und drei Maschinengewehre. Am 16. Mai sollte die Abteilung in Kais zum Vormarsche bereit stehen, um am folgenden Tage in westlicher Rich-

tung vorstoßen zu können, sobald der Major selbst im Backrevier herangekommen war. Diesem Plane entsprechend war der Major v. Kamptz am 14. Mai von Aob auf Kouchanas vormarschiert. Aber weder hier noch weiter östlich am Schambockberge hatte er den Feind getroffen und so war er denn wieder umgekehrt, ohne daß es ihm möglich gewesen war, mit der Abteilung Siebert die Fühlung herzustellen.

Dem Befehle gemäß hatte diese am 16. Mai in Kais zum Vormarsche bereit gestanden, um am folgenden Tage auf Kouchanas vorzugehen. Da aber keine Nachrichten vom Major v. Kamptz im Laufe dieses Tages eingetroffen waren, und die in westlicher Richtung vorgetriebenen Aufklärungen nichts vom Gegner gesehen hatten, so schloß der Hauptmann Siebert, und sehr mit Recht hieraus, daß das Backrevier frei vom Feinde und die Abteilung Kamptz wieder zu den Karrasbergen zurückgekehrt sei. In seiner Annahme, daß Morenga sich westlich von ihm nicht mehr befinde, wurde er noch mehr bestärkt durch die eingegangene Meldung, die besagte, daß Morenga mit einer starken Bande sich jenseits der englischen Grenze befinde, um bei seinem alten Vertrauensmann Spangenberg bestellte Vorräte in Empfang zu nehmen.

Obwohl der Hauptmann nur über einhundertundneun Gewehre verfügte, so wollte er sich doch die Möglichkeit nicht entgehen lassen, den schlauen Bandenführer bei seiner Rückkehr über die Grenze zu fassen. Deshalb wandte er sich, ohne erst die Vereinigung mit der Abteilung Kamptz zu erstreben, in frischem Wagemut östlich der Grenze zu und ließ nur die halbe achte Batterie in Kais zurück, zur Verbindung mit der etwa doch noch herankommenden Abteilung.

Über Sandpütz, Witpan, Klippdamm marschierte er dann in nördlicher Richtung dicht am englischen Gebiete entlang, wobei er auf zahlreiche, die Grenze kreuzende Spuren von Eingeborenen stieß, bis endlich vom Leutnant der Reserve Eichhoff auf dem Marsche nach Leukop am 19. Mai festgestellt wurde, daß drei Kilometer südlich des

Leukopfelsens, unmittelbar westlich der Grenze, eine Hottentottenbande abgesattelt hatte.

Diese günstige Gelegenheit, den Gegner noch diesseits der Grenze zu fassen, ergriff der Hauptmann Siebert natürlich mit Freuden. Sofort schritt er denn auch zum Angriff, nachdem er den Truppen eine kurze Rast zum Tränken der Pferde bei Leukop gewährt und er selbst während dieser Zeit von den Höhen des Felsens das Lager der Bondelzwarts sowie das Angriffsgelände erkundet hatte.

Nachdem das auf das sorgfältigste geschehen war, beschloß er, mit schwächeren Kräften, dem unberittenen Teil der II. Kompagnie, sowie mit einem Geschütze den Gegner von Norden, vom Leukopfelsen aus, festzuhalten, den Hauptangriff aber von Westen her mit allen übrigen Truppen anzusetzen. Zu diesem Vorgehen sah sich der Hauptmann veranlaßt dadurch, daß ein von dem Berge aus in südwestlicher Richtung hinziehender Höhenrücken es ihm ermöglichte, unbemerkt die Reiter an die Stelle zu bringen, von der aus dann der Hauptangriff auf die linke Flanke erfolgen konnte. Er ging hierbei wohl von der Annahme aus, daß, sobald der schwächere Teil seiner Truppen auf dem schwer ersteigbaren und die Ebene beherrschenden Berge das Feuer eröffnete, die Hottentotten sich gegen diese Stellung wenden würden, und daß sich ihm dann die gute Gelegenheit bot, mit seinen Hauptkräften den Gegner in Rücken und Flanke zu stoßen. Gelang der Plan, so war es möglich, die ganze Bande der Bondelzwarts samt ihrem Führer Morenga zu umfassen und vielleicht zu vernichten. Ohne Zweifel hatte diese Art des Angriffs viel für sich. Doch litt der Plan an einem Fehler: die Grenzlinie war für den Hottentotten ein leerer Begriff, für die Deutschen aber ein unübersteigbares Hindernis.

Den Anordnungen des Führers gemäß, entwickelte sich denn auch auf den Hängen des Leukoberges, völlig gedeckt, unter Leutnant v. Knobelsdorff, die kleine Zahl der Reiter, und auch das Geschütz wurde unbemerkt in Stellung gebracht, während die 3. Ersatz-Kompagnie unter Oberleutnant Beyer, sobald jene Truppen in Stellung waren, im Galopp, gedeckt durch den Höhenzug, in das westlich

der Hottentotten liegende Dünengelände jagte und alsbald das Feuer, unterstützt von dem andern Geschütze des Zuges, eröffnete. Der Rest der II. Kompagnie wurde zunächst rechts rückwärts als Reserve zurückgehalten.

Obwohl die Hottentotten durch das auf sie einschlagende Feuer völlig überrascht waren, hatten sie sich doch ungemein schnell gefechtsbereit gemacht. Sie nahmen den Kampf sofort an und, indem sie gegen beide Abteilungen Front machten, wehrten sie sich nicht nur ihrer Haut, sondern gingen sogar auch sehr energisch zum Angriffe auf die Hauptkräfte in westlicher Richtung vor.

Diesem Vorgehen nun wollte der Leutnant v. Knobelsdorff durch einen Flankenstoß ein Ende bereiten und so ging er denn „aus eigenem Antriebe" in anerkennenswertem Schneide mit seinen fünfzehn Schützen, begleitet von dem Geschütz unter Leutnant Rohne, aus seiner vortrefflichen Stellung gegen den sich im Gelände mit Meisterschaft deckenden Gegner vor.

Schon beim Auffahren des Geschützes wurden fünf Maultiere des Gespannes getötet, so daß das Geschütz sofort unbeweglich wurde, und die Bedienung sich des in wilder Energie herandringenden Gegners nur mühsam mit dem Karabiner erwehren konnte.

Doch bald gelang es dem jungen, tatkräftigen Leutnant Rohne, mit anerkennenswerter Umsicht und größter Kaltblütigkeit, das Geschütz in Tätigkeit zu bringen, und damit vermochte sich dann die kleine Schar, denen nicht genug Lob wegen ihres Verhaltens gezollt werden kann, in ihrer bedrängten Lage siegreich zu behaupten.

Den Hauptkräften war es unterdessen gelungen, den Angriff des mit bewundernswertem Schneide herandrängenden Gegners durch das Einsetzen der Reserve glücklich zurückzuweisen. Unterstützt wurden sie hierbei in glücklichster Weise durch den Unteroffizier Hackbarth, der auf den Kanonendonner hin von Witpan, wo ihn der Führer zur Sicherung der rückwärtigen Verbindung zurückgelassen hatte, in „bemerkenswerter Selbsttätigkeit, ohne einen Befehl hierzu abzuwarten", auf das Gefechtsfeld geeilt war. Als dann noch der Leutnant v. Knobelsdorff, mit dem ihm zur Verfügung

gestellten Halbzuge der II. Kompagnie unter Vizefeldwebel v. Kamecke zum Angriffe, trotz des ihm entgegenschlagenden heftigen Feuers, vorging, und die Dünen im Sturme nahm, da gab Morenga den Widerstand auf, und in wilder Flucht eilten die Hottentotten der englischen Grenze zu.

Einen schweren, aber einen um so schöneren Sieg hatte die tapfere Schar über den gewandten Hottentottenführer errungen, der zum ersten Male mit seiner Bande durch Waffengewalt aus dem deutschen Schutzgebiet über die englische Grenze getrieben worden war, und hätte jetzt die englische Grenzpolizei ihre Schuldigkeit getan, so wäre Morenga mit seinem Anhange unschädlich gemacht worden. Die unendlich großen Opfer, die Deutschland später noch an Gut und Blut bringen mußte, dank des schamlosen Verhaltens der englischen Wache an der Grenze, die ihrer Pflicht in keiner Weise nachgekommen war, sie wären vermieden worden und der Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach sehr viel schneller zu Ende geführt worden sein, als es bei diesem Verhalten des Grenzschutzes der Fall gewesen ist. „Von den einhundertfünfzig bis einhundertsechzig Hottentotten, die nach Angabe des englischen Polizeioffiziers in Bisseport die Grenze überschritten hatten, befanden sich drei Tage später nur noch zehn Großleute und einhundertundfünf Mann in englischer Gefangenschaft. Diese sollten nach Mitteilung des Ministeriums der Kapkolonie entwaffnet und unverzüglich ins Innere abgeführt werden. Am 24. Mai sollen jedoch nur noch 46 Hottentotten in den Händen der Engländer gewesen und von diesen nur fünf oder gar nur zwei in Upington angekommen sein, alle anderen sind offenbar entwischt und einzeln auf deutsches Gebiet zurückgekehrt."

Das Ergebnis des Kampfes, der unsern Reitern zwei Tote und acht Verwundete gekostet hatte, war nicht erheblich, da eine Verfolgung nur bis zur ganz nahen Grenze möglich gewesen war. Nur wenige Pferde und Maultiere wurden auf dem Kampfplatze erbeutet, auf dem die Hottentotten auf ihrer eiligen Flucht mehrere ihrer gefallenen Krieger hatten liegen lassen müssen. Auch einige Anzüge, die die Eingeborenen beim Händler Spangenberg erstanden

hatten, fielen den Reitern in die Hände und boten einen willkommenen Ersatz für so manches unbrauchbar gewordene oder verloren gegangene Kleidungsstück. „Mannschaften mit steifen schwarzen Zivilhüten fielen damals weiter nicht auf."

Wie wenig die Hottentotten durch das Gefecht bei Leukop gelitten hatten, das zeigte sich nur allzubald in den frechen und dreisten Überfällen, die sie kurze Zeit danach im Gebiete des Backreviers ausführten. So überfielen sie bereits am 23. Mai bei Gas eine Karre der II. Kompagnie, deren Begleitung sie niedermachten, und am 24. Mai traten sie bei Narus im Karebrevier, „einem der wildesten und zerklüftesten Felstäler des südöstlichen Namalandes", in einer starken Bande von Kaffern, Bondelzwarts und Feldschuhträgern dem Hauptmann d'Arrest entgegen, der sie aber nach einem „äußerst anstrengenden Kampfe", in dem jedoch die Deutschen einen Verlust nicht hatten, zersprengte.

Während der Hauptmann d'Arrest nun, auf Befehl des Generals von Trotha, weiter über Kalkfontein auf Warmbad marschierte, um den Schutz dieser Gegend zu vermehren, da dort auch Morris, nachdem er sich, wie bereits erwähnt, nach dem Gefecht von Narudas von Morenga getrennt hatte, mit seiner Bande herumstreifte, beauftragte der Major v. Kamptz die Abteilung Siebert weiterhin mit dem Grenzschutz östlich des Backreviers, den Hauptmann v. Erckert aber mit der Säuberung desselben zwischen Narus und Kouchanas; er selbst aber ging mit einer halben II. Kompagnie und der 2. Batterie nach Kais, bereit die vorgeschobenen Truppen zu unterstützen.

Nachdem es dem Hauptmann v. Erckert auf seinem Zuge geglückt war, am 6. Juni die Hottentotten unter Hans Hendrik nochmals im Karebrevier zu schlagen und die Bande zu zersprengen, ohne eigene Verluste zu erleiden, unternahm er von Dewenischpütz aus auf Befehl des Majors v. Kamptz, dem die Meldung über eine abermalige Ansammlung starker Banden in eben diesem schluchten- und versteckreichen Revier zugegangen war, nochmals einen Vorstoß gegen die Wasserstelle Narus.

Unter der ohne Zweifel berechtigten Annahme, daß der Gegner seine Sicherungen weit gegen Osten vorgeschoben haben würde, in der Richtung, von der er einen Angriff erwarten konnte, daß daher auf dem geraden Wege eine Überraschung auf Naras ausgeschlossen war, hatte der Hauptmann v. Erckert beschlossen, den Vormarsch der Abteilung nicht von ihrem derzeitigen Aufenthaltsort Dewenischpütz aus in östlicher Richtung anzutreten, sondern südlich ausholend, über Gas, durch das Gamtoabrevier, um sodann von hier über den nördlich liegenden Gebirgszug vorzustoßen. Der Major v. Kamptz war mit dem Plane, von dem er Kenntnis erhalten hatte, ganz einverstanden und er teilte dem Hauptmann mit, daß er mit der Abteilung Siebert, die er zu sich herangezogen hatte, von Norden her ihm entgegenkommen werde.

Am Morgen des 15. Juni, noch in der Dunkelheit, hatte der Hauptmann v. Erckert das Gamtoabrevier erreicht, und nachdem die Reiter hier ihre Pferde unter einer kleinen Bedeckung zurückgelassen hatten, waren sie zu Fuß in tiefstem Schweigen, das Geschütz auf Maultieren verpackt, um 4 Uhr früh aufgebrochen, um den mit losem Geröll bedeckten und mit dichten Dornbüschen und stachligen Kakteen bestandenen Bergrücken zu erklimmen. Nach siebenstündigem, äußerst beschwerlichem Marsche hatte die Abteilung endlich, unbemerkt vom Gegner, in der Nähe von Naras, den Rand des Karebreviers erreicht, das sich selbst „tief unten an den Steilabfällen dieser etwa achtzig Meter aufsteigenden Wand" hinzog. Ein Einblick auf die Sohle der Schlucht war von der Stelle aus, wo die Truppe im Gebüsch versteckt lag, nicht möglich, und so kroch denn eine Patrouille behutsam so weit vor, bis sie die Schlucht übersehen konnte. Sorglos zog unterdessen, nur wenige hundert Meter abseits eine Viehherde, von Hottentotten getrieben, an den ruhenden Reitern vorüber, die unbeweglich und unbemerkt im wilden, bebuschten Geklüft liegen blieben.

Eine erwartungsvolle Viertelstunde war so verstrichen. Da traf die Meldung der Patrouille ein: „Im Revier ziehen zahlreiche Hottentotten mit großen Viehherden zur Tränke."

Eingeborene helfen beim Kochen. Ersatzdeichsel.
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

Termitenhügel als Backofen.
(Nach einer Photographie von Leutnant Zwicke.)

Lautlos krochen die Reiter nunmehr zum Rande vor, und schon belebte die Hoffnung alle, daß der Überfall völlig gelingen werde, da fiel ein Schuß von der gegenüberliegenden Höhe. Ein Späherposten hatte die heranschleichenden Reiter bemerkt, sofort Feuer gegeben, und nun galt kein Zaudern mehr. Schnell stürzten die Reiter vor, und während der Leutnant Kirchheim mit seinem Zuge den Abhang hinunterkletterte, in den wirren Haufen hineinfeuerte und sodann mit dem Bajonette vorging, hatten die Züge Detten und Pavel von dem Höhenrande aus, unterstützt von dem Geschütze, ein so vernichtendes Feuer auf die wild durcheinander drängenden Hottentotten eröffnet, daß der Kampf in ganz kurzer Zeit entschieden war. Und wenn der Gegner auch durch die Besetzung einer, die Stellung der Deutschen überhöhenden Kuppe dem Gefecht eine günstige Wendung geben wollte, so war das vergebliches Mühen. Von dem Geschütze und dem Zuge des Leutnants Pavel beschossen, räumte er schnell die Höhe und war in kurzer Zeit verschwunden.

Etwa dreißig Tote hatte er in der Schlucht zurückgelassen, und fünfunddreißig Reittiere sowie mehr als zweihundert Rinder waren dem Sieger in die Hände gefallen, von denen nur ein Reiter leicht verwundet worden war.

Der Angriff war mit so großer Umsicht angelegt, so einheitlich und mit solcher Bravour durchgeführt worden und so überraschend gekommen, daß die Abteilung einen glänzenden Erfolg haben mußte, und hohe Anerkennung gebührt den unermüdlichen Reitern, die unter derartigen, schwierigen Verhältnissen so Großes verbracht hatten.

In siegesfroher Stimmung wurde nach kurzer Rast der beschwerliche Weg zu den zurückgelassenen Pferden angetreten, und diese wohlbehalten um 7 Uhr abends wieder erreicht. Fünfzehn Stunden waren die Reiter ohne Ruhe und Rast, unter den schwierigsten Verhältnissen, durch fast unwegsames Gelände gezogen und hatten inzwischen noch das heftige, so erfolgreiche Gefecht geführt!

Am nächsten Tage, den 16. Juni, kehrte der Hauptmann v. Erckert nach Dewenischpütz zurück, wo die armen,

fast verdursteten Pferde nach achtundvierzig Stunden endlich wieder getränkt werden konnten.

Eine Verfolgung des Gegners war nicht möglich gewesen, da die Pferde nicht zur Stelle waren, und leider sollte es sich auch bei dieser Gelegenheit zeigen, daß selbst der glänzendste Sieg ohne Verfolgung nur ein halber ist.

Der Major v. Kamptz war mit den vereinigten Truppen von Kais in südwestlicher Richtung durch das Backrevier in das Uibtal gerückt und dort bereits am 15. Juni eingetroffen. Er hatte gehofft, hier die Hottentotten in Empfang nehmen zu können, wenn sie von der Abteilung Erckert geschlagen, nach Norden flüchten sollten. Als nun die Meldung von dem glücklichen Gefechte bei Narus den Major v. Kamptz erreichte, zugleich aber auch bei ihm die Nachricht einging, daß eine Verfolgung nicht stattgefunden habe, da entschloß er sich, diese zur Ausnutzung des Sieges mit seiner Abteilung aufzunehmen und zu diesem Zwecke die Höhen zu überschreiten. Am 16. Juni hatte er in recht beschwerlichem Marsche den Rücken überklettert und lagerte in der Nacht, ohne daß vom Gegner etwas gespürt worden wäre, in der tief eingerissenen Karebschlucht, rechts und links auf den Höhen gesichert durch die Züge Knobelsdorff und Chales de Beaulieu.

Doch noch in der Nacht erstattete der Vizefeldwebel Haßler dem Major die Meldung, daß „nur einen Kilometer von der deutschen Lagerstätte entfernt auf steiler Höhe ein Hottentottenlager" nicht weit von der Wasserstelle Narus sich befände.

Sofort ordnete der Major v. Kamptz für den kommenden Morgen den Angriff an, und um halb fünf Uhr, am 17. Juni, begann bereits der Vormarsch.

Doch kaum hatte die an der Spitze marschierende II. Kompagnie den Hang erstiegen, als ein furchtbares Feuer von vorn und von beiden Seiten auf sie einschlug. Zwar gelang es, durch Einsetzen der 3. Ersatz-Kompagnie und der halben 2. Batterie auf beiden Flügeln einer Umklammerung entgegen zu treten, aber trotz alledem war die Lage der Abteilung eine höchst ungünstige, dessen Führer

zudem noch gegen 8 Uhr schwer verwundet zusammengebrochen war.

Es war sofort ersichtlich geworden, daß die Abteilung einem sehr überlegenen Gegner gegenüberstand, dem vor kaum vierundzwanzig Stunden vom Hauptmann v. Erckert so gründlich geschlagenen und zersprengten Feinde, der nicht verfolgt, sich alsbald wieder gesammelt hatte. Wahrscheinlich waren sogar noch andere Banden zu ihm gestoßen, so daß die Hottentotten jetzt wohl über mehr als zweihundert Gewehre verfügten.

In dem heißen Ringen war es ein Uhr geworden. Immer mehr hatten die Verluste sich gehäuft und immer schwächer war die Hoffnung geworden, den Angriffen des Gegners, dessen Kampfesmut sich immer mehr zu entflammen schien, noch länger erfolgreichen Widerstand entgegensetzen zu können. Auf Unterstützung war nicht zu rechnen, denn die Abteilung Erckert, die einzige Truppe, die in der Nähe der Kampfstätte weilte, war, wie der Hauptmann gemeldet hatte, nach Dewenischpütz zurückmarschiert, und bange Sorgen um den Ausgang des Kampfes mußten den nunmehrigen Abteilungsführer Siebert beschleichen, wenn er der Gefahr gedachte, in der die brave Truppe schwebte.

Doch die Hälfte war nahe, näher als man geglaubt hatte!

Der Hauptmann v. Erckert hatte die Mitteilung richtig erhalten, daß der Major v. Kamptz gegen die Wasserstelle Narus aufgebrochen sei, um die Verfolgung der geschlagenen Hottentotten aufzunehmen. Er hatte zur Lösung dieser Aufgabe, die Abteilung Kamptz für hinreichend stark gehalten und war daher in Dewenischpütz geblieben, bereit, einzugreifen, falls es notwendig werden sollte. Als er nun aber am Morgen des 17. Juni den Kanonendonner von der Abteilung Kamptz herüberschallen hörte, war er, ohne Befehl zu erhalten, in treuer Kameradschaft sofort wieder aufgebrochen und dem Schlachtenlärme zugeeilt, obwohl Roß und Reiter durch die außergewöhnlichen Anstrengungen der vorangegangenen Tage noch sehr mitgenommen waren, und er zudem des Glaubens war, daß der Major nur sein

am Tage zuvor angefangenes Werk in der Vernichtung des Gegners fortsetze. Aber die Kanonen riefen und sofort folgte er ihrer Stimme! Und wie recht er damit getan, das wurde ihm bald klar, als ihm ein Offizier auf seinem Vormarsche mit der Nachricht entgegengesprengt kam, daß die Abteilung sich in einer sehr ungünstigen Lage befinde.

Nunmehr mußten die Pferde die letzten Kräfte hergeben, die noch in ihnen steckten, und so gelang es denn dem Hauptmann v. Erckert, noch rechtzeitig heranzukommen und dem Gefechte eine günstige Wendung zu geben. Um 5 Uhr gaben die Hottentotten den Widerstand auf und verließen mit Einbruch der Dunkelheit den Kampfplatz, auf dem die siegreichen Abteilungen während der Nacht verblieben.

So hatte das Verhalten des Hauptmanns v. Erckert, der in kriegerischem Tatendrange und aufopfernder Kameradschaft dem Kanonendonner zugeeilt war, trotz der großen Ermüdung seiner Leute und Pferde, „die herrlichsten Früchte getragen und die schwer bedrängten Kameraden aus schlimmer Not errettet." Hohe Anerkennung gebührt hierfür dem Hauptmann v. Erckert und seinen wackeren Reitern.

Während des ungemein schnell entbrennenden Gefechts war es dem Major v. Kamptz nicht mehr möglich gewesen, den zum Schutz des linken Flügels tags zuvor vorgeschobenen Zug des Leutnants Chales de Beaulieu wieder zu der Abteilung heranzuziehen. Er blieb auf sich selbst angewiesen und getrieben von lobenswertem Kampfeifer und dem Bestreben, näher an den Gegner heranzukommen, sowie um bessere Übersicht über das Gefechtsfeld zu erlangen, war der Zug aus seiner ersten Stellung weiter vorgegangen, auf den vorliegenden Höhenrücken hinauf. Doch kaum war er dort angekommen, als er von allen Seiten umringt und derart beschossen wurde, daß von den einundzwanzig Reitern augenblicklich neun tot und acht verwundet zusammenbrachen. Ein Verweilen war hier nicht möglich, und so griff der kleine Rest der tapferen Schar zum Bajonette und bahnte sich mit diesem unter Führung des jungen Offiziers den Rückweg durch den Gegner. Glücklich erreichten die Leute eine Kuppe am Revier, die unter dem

Schutze des Feuers der auf dem jenseitigen Rande aufgefahrenen Kanone lag und damit waren sie gerettet. Der Feuerwirkung derselben war es zu verdanken, daß der Gegner schließlich von der hartbedrängten Schar abließ, der es zudem noch gelungen war, die Verwundeten nach der Kuppe zu retten.

Bei dem späteren Rückzuge des spärlichen Restes der Reiter und dem erfolgenden Abstieg in die Schlucht hinab, hatte sich der Leutnant v. Beaulieu eine schwere Verstauchung des Fußes zugezogen und war auf halber Höhe, unterhalb eines steilen Felsens vor Schmerzen bewußtlos zusammengebrochen. In dieser entsetzlichen Lage aber verließ ihn sein treuer Bursche nicht. „Wir drückten uns", schreibt Leutnant v. Beaulieu über seinen Rückweg, „immer dichter an die Felswand, um von den Bondelzwarts nicht gesehen zu werden; wir hörten ihr Freudengeheul, wenn sie einen Toten fanden und ihm die Sachen bis aufs Hemde vom Leibe rissen. — Allmählich hörten wir die Stimmen in immer weiterer Ferne. Hilfe kommt immer noch nicht. — Über mich war infolge der Anstrengungen, Schmerzen, von Hunger und Durst eine gewisse stumpfe Gleichgültigkeit gekommen. Da war es Prange, der mahnte: ‚Herr Leutnant, jetzt müssen wir sehen, zum Detachement zu kommen.' Mit den letzten Kräften und unter unsagbaren Schmerzen richte ich mich auf, verbinde mit meinem Taschentuch den stark blutenden Arm von Prange, und auf ihn mich stützend, trete ich die Reise an. Alle zehn Minuten wird gehalten, und dann eine ebensolange Ruhepause gemacht. Prange wurde infolge des Blutverlustes einmal ohnmächtig, Hunger und Durst meldeten sich — wir hatten seit abends vorher keine Nahrung zu uns genommen. — Prange holte in seinem Hut Wasser aus einer Pfütze, ein Stück Brot fand er auch in seiner Tasche, das wir brüderlich teilten. So ging es $1^1/_2$ Stunden, bis wir deutsche Stimmen hörten. Es waren Leute meiner Kompagnie, die mich suchten, mich auf einen mitgebrachten Esel hoben und nach dem Verbandplatz in der Schlucht brachten. Nun war alles gut und keiner froher wie Prange . . . ."

Rettungslos wäre der Leutnant in seiner hilflosen Lage

verloren gewesen, hätte nicht sein treuer Bursche, der Reiter Prange, der selbst schwer am Arme verwundet worden war, ihm in so selbstloser Weise Hilfe geleistet. Von seinem Leutnant wollte er sich um keinen Preis in der gefahrvollen Lage trennen. Er zog es vor, lieber vereint mit ihm in den Tod zu gehen, als feige den Schwerverletzten allein in den Händen der Hottentotten zu lassen.

Mit schmerzlichen Opfern war der Sieg errungen worden, denn neunzehn brave Reiter waren gefallen und fünf Offiziere und sechsundzwanzig Mann gefechtsunfähig geworden.

Die Kampfesweise Morengas, der mit seiner Bande, gestärkt und mit allem wohl versehen, seit einiger Zeit aus dem englischen Gebiete wieder zurückgekehrt war und die Führung von neuem übernommen hatte, hatte sich abermals aufs beste bewährt. In den sehr geschickten Hinterhalt gelaufen, wäre die Abteilung Kamptz, ohne die Ankunft des Hauptmanns v. Erckert, wohl kaum aus ihrer üblen Lage herausgekommen, ohne noch weit erheblichere Verluste zu erleiden, als es so schon der Fall gewesen ist.

Da auch nach diesem schweren Gefechte eine Verfolgung nicht stattfinden konnte, weil die Nacht hereingebrochen war und die Reiter in dem verzweifelten Ringen die letzten Kräfte hergegeben hatten, so waren auch die Bondelzwarts nicht weit zurückgegangen. Nur wenige Kilometer vom Gefechtsfelde entfernt, hatte sich Morenga in einer vortrefflich ausgesuchten, festen Stellung gesetzt, und hier den gewandten Bandenführer mit den geringen Kräften anzugreifen, bot so wenig Aussicht auf Erfolg, daß der Hauptmann Siebert davon Abstand nahm. Er ging daher in ein ihm günstiges Gelände zurück, um hier das Eintreffen der in Marsch gesetzten Verstärkungen abzuwarten.

Doch ehe diese angekommen waren, hatte Morenga den Rückmarsch nach den Großen Karrasbergen, nach der Gegend von Aob, angetreten. „Dort setzte er sich in einer Schlucht fest und verschanzte die umgebenden, senkrecht abfallenden Felskegel, die das flache Vorgelände weithin beherrschten und von wenigen Schützen, selbst großer Überlegenheit gegenüber, leicht zu behaupten waren."

Nach den gemachten Erfahrungen in den Kämpfen gegen Morenga war es wenig aussichtsvoll, wenn mit den geringen, augenblicklich zur Verfügung stehenden Kräften ein Angriff unternommen worden wäre, und dem General v. Trotha „kam es daher äußerst gelegen, als Morenga, anscheinend veranlaßt durch Mangel an Zufuhr, im Juli plötzlich erneut mit den Deutschen Verhandlungen anknüpfen wollte." Obwohl der Oberbefehlshaber keine allzu große Hoffnung hegte, daß diese von Erfolg gekrönt sein würden, so ging er doch bereitwilligst darauf ein, weil er hierdurch Zeit gewann und in den Stand gesetzt wurde, Truppen nach dem nördlichen Namalande zu ziehen, wo, wie wir bereits gesehen haben, Ereignisse eingetreten waren, die zur energischen Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Witbois zwangen.

Schon Ende Juni nämlich, also bald nach dem schweren Gefechte bei Narudas, hatte Morenga wiederum den Wunsch laut werden lassen, in Unterhandlungen mit den Deutschen einzutreten. Abermals hatte General v. Trotha den Hauptmann v. Koppy dazu ausersehen, diese schwierigen und gefahrvollen Unternehmen zu leiten und ihn zu diesem Zwecke nach den Kämpfen in Fischflußtale, nach seinem glänzend gelungenen Überfalle des Cornelius bei Gaos, in Keetmannshoop festgehalten, wohin er seiner Truppe vorausgeeilt war.

Am 1. Juli war bereits eine Zusammenkunft mit Morenga vereinbart worden und in gefahrvollster Lage hatten der Hauptmann und der Pater Malinowski, sowie der vom Hauptquartier zur Beiwohnung der Unterhandlungen entsendete Hauptmann Thewalt, die Nacht zu diesem Tage, ohne jede Waffe, inmitten des von aufgeregten Hottentottenbanden durchzogenen Geländes zugebracht. Doch das Warten auf den Kapitän war vergeblich gewesen. Er war nicht erschienen, beunruhigt und mißtrauisch gemacht durch das Herankommen der Kompagnie Ritter, dem von den in die Wege geleiteten Verhandlungen nichts bekannt geworden war. Zwar hatte die Kompagnie ihre Vorwärtsbewegung sofort eingestellt, als der Führer über die Sachlage unterrichtet worden war und damit jedenfalls den beiden Offi-

verloren gewesen, hätte nicht sein treuer Bursche, der Reiter Prange, der selbst schwer am Arme verwundet worden war, ihm in so selbstloser Weise Hilfe geleistet. Von seinem Leutnant wollte er sich um keinen Preis in der gefahrvollen Lage trennen. Er zog es vor, lieber vereint mit ihm in den Tod zu gehen, als feige den Schwerverletzten allein in den Händen der Hottentotten zu lassen.

Mit schmerzlichen Opfern war der Sieg errungen worden, denn neunzehn brave Reiter waren gefallen und fünf Offiziere und sechsundzwanzig Mann gefechtsunfähig geworden.

Die Kampfesweise Morengas, der mit seiner Bande, gestärkt und mit allem wohl versehen, seit einiger Zeit aus dem englischen Gebiete wieder zurückgekehrt war und die Führung von neuem übernommen hatte, hatte sich abermals aufs beste bewährt. In den sehr geschickten Hinterhalt gelaufen, wäre die Abteilung Kamptz, ohne die Ankunft des Hauptmanns v. Erckert, wohl kaum aus ihrer üblen Lage herausgekommen, ohne noch weit erheblichere Verluste zu erleiden, als es so schon der Fall gewesen ist.

Da auch nach diesem schweren Gefechte eine Verfolgung nicht stattfinden konnte, weil die Nacht hereingebrochen war und die Reiter in dem verzweifelten Ringen die letzten Kräfte hergegeben hatten, so waren auch die Bondelzwarts nicht weit zurückgegangen. Nur wenige Kilometer vom Gefechtsfelde entfernt, hatte sich Morenga in einer vortrefflich ausgesuchten, festen Stellung gesetzt, und hier den gewandten Bandenführer mit den geringen Kräften anzugreifen, bot so wenig Aussicht auf Erfolg, daß der Hauptmann Siebert davon Abstand nahm. Er ging daher in ein ihm günstiges Gelände zurück, um hier das Eintreffen der in Marsch gesetzten Verstärkungen abzuwarten.

Doch ehe diese angekommen waren, hatte Morenga den Rückmarsch nach den Großen Karrasbergen, nach der Gegend von Aob, angetreten. „Dort setzte er sich in einer Schlucht fest und verschanzte die umgebenden, senkrecht abfallenden Felskegel, die das flache Vorgelände weithin beherrschten und von wenigen Schützen, selbst großer Überlegenheit gegenüber, leicht zu behaupten waren."

Nach den gemachten Erfahrungen in den Kämpfen gegen Morenga war es wenig aussichtsvoll, wenn mit den geringen, augenblicklich zur Verfügung stehenden Kräften ein Angriff unternommen worden wäre, und dem General v. Trotha „kam es daher äußerst gelegen, als Morenga, anscheinend veranlaßt durch Mangel an Zufuhr, im Juli plötzlich erneut mit den Deutschen Verhandlungen anknüpfen wollte." Obwohl der Oberbefehlshaber keine allzu große Hoffnung hegte, daß diese von Erfolg gekrönt sein würden, so ging er doch bereitwilligst darauf ein, weil er hierdurch Zeit gewann und in den Stand gesetzt wurde, Truppen nach dem nördlichen Namalande zu ziehen, wo, wie wir bereits gesehen haben, Ereignisse eingetreten waren, die zur energischen Wiederaufnahme des Kampfes gegen die Witbois zwangen.

Schon Ende Juni nämlich, also bald nach dem schweren Gefechte bei Narudas, hatte Morenga wiederum den Wunsch laut werden lassen, in Unterhandlungen mit den Deutschen einzutreten. Abermals hatte General v. Trotha den Hauptmann v. Koppy dazu ausersehen, diese schwierigen und gefahrvollen Unternehmen zu leiten und ihn zu diesem Zwecke nach den Kämpfen in Fischflußtale, nach seinem glänzend gelungenen Überfalle des Cornelius bei Gaos, in Keetmannshoop festgehalten, wohin er seiner Truppe vorausgeeilt war.

Am 1. Juli war bereits eine Zusammenkunft mit Morenga vereinbart worden und in gefahrvollster Lage hatten der Hauptmann und der Pater Malinowski, sowie der vom Hauptquartier zur Beiwohnung der Unterhandlungen entsendete Hauptmann Thewalt, die Nacht zu diesem Tage, ohne jede Waffe, inmitten des von aufgeregten Hottentottenbanden durchzogenen Geländes zugebracht. Doch das Warten auf den Kapitän war vergeblich gewesen. Er war nicht erschienen, beunruhigt und mißtrauisch gemacht durch das Herankommen der Kompagnie Ritter, dem von den in die Wege geleiteten Verhandlungen nichts bekannt geworden war. Zwar hatte die Kompagnie ihre Vorwärtsbewegung sofort eingestellt, als der Führer über die Sachlage unterrichtet worden war und damit jedenfalls den beiden Offi-

zieren das Leben erhalten, aber der argwöhnische Morenga war der Zusammenkunft ferngeblieben.

Bald darauf gelang es aber dem Hauptmann Salzer vom Generalstabe des Hauptquartiers, auf Befehl des Generals v. Trotha, von neuem Verhandlungen mit dem Führer der Bondelzwarts anzuknüpfen und am 13. Juli endlich eine persönliche Zusammenkunft herbeizuführen.

„Hierbei," so berichtete der Hauptmann, „zeigte Morenga, der das Nutzlose seines Widerstandes eingesehen hatte, zwar Neigung zum Frieden, der Bedingung der Waffenabgabe wollte er sich jedoch nicht ohne weiteres unterwerfen; er müsse hierüber erst die Ansicht der Großleute einholen." Das war natürlich nicht so schnell getan, und darin lag der Grund, daß die Verhandlungen nur geringe Fortschritte machten, die zu beschleunigen, gerade bei der augenblicklichen Lage im nördlichen Namalande, der General v. Trotha keine Veranlassung hatte. Sie wurden vielmehr absichtlich wieder in die Länge gezogen und dadurch erreicht, daß bis zum September auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes die Waffen fast vollständig ruhten.

Jählings aber wurde diese Ruhe unterbrochen, als der Kapitän der Bondelzwarts, Johannes Christian und Cornelius, denen sich August Morris in den Orangebergen angeschlossen hatte, nach ihrer Vertreibung aus dem Gebiete des Fischflusses in den Karrasbergen erschienen, und Johannes Christian dem Morenga das Recht absprach, selbständig Friedensverhandlungen zu führen. Er selbst übernahm alsbald die Oberleitung in der weiteren Kriegführung und brachte, wie wir bereits gesehen haben, seine Höchstgewalt noch besonders zum Ausdruck dadurch, daß er Morenga und Morris, die ihm Gehorsam schuldig waren, zu seinen Feldkornetts ernannte.

Da den Hottentottenführen nicht unbekannt geblieben war, daß der General v. Trotha einen recht beträchtlichen Teil der Truppen nach Norden gezogen hatte und somit nur geringe Kräfte im südlichen Bezirke verblieben waren, so beschlossen sie alsbald, die günstige Gelegenheit auszunützen und einen Raubzug durch die Südostecke des Schutzgebietes nach den

Oranjebergen zu unternehmen, in denen Johannes Christian ebenso zu Hause war, wie Morenga in den Karrasbergen.

Schon am 15. September eröffneten sie ihren Kriegszug damit, daß sie die Pferdewache der 12. Kompagnie bei Nochas überrumpelten, hierbei drei Reiter töteten und sämtliche Pferde abtrieben, so daß eine Verfolgung der Hottentotten unmöglich wurde. Und wenn auch ein weiterer Angriff auf Dewenischpütz am 21. September von der aufmerksamen Besatzung abgeschlagen wurde, so gelang der Überfall der Signalstation Gas am 23. September um so besser. Die ganze Besatzung fiel hier der Mordgier der Eingeborenen zum Opfer.

Cornelius, der sich wegen der Teilung der Beute mit Johannes Christian überworfen hatte, schied jetzt mit seiner Bande aus. Er ging von nun an seinen eigenen Weg, den wir bereits verfolgt haben und der mit der Gefangensetzung dieses Führers in Omaruru im Hererolande endet. Die Bondels aber setzten ihren Raubzug allein in südlicher Richtung fort, um schon am 28. September bei Heirachabis eine Kolonne von zehn Proviantwagen zu nehmen, wobei wieder vier Reiter dem Angreifer zum Opfer fielen und am 7. Oktober die Station Jerusalem zu überrumpeln. Hierbei fanden der befehligende Offizier, der Leutnant Surmann, und drei Reiter ihren Tod, während ein Reiter verwundet wurde.

Inzwischen hatte der Oberstleutnant van Semmern, der Befehlshaber des Südbezirks, so bald ihm Kenntnis von dem Überfall bei Nochas geworden war, beim General v. Trotha den Antrag gestellt, „ohne Rücksicht auf die noch anderwärts im Gange befindlichen Operationen, nunmehr Morenga zu Leibe gehen zu dürfen" und dessen Zustimmung hierzu erhalten.

Obwohl die ihm unterstellten Truppen durch Abkommandierungen und Abgänge aller Art außerordentlich geschwächt, die Tiere durch die unaufhörlichen, gewaltigen Märsche sehr heruntergekommen und erschöpft waren, es zudem vor allem der hinreichenden Anzahl Zugochsen ermangelte, um den Truppen bei den bevorstehenden ausgedehnten Bewegungen aus den Magazinen die notwendige

Verpflegung rechtzeitig zuführen zu können, so ging doch der Oberstleutnant unverzagt an die Lösung seiner schwierigen Aufgabe heran, indem er zunächst die Versammlung der ihm unterstellten Truppen in Heirachabis, in Springpütz und in Ukamas anordnete.

Am 10. Oktober hatten diese die befohlenen Ziele erreicht, um alsbald von hier aus den Marsch gegen den Oranje anzutreten, wohin die Hottentotten inzwischen abgezogen waren. Seine Kräfte hatte der Oberstleutnant für die weiteren Operationen in zwei Abteilungen eingeteilt, und zu deren Kommandeuren die Hauptleute Siebert und v. Koppy ernannt.

Das gegen den Oranje zwischen den Revieren des Ham und Geinab erfolgte Vorgehen der Truppen war, trotz der großen Anstrengungen, die sie zu ertragen hatten, ohne Erfolg. Nirgends traf man auf den Gegner, doch wurden alte Spuren gefunden, die erkennen ließen, daß die Hottentottenbanden die Gegend schon vor fünf bis sechs Tagen verlassen haben mußten, und zwar in westlicher Richtung, nach dem wild zerklüfteten und schwer zugänglichen Oranjeberglande zu.

Obwohl nun jede sichere Nachricht über die weitere Bewegung der Hottentotten fehlte, so glaubte der Oberstleutnant doch nach den Kundschafternachrichten annehmen zu müssen, wenn diese auch wenig zuverlässig waren, daß die Banden, jedenfalls nach Abschiebung ihrer Werften über den Grenzstrom, sich gegen Ramansdrift wenden würden, um in den Besitz der reichen Vorräte dieses Magazins zu kommen; denn das war ein gar zu verlockendes Ziel. Gelang den Bondelzwarts dieser Plan, unterbrachen sie die gerade jetzt so ungemein wichtige Verpflegungslinie, so mußten die im Süden der Kolonie operierenden Truppen in die übelste Lage kommen. Bewegungen stärkerer Massen in diesem Teile des Schutzbezirks waren dann für die nächste Zeit unmöglich.

Daher galt es vor allen Dingen, den Hottentotten die Ausführung ihrer Absicht zu vereiteln und das war wieder nur möglich, wenn der Vormarsch unverweilt stromabwärts angetreten wurde, um ohne Rücksicht auf Verpflegungs-

schwierigkeiten, dem Gegner, der in der Gegend von Pelladrift weilen sollte, scharf nachzudrängen und ihn rücksichtslos anzufassen, wo man ihn traf.

Am 18. Oktober hatte der Oberstleutnant van Semmern seine Truppen, nach vergeblichen Kreuz- und Querzügen in Udabis wieder vereinigt und alsbald für den Vormarsch, der umfassende Vorbereitungen erforderte, angeordnet, daß die Abteilung Koppy am Flusse entlang über Velloordrift, Pelladrift, auf Hartebeestmund marschieren sollte, während die Abteilung Siebert auf den nördlichen Wege diese Stelle über Velloor, Eendorn zu gewinnen habe. Da nach der Aussage eines landeskundigen Buren Hartebeestmund von den Abteilungen, von ihren augenblicklichen Aufenthaltsorten aus, am 22. Oktober erreicht werden konnte, so wurde auch dieser Tag zur Vereinigung beider Kolonnen an jenem Orte festgesetzt.

Nachdem am 19. Oktober die Abteilung Siebert von Udabis aufgebrochen war, trat am 20. Oktober, in frühester Morgenstunde, auch der Hauptmann v. Koppy den Marsch auf den fast unwegsamen Saumpfaden an, ohne Wagen und fast ohne Pferde und Esel, die wegen der zu erwartenden Geländeschwierigkeiten zurückgelassen werden mußten. Nur die durchaus erforderlichen Tragetiere für drei Gebirgsgeschütze und zwei Maschinengewehre wurden mitgenommen, sowie die Packtiere für die Munition, die Decken und den durchaus erforderlichen Proviant. Doch konnte, obwohl die Verpflegung auf die Hälfte der gewöhnlichen Höhe herabgesetzt war, doch nur eine solche bis zum 22. Oktober mitgenommen werden. Über diesen Zeitpunkt hinaus waren die Reiter ausschließlich nur auf das Fleisch frisch geschlachteter Tiere angewiesen.

Nach Abgang der Mannschaften, die zum Schutze der Pferde und Fahrzeuge zurückgelassen werden mußten, verfügte der Hauptmann v. Koppy nur über etwa zweihundert Reiter, sowie über zwei Maschinengewehre und drei Geschütze. Seine Truppen bestanden aus der 2. Kompagnie 1. Feldregiments, der 9. und 10. Kompagnie 2. Feldregiments, der Ersatz-Kompagnie 3a, sowie einer halben 9. (Gebirgs-)

Batterie und einem Drittel der 2. Maschinengewehr-Abteilung.

Unter unsagbaren Mühen und trotz der anstrengendsten Märsche, die wegen der auf die kahlen Felsen in versengender Glut herniederbrennenden Sonne nur des Nachts ausgeführt werden konnten, hatte die Abteilung erst am Morgen des 22. Oktober die Gegend von Pelladrift erreicht; sie war also noch etwa fünfundzwanzig Kilometer, in der Luftlinie gemessen, von dem angestrebten Hartebeestmund entfernt und klar war es, daß die Angaben des Landeskundigen irrige gewesen waren. Unsäglich bereits litten die Tiere unter dem Mangel an Weidefutter, denn das am Ufer des Oranje wachsende scharfe Schilf war das einzige Futter, das sie erhielten und das ihnen die trostlose Gegend bot.

Aber trotzdem mußte der Marsch in beschleunigter Weise fortgesetzt werden, wußte man doch nicht, in welche Lage die Abteilung Siebert gekommen sein mochte, mit der irgend welche Verbindung herzustellen, bisher unmöglich gewesen war. Dazu kam, daß von Kundschaftern der Gegner nur etwa einundeinehalbe Stunde flußabwärts gemeldet wurde, und so marschierte denn die Truppe, bei der sich der Oberstleutnant van Semmern selbst befand, weiter, getrieben von dem Wunsche, endlich an den Gegner heranzukommen. Doch eitles Mühen war es. Die Hottentotten waren bereits abgezogen, doch zeigten am nächsten Tage verendetes Vieh und stehengebliebene, schlappe Pferde an, daß der Feind nicht mehr fern sein konnte.

Auch während der ganzen Nacht zum 24. Oktober wurde der Marsch ununterbrochen fortgesetzt, hoffte man doch endlich Hartebeestmund erreichen, sich mit den Kameraden vereinigen zu können und den Gegner endlich zu fassen.

Schon stand die Sonne längere Zeit am wolkenlosen Himmel, schon fing sie an unbarmherzig ihre sengenden Strahlen auf die immer matter und matter werdende Truppe hernieder zu senden, als gegen 7 Uhr die Abteilung eine Fläche betrat, wo die Berge halbkreisförmig vom Flußufer zurückwichen und die von niedrigen Dünen durchzogene Ebene

von den etwa vier- bis fünfhundert Meter entfernten umliegenden Bergen vollkommen beherrscht wurde. „Es war eine Stelle, wie geschaffen für einen der berühmten Hinterhalte der Hottentotten." Sorgfältig wurden die Klippen und Hänge mit dem Glase abgesucht, ohne das geringste Anzeichen von der Gegenwart der Hottentotten zu finden, und auch die „der Spitze zugeteilten Buren und eingeborenen Soldaten hatten mit ihren scharfen, an afrikanische Verhältnisse gewöhnten Augen nirgends etwas Verdächtiges wahrgenommen". Der Feind schien den Kampf unter allen Umständen vermeiden zu wollen, so glaubte man wenigstens, denn sonst hätte er sicher hier den deutschen Reitern einen Hinterhalt gelegt. Deshalb wurde der Marsch in möglichster Eile fortgesetzt, galt es doch, den Feind nicht entwischen zu lassen.

Schon hatte die Spitze nach Überschreitung des Tales die jenseitige Höhe beinahe erklommen, und war nur noch wenige Schritte von dem Rücken entfernt, da „ertönte plötzlich ein weit in den umliegenden Bergen wiederhallender Signalschuß, dem unmittelbar ein mörderisches Schnellfeuer von den umliegenden Höhen folgte". „Zu sehen war nicht das geringste, und kein Rauchwölkchen verriet die in ihren kleinen, geschickt angelegten Steinschanzen ruhig schießenden Gegner. Doch um so empfindlicher war die Wirkung. Die Spitze, die die Hottentotten bis auf wenige Schritte an sich hatten herankommen lassen, war fast ganz vernichtet. Ihr tapferer Führer, der Leutnant v. Bojanowski, fiel als einer der ersten. Zunächst nur verwundet, feuerte er ruhig weiter, als ob nichts geschehen sei. Doch sein treuer Bursche, der Reiter Hennkies, der nicht weit von ihm zum Gefechte sich niedergeworfen hatte, erkannte sogleich die Schwere der Verwundung. Der entgegenschlagenden Geschosse nicht achtend, sprang er auf, eilte zu seinem Leutnant hin, schlang seine Arme um ihn und suchte den zu Tode getroffenen aus der Schützenlinie hinauszutragen. Aber kaum hatte er sich mit ihm erhoben, da fuhr das tödliche Blei dem Offizier durch den Kopf, so daß er tot zusammenbrach. Doch der treue Reiter hielt den Körper fest, bis auch ihn unmittelbar darauf der Todesschuß traf. Beide fielen, sich

fest umschlungen haltend, tot in den Klippen nieder. „So endete deutsche Treue mit deutscher Tapferkeit."

Wie vorzüglich auch in diesem Falle die Hottentotten das Gelände benutzt und sich in ihm zu decken gewußt hatten, das beweist der Umstand, daß der altgewitzte Afrikaner, der in allen Lagen so trefflich bewährte Hauptmann v. Koppy in den Hinterhalt gelaufen war, trotzdem er gerade an dieser Stelle im Gelände auf die Gegenwart des listigen Feindes mit aller Sicherheit gerechnet hatte. Über die Geschicklichkeit Morengas, eine Stellung auszusuchen und zu besetzen, schreibt ein alter Kämpfer: Meisterhaft versteht er es, Stellungen auszusuchen, in denen er unsere Truppen überraschen will. Wo irgend angängig, nimmt er, wie überhaupt die Hottentotten, die sich seinem Befehl, obwohl er selbst ein Herero, willig unterstellt, eine erhöhte Gefechtsstellung, in Felsen und Klippen, mit freiem Schußfeld. Er läßt keine dichten Schützenlinien formieren, auch nicht je eine Schützenrotte sich zusammentun, sondern seine Leute liegen mit weiten Abständen, oft fünfzig Meter, auseinander, auch nicht in gerader Linie. Jeder macht sich einzeln eine kleine Schanze aus Steinen, die er im Halbkreis aufhäuft, um auch von der Seite her gegen Feuer gesichert zu sein. Nach vorn läßt er ein kleines Loch zum Schießen offen. So liegen sie, regungslos und unsichtbar, und lassen unsere Truppe, die sie schon von weither, auch an der aufsteigenden Staubwolke erkennen, herankommen. Werden sie, was fast immer der Fall, von der Spitze nicht entdeckt, so lassen sie diese unbeschossen durch und eröffnen das Feuer erst auf wirksamste Entfernung gegen die Hauptabteilung. Die Spitze wird dabei fast immer bis auf den letzten Mann zusammengeschossen. Ebenso ergeht es einzelnen Patrouillen." Aber trotz der Todesgefahr, in der die Spitze stets schwebte, der sich die vordere Sicherung stets aussetzte, nahm doch ein jeder Reiter freudig und dankbar den ehrenvollen Posten an, beneidet von den Kameraden. —

Doch in dem furchtbaren Ernst der Lage verloren die Reiter nicht einen Augenblick den Halt und den Mut. „Ohne Befehl, schnell und geräuschlos," entwickelten sich sofort

die beiden vorderen Kompagnien, die 2. und 9., bei denen sich der Hauptmann v. Koppy befand, und bald schwenkten auch, rechts gegen die Berge hin, die 10. Kompagnie, sowie die Kompagnie 3a, auf Befehl des Hauptmanns d'Arrest ein, der hierbei von dem tötlichen Geschoß ereilt wurde, während unmittelbar hinter den Reitern die Artillerie und die Maschinengewehre, von den Hottentotten lebhaft beschossen, in Stellung gingen.

Die Lage war sehr, sehr ernst, denn es war klar, daß die Abteilung in einen Hinterhalt geraten war. Sie war einem überlegenen Gegner, „der die umliegenden Höhen in mehreren Stockwerken übereinander besetzt" hatte, in die Gewehre gelaufen, und fast unmöglich schien es, mit dem eigenen Feuer gegen den in vorzüglicher Deckung liegenden Feind etwas ausrichten zu können. Zudem nahm die Ermattung der Leute infolge der vorangegangenen Anstrengungen und der immer glühender herunterbrennenden Sonne einen bedrohlichen Charakter an und in erschreckender Weise mehrten sich die Verluste.

Doch nicht nur von den Höhen traf das mörderische Feuer unsere wackeren Reiter, nein, auch von den englischen Inseln im Oranjestrome schlug es in den Rücken und die Flanke der Deutschen ein, und vergebens bemühte sich der Leutnant Schaumburg einige Schützen der 9. Kompagnie gegen diesen neuen Gegner vorzuführen. Sie alle wurden bei dem Beginnen, eine vorgelagerte Düne zu besetzen, verwundet und zwei Schüsse erhielt der Leutnant, als er einen schwer getroffenen Unteroffizier in Deckung bringen wollte.

Die Gefahr, vom Wasser des Oranje abgeschnitten zu werden, war sehr drohend, und deshalb ordnete der Hauptmann v. Koppy an, daß die Kompagnie 3a kehrt machte, um gegen den Fluß vorzugehen und die Inseln unter Feuer zu nehmen. Mit bewundernswerter Ruhe wurde der schwierige Befehl ausgeführt und, nachdem der Leutnant Degenkolb eines seiner Maschinengewehre neben dieser Kompagnie in Stellung gebracht hatte, waren die Inseln bald von dem Feinde gesäubert.

Der Oberstleutnant war gleich zu Beginn des Kampfes

zum Hauptmann v. Koppy vorgeeilt, und sein furchtloses, ruhiges und sicheres Benehmen, angesichts der drohenden Gefahr, in der sich die Truppen befanden, gab auch den Reitern die volle Zuversicht wieder auf den glücklichen Ausgang des Gefechts, und neuer Mut kehrte in ihre Herzen zurück.

Gegen Mittag verschwanden die Hottentotten auf den Höhen, dem rechten Flügel gegenüber, und diesen günstigen Umstand nutzte der Oberleutnant Barack sofort aus, um mit seinen Geschützen in eine neue Stellung zu gehen, von wo er das Feuer der vorderen Kompagnien besser und wirkungsvoller unterstützen konnte. Doch auch von hier aus konnte die Artillerie dem unsichtbaren Gegner gegenüber scheinbar nichts ausrichten und wohl oder übel mußte sie sich darauf beschränken, mit der nur in geringer Menge vorhandenen und daher um so wertvolleren Munition den ganzen Höhenzug zu bestreuen. Dieses Verfahren aber hatte doch den großen Erfolg, daß das Schießen des Gegners selbst unsicher wurde und zeitweise ganz verstummte, und nur, wenn ein Unvorsichtiger die Deckung verließ, dann flammte sofort das Feuer der Hottentotten mit ungeschwächter Heftigkeit wieder auf.

Immer größer und größer wurden die Verluste, und sehr schwer litten die Verwundeten unter den glühenden Sonnenstrahlen und dem Mangel an Wasser, obwohl die Ärzte und Mannschaften in selbstloser, aufopferungsfreudiger Weise alles daran setzten, um ihnen Hilfe und Erleichterung zu schaffen. Es war ganz unmöglich, einen auch nur einigermaßen geschützten Verbandplatz anzulegen.

Unter diesen höchst ungünstigen Umständen war es dem Oberstleutnant van Semmern klar, daß ein Angriff auf die weit auseinander gezogenen, in sicheren Verstecken sitzenden Hottentotten völlig aussichtslos war, daß hier das sonst nie versagende Bajonett seine Wirkung verlieren mußte, und so beschloß er denn, so bald die Dunkelheit hereingebrochen sein würde, in eine Aufnahmestellung zurückzugehen. Hierzu bot der Rand des Tales, den die Truppe in der Frühe des Tages überschritten hatte, ein günstiges Gelände. In ihm vermochten die Reiter jeden Angriff des Gegners abzu-

Major v. Freyhold.

Hauptmann v. Lettow-Vorbeck.

Oberleutnant Stage.

Leutnant Zwicke.

schlagen, und von ihr aus konnten sie auch wieder zum Angriff vorgehen, wenn die Abteilung Siebert, die ja auch bereits am 22. Oktober hier bei Hartebeestmund eingetroffen sein sollte, endlich aus dem schluchtenreichen Berglande hervorbrechen würde.

Nachdem noch ein Angriff der Bondels, kurz ehe die Sonne sich dem Untergange zu neigte, abgewiesen worden war, gingen die Kompagnien des rechten Flügels und die Artillerie zum Ostrande des Gefechtsfeldes zurück, während unter Deckung der beiden andern die Verwundeten an den Oranje hinunter geschafft und im Schutze der hohen Ufer hinter die Aufnahmestellung zurückgebracht wurden. Ein Zug der 2. Kompagnie unter Leutnant v. Reinersdorff sicherte mit den Maschinengewehren in erfolgreicher Weise den Abzug, den die Hottentotten unaufhörlich, aber wirkungslos, unter Feuer nahmen.

Erst gegen zwei Uhr morgens war die Abteilung in der neuen Stellung, ungebrochen an Mut, und bereit, am nächsten Tage das Gefecht von neuem aufzunehmen.

Und es schien, als ob der Gegner am nächsten Morgen den Kampf fortsetzen wollte, denn kaum begann es zu dämmern, da wurden bereits die Deutschen in ihrer Stellung heftig angegriffen. Doch nur kurze Zeit währte das Gefecht, das mit dem schleunigen Rückzug der Hottentotten endigte, nachdem sie vergeblich gegen die in guter Deckung liegenden Reiter angestürmt waren. Sie nahmen nunmehr von jedem weiteren Kampfe Abstand und verschwanden nach Westen zu.

Schwer hatten die tapferen Truppen gelitten, denn zwei Offiziere, ein Arzt und vierzehn Mann waren gefallen, sowie ein Offizier, ein Arzt, ein Veterinär und dreißig Mann verwundet worden, zu welchen Verlusten noch drei Vermißte kamen. 27 v. H. an Offizieren und 18,3 v. H. an Mannschaften hatten die Truppen eingebüßt, die wie bei Groß-Nabas sich ganz hervorragend geschlagen hatten und die höchste Anerkennung verdienen.

Packend und anschaulich gibt ein Mitkämpfer einen Beitrag zu dem Gefechte bei Hartebeestmund in seinen Schilderungen,*) die hier wiedergegeben werden mögen:

*) Der Magdeburgischen Zeitung entnommen.

Es wurde weiter marſchiert bis zum Dunkelwerden. Die Kräfte begannen immer mehr nachzulaſſen. Vier Tage waren wir nun ſchon ſo marſchiert, immer in dem Glauben, das Ziel vor Augen zu haben, unter Anſpannung aller Kräfte vorwärts. Am 24. Oktober, ungefähr vier und ein halb Uhr wurde aufgebrochen.

Es war halb acht Uhr. Die Berge traten vom Ufer mehr zurück und bildeten einen kleinen Talkeſſel, der von drei Seiten von großen Bergen, die mit vielen Felsblöcken beſät waren, und von einer Seite von dem mit dichtem Buſchwerk beſtandenen Oranje eingeſchloſſen war. Trotz der allgemeinen Ermattung wurde ſcharf aufgepaßt. Die Höhen wurden mit dem Glaſe genau abgeſucht. Nichts war zu ſehen! Nur ein brauner Fels am anderen, Stein am Stein. Der Talkeſſel war ſehr eng, die nächſten Bergwände waren nur hundert bis zweihundert Meter entfernt. Zwiſchen Fluß und Bergen zogen ſich kleine, mit Buſchwerk beſtandene Dünen entlang. Ein Gefühl der Erleichterung griff Platz, daß man endlich von dem ſchmalen, auf beiden Seiten begrenzten Saumpfade herunter war und wieder etwas Ellbogenfreiheit hatte; weiter vorwärts jedoch ſchien ſich, ſo weit zu ſehen war, der Weg wieder zu verengern. Um aus dem Talkeſſel wieder herauszukommen, mußten wir einen vorliegenden Felsberg überſteigen. Die Spitze, beſtehend aus 9 Mann und 3 Buren unter Leutnant v. Bojanowski, fühlte vorſichtig vor. Immer wieder wurde gehalten und geſehen, da wir kurz vorher friſche Spuren bekommen hatten, die in die Berge führten.

Da plötzlich ein Signalſchuß, und dann ein mörderiſches Krachen von allen Seiten von mindeſtens 500 Gewehren. Jedem war klar, wir ſind umſtellt und befinden uns in übler Lage. Die Spitze war bis auf wenige Schritte an die Hottentotten herangekommen, ſie hatte nichts geſehen; ſelbſt die Buren und die eingeborenen Soldaten mit ihren vorzüglichen Augen hatten nichts wahrgenommen. Der Hottentott iſt eben ein Meiſter im Verſtecken. Er verſteht es, ſich faſt unſichtbar zu machen. Da hockt ſolch kleiner Kerl, der in ſeiner Geſichtsfarbe nicht vom Fels zu unterſcheiden iſt, hinter einer Klippe, in einem Loch oder in einer Felshöhlung.

Nichts ist von ihm zu sehen, und so wartet er mit seinen Nerven von Stahl geduldig, bis sein Führer, der einzige, der während der ganzen Zeit beobachtet, den Signalschuß löst. Der Platz jedes einzelnen Hottentotten ist mit mustergültiger Sorgfalt und Überlegung ausgewählt. Ganz dicht an unsere Linien herangeschoben sind einige Scharfschützen, die in hervorragender Deckung liegen; einige von ihnen flankieren stets unsere Linien, sie belästigen uns oft sogar im Rücken.

Auf das mörderische Feuer hin war fast die ganze Spitze gefallen, auch Leutnant v. Bojanowski. Die an der Tete befindliche 2. Kompagnie (Ritter, früher Franke) besetzte sofort einen kleinen, nach Westen, die 9. Kompagnie einen nach Norden liegenden Dünenrand. Ich befand mich mit dem Oberstleutnant bei dieser Kompagnie. Hinter uns folgten die Kompagnien 3a und 10, welche mit einem Abstand von tausend Metern die Front der 9. Kompagnie rechts verlängerten. Artillerie und Maschinengewehre waren zum Glück noch weiter zurück, so daß sie sich, durch das Buschwerk des Flusses gedeckt, näher heranziehen konnten. Damit keine falschen Bilder entstehen, will ich noch erwähnen, daß die Kompagnien hier allmählich so zusammengeschrumpft sind, daß sie nur noch dreißig bis siebzig Gewehre besaßen. Das Detachement war etwa zweihundertundfünfzig Gewehre stark. Unsere Stellung war sehr ungünstig, da wir fast überall von dem Gegner überhöht und zum Teil flankiert wurden.

Als es nun krachte, warf sich alles sofort an den Dünenrand. Einige waren gleich zu Anfang verwundet. Da man mich zu sehr aufs Korn nahm, blieb mir nichts anderes übrig, als mich ebenfalls hinzuwerfen. Meinen Hut hatte ich bei der Sache verloren. Und so lag ich den ganzen Tag über auf dem Bauch, mit bloßem Kopf in der Glutsonne, keine beneidenswerte Situation! Keiner von uns konnte sich auch nur rühren, ohne von allen Seiten auf nächste Entfernung beschossen zu werden. Und die Kerle schießen hervorragend! Einer nach dem anderen fiel, bald rechts, bald links. Wer nur den Versuch machte, den Kopf oder das Gewehr zu heben, der wurde sofort von mehreren Kugeln zugedeckt.

Ich will nun versuchen, einige Szenen aus dem Gefecht zu schildern. Kurz nach Beginn des Gefechts erhielt die 9. Kompagnie seitwärts-rückwärts Feuer. Ich riet dem Leutnant Schaumburg, den hinteren Rand von einigen Mann besetzen zu lassen, die auch gleichzeitig einen fünfzig Meter vor der Schützenlinie liegenden Klippenrand, aus dem wir Feuer erhielten, beobachten konnten. Er befahl einem Unteroffizier und drei Mann, zurückzugehen. Die Leute krochen rückwärts in das Dünental, in dem auch ich, etwas weiter rückwärts durch einen Busch gedeckt, lag. Ich rief ihnen noch zu, da ich von meinem Platz aus einen besseren Überblick hatte als die Leute in der Schützenlinie: ‚Nicht kriechen, laufen!' In demselben Moment jedoch brach der Unteroffizier laut aufschreiend kurz vor mir zusammen. Er hatte einen Brustschuß von der Seite bekommen. Die drei anderen bekamen Schüsse durch die Beine und durchs Gesäß und liefen schnell zurück. Als Leutnant Schaumburg sie fragte, ob die Schüsse schmerzten, antwortete der Mann mit dem Gesäßschuß: ‚Als ob mir mein Vater verhauen hätte, Herr Leutnant!'

Nun versuchte Leutnant Schaumburg mit zwei Mann, den schwer verwundeten Unteroffizier heraufzuholen. Als sie jedoch kaum einen halben Schritt zurückgekrochen waren, wurden sie von beiden Seiten heftig beschossen und alle drei verwundet, so daß sie ihr Vorhaben aufgeben mußten. Leutnant Schaumburg bemerkte jetzt erst einen Handschuß, der ihm einen Knöchel zerschmettert hatte; nach einer Weile merkte er, als das Blut herunterlief, daß er auch einen Streifschuß am Halse hatte, und schließlich nach einer Stunde schmerzte ihn seine Schulter heftig. Als er nachsah, entdeckte er einen Schuß in die Schulter. Das Geschoß war in der Muskulatur stecken geblieben.

Der Unteroffizier vor mir lebte noch und stöhnte und schrie entsetzlich. Er bat mich, ich möchte ihm den Patronengurt abnehmen, was ich auch tat. Ich öffnete ihm noch den Rock und erkannte, daß er verloren war. Er bat mich dann, nachdem er noch mehrere Feldflaschen der Leute ausgetrunken hatte, ich solle ihm eine Kugel vor den Kopf

schießen. Es fiel mir fast schwer, es nicht tun zu können, denn er litt entsetzlich. Nach einer Stunde starb er.

Bald wurde wieder ein Feldwebel durch Bauchschuß schwer verwundet. Es wurde gerufen: ‚Stabsarzt, wo ist der Stabsarzt?‘ Es kam nur die Antwort: ‚Hier liegt er, er ist tot!‘ Dann wurde nach Oberarzt Hannemann der 2. Kompagnie, die auch schon viel Verluste hatte, gerufen. ‚Komme gleich!‘ Nach einigen Minuten kam er angelaufen, von einem Hagel von Geschossen überschüttet. ‚Wo?‘ — ‚Hier, schnell, höher herauf.‘ Er war mit blauem Auge davongekommen. Dann legte er die nötigen Verbände an, immer heftig beschossen. Das Verbandzeug war auf den Tragetieren, die fast alle erschossen waren, so wurde teilweise mit abgerissenen Hemdsärmeln verbunden. Dann wieder ein Stöhnen am anderen Ende der Schützenlinie. ‚Ich bin verwundet, Herr Oberarzt!‘ — ‚Wo?‘ — ‚Hier!‘ Und wieder mußte er durchs heftige Feuer weiter. Dann rief einer vom anderen Flügel: ‚Herr Oberarzt, ich habe noch ein Verbandpäckchen!‘ Also wieder zurück und dann wieder hin zum Verwundeten. Er schien unverwundbar zu sein. Ein braver, alter Schutztruppler sagte: ‚Donnerwetter, das könnt' ich nicht!‘ Dann wurde der Arzt wieder wo anders hingerufen. Einige Leute riefen ihm zu: ‚Bleiben Sie hier, Herr Oberarzt, sonst holt Sie's!‘ Er lief aber an der Schützenlinie entlang und erhielt dabei zwei Schüsse in die Unterschenkel; nur, daß einige Leute ihn noch schnell zu sich heraufzogen, rettete ihn vom Tode.

Was ich hier in ärztlicher und soldatischer Beziehung gerade von den jüngeren Militärärzten gesehen und gehört habe, war, soweit ich es beurteilen kann, nur Gutes. Und gerade hier haben sie viel mehr Gelegenheit, sich in ihrem Berufe zu betätigen. Ich glaube, daß, *wenn die Allgemeinheit der Ärzte so tüchtig ist wie hier der kleine Stamm, die Armee sich im Falle eines Krieges in guten Händen befinden wird.*

Die Sonne stieg immer höher, und die Hitze wurde größer und größer. Mein Schädel tat mir entsetzlich weh. Ich fürchtete jeden Augenblick, einen Sonnenstich zu bekommen. Mit dem Gesicht lag ich im Sande, der glutheiß

war. Zu trinken hatte ich nichts. Mir wurde immer schwindliger im Kopf und schwarz vor den Augen, und ich vermochte mich mit der größten Energie nicht mehr aufrecht zu halten. So nickte ich denn gegen Mittag sanft ein.

Eine Stunde wohl mochte ich so gelegen haben, als ich durch ein Schrapnell, das dicht über uns platzte, unsanft aufgeweckt wurde. Das Feuer der Hottentotten, das allmählich schwächer geworden war, wuchs wieder an. Man hörte deutlich laute Zurufe und Befehle der Kapitäne; auch hörte man den Schambok auf die Rücken der Schwarzen klatschen. Dann wurden Rufe wie ‚Hupmann Siebert' laut. Ein Hoffnungsstrahl erhellte die Gemüter. Wir glaubten, Siebert träfe ein. Es wurde heftiger geschossen; die Artilleriegeschosse platzten mit lautem Krachen dicht vor unserer Linie, das scharfe, unheimliche Geknatter der Maschinengewehre wirkte erleichternd. So ging es wohl eine Stunde; aber es kam kein Ersatz. Alle beseelte wohl der unausgesprochene Gedanke: ‚Wenn es doch bald dunkel würde, hier können wir uns nicht halten, wir müssen zurück!' Und ein Zurückgehen bei Tage wäre der Tod der ganzen Truppe gewesen; ebenso ein Sturm auf die Felsberge.

Gegen vier Uhr verstummte auf das Rufen der Kapitäne hin das Feuer der Hottentotten, nichts war zu sehen, und so blieb es ungefähr eine halbe Stunde. Optimisten und schlechte Kenner der Hottentottenkriegführung glaubten, der Feind sei abgezogen, und ermutigten zum Vorgehen. Hieraus wurde zum Glück nichts; denn alles war nur eine Finte. Die Hottentotten markierten den Abzug und wollten uns aus der Stellung hervorlocken, um uns dann niederzuknallen.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurde Befehl geschickt, daß die Kompagnien sich zum Revier auf die Maschinengewehre und die Artillerie zurückziehen sollten. Die Stellung, die wir inne hatten, war keinesfalls zu halten; wir wären am nächsten Tage einfach zusammengeschossen worden. Wir mußten also zurück und schon unserer Verwundeten wegen eine Aufnahmestellung nehmen. Das Zurückgehen mußte sehr schnell ausgeführt werden, da die Hottentotten

schon am Revier vorgingen, um uns in den Rücken zu fallen. Einer nach dem andern von uns mußte sich sprungweise zurückziehen. Die Hottentotten schossen auch noch im Halbdunkel.

An der Sammelstelle des Reviers traf ich den einzigen übriggebliebenen Mann des Regimentsstabes, der mir mitteilte, daß die anderen alle gefallen und daß unsere vier Tragesel und ein Pferd des Oberstleutnants abgeschossen oder in Händen der Hottentotten seien. Ein anderer Mann sagte jedoch, er hätte meinen Burschen, der acht Schuß habe, noch lebend angetroffen. Ich ging zurück und fand ihn mit Hilfe des Mannes. Der brave Junge war der ehemalige Bursche Haacks (als Oberleutnant und Batterieführer gefallen am 22. November 1904 bei Kub) und seit dessen Tode der meinige. Er war ein durchaus zuverlässiger und tapferer Mann und war mir in dem gemeinsam in Anstrengungen und Entbehrungen durchlebten Jahre sehr ans Herz gewachsen. Das Verhältnis zwischen Offizier und Burschen ist hier naturgemäß ganz anders als zu Hause. Es wird mit der Zeit fast kameradschaftlich. Dadurch, daß man auf Patrouillen und ähnlichem oft gezwungen ist, mit ihm aus einem Topf und mit einem Löffel zu essen, ja unter einer Decke zu schlafen, fällt die zu Haus bestehende Schranke mehr und mehr. Der arme Mensch war gräßlich zugerichtet. Er hatte einen Schulter-, einen seitlichen Brust-, zwei Oberschenkel- und einen Fußschuß, also wenn auch nicht acht, so doch fünf Schüsse. Er lebte noch und bat um Wasser. Ich hatte nichts und lief daher zurück, um etwas zu holen. Der Mann legte sich in Deckung neben ihn. Das Wasser des Flusses war noch eine halbe Stunde entfernt. Als ich es erblickte, stürzte ich mich, lang auf dem Bauch liegend, wie ein durstiges Tier hinein. Ich habe noch nie in meinem Leben eine Flüssigkeit in solchen Mengen und mit solcher Wollust in mich aufgenommen, wie dieses dreckige, lehmige Oranjewasser.

Nachdem ich mich genügend vollgesogen hatte, ging ich mit gefülltem Wassersack zu Schroeder zurück und fand ihn auch durch Rufen. Wir richteten ihn auf und gaben ihm zu trinken. Er schrie aber entsetzlich und bat, ihn liegen

zu lassen. Wir gingen darauf zurück, um eine Zeltbahn oder einen Woilach zu holen. Er hatte mir vorher noch gesagt, daß er sterben müsse und mir Grüße an seine Eltern aufgetragen. Als wir zurückkamen, erhielten wir auf unsere Rufe hin keine Antwort, statt dessen aber auf 20 Schritt Feuer. Schroeder war wohl schon gestorben, und so mußten wir, da unsere Hoffnung, wenigstens einige Decken oder etwas Proviant zu retten, auch geschwunden war, uns schleunigst zurückziehen.

Ein Mann der 2. Kompagnie, der auf ein großes Feuer zusteuerte, wurde von den Hottentotten umzingelt. Es war ein sehr tüchtiger Soldat, der schon bei der Patrouille v. d. Marwitz vor Rietmond als einer der wenigen infolge seiner Geistesgegenwart mit dem Leben davonkam. Er schlug sich mit seinem Gewehr durch die Hottentotten durch, die dann hinter ihm herschossen und ihm drei Kugeln durch den Rock jagten. Sie hetzten ihn durch den Busch bis zum Oranje. Zum Glück konnte er schwimmen. So schwamm er in ‚full dreß', Patronengurt, Trompete und Gewehr durch den reißenden Fluß und übernachtete auf einer der Inseln, die alle mit über mannshohem, fast undurchdrinlichem Schilf und Bäumen bewachsen sind. Am nächsten Morgen sah er auf deutschem Gebiet (die Inseln sind, wie der Oranje selbst, englisch) eine ausgeschwärmte Schützenlinie vorgehen. Er durchschwamm wiederum den Oranje, ging im Glauben, es seien unsere Leute, rufend auf diese zu und war nicht wenig erstaunt, als man ihn sehr unfreundlich mit einigen Schüssen empfing, zum Glück auf größere Entfernung, sonst hätte er wohl noch daran glauben müssen. Er mußte also wieder zurück in die kühle Flut und kam dann nach einigen Irrfahrten glücklich wieder zur Truppe.

Nachdem am Abend sich unser Detachement in den Büschen des Reviers gesammelt hatte und Sicherungen ausgestellt worden waren, hieß es, unsere Verwundeten zu versorgen und sie transportfähig zu machen. Die Toten hatten wir liegen lassen müssen. Das ist hart, aber unvermeidlich. Nun wurden Tragbahren hergestellt aus Baumstämmen und Zeltbahnen bzw. Woilachs. Die am schwersten Ver-

wundeten wurden notdürftig verbunden, und dann hieß es: Zurück! Ich habe da zum ersten Male empfunden, was es heißt, zurückzugehen. Es bäumt sich alles dagegen auf! Der Feind hatte aber seine Stellung behauptet, wir mußten unsere räumen und durften froh sein, wenn er sich uns nicht erst noch einmal vorlegte.

Gegen 4 Uhr morgens waren die letzten am Lagerplatz angekommen. Dieser befand sich auf einem kleinen Saumpfade zwischen Revier und den Bergen. Mit Morgengrauen begannen die Ärzte ihre Tätigkeit. Es waren nur noch zwei beim Detachement. Einer war gefallen, einer schwer verwundet. Das nötigste Verbandmaterial war gerade noch vorhanden. Bestecke und Medikamente waren mit den Tragetieren abhanden gekommen. Sie leisteten mit dem geringen Material das Menschenmöglichste. Dann forderte der Magen sein Recht. Verpflegung! Aber woher? Die meisten hatten seit dem Vorabend des Gefechtes nichts gegessen. Die wenigen Ochsen, die wir noch besessen hatten, waren ebenfalls in die Hände der Hottentotten gefallen. Der kleine Rest Proviant, den vielleicht noch einige ihr eigen genannt, ebenfalls. Nur etwas Reis war noch vorhanden, der gerade zu einer Mahlzeit für die Verwundeten reichte. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als einige Esel der Artillerie zu schlachten. Kein sehr leckerer Braten, aber immerhin etwas zu essen." —

Das Zusammenwirken beider Abteilungen am 22. Oktober bei Hartebeestmund war auch diesmal nicht geglückt, wie schon mehrfach die Operationen verschiedener Abteilungen auf ein gemeinsames Ziel hin nicht in Übereinstimmung zu bringen gewesen waren, trotz der sorgfältigsten Vorbereitungen und des besten Willens hervorragender Führer. Es war das eine Folge der nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten, welche das zum Teil noch völlig unbekannte Gelände den Bewegungen der Truppen entgegensetzte und der ungenügenden Kenntnis der Entfernungen, welche die richtige Berechnung von Raum und Zeit zur Unmöglichkeit machte.

Schon der Abteilung Koppy war es nicht gelungen,

am befohlenen Tage das gemeinsam erstrebte Ziel zu erreichen und die Truppen des Hauptmanns Siebert waren überhaupt nicht bis zu jenem gelangt. Nicht einmal die Verbindung zwischen beiden Abteilungen konnte hergestellt werden, und nur der weithin schallende Kanonendonner der Abteilung Koppy hatte den infolge verhängnisvoller Umstände kaum noch marschfähigen Truppen der anderen Abteilung Kunde von dem Zusammenstoße mit den Bondels gebracht.

Hatte der Oberstleutnant van Semmern, während des Gefechtes noch, hoffnungsvoll nach Norden geblickt, am Tage nach dem Kampfe mußte er jede Hoffnung auf eine Vereinigung mit dem Hauptmann Siebert aufgeben und damit auf jeden Erfolg, der vielleicht doch noch zu erzielen gewesen wäre, wenn die Abteilung wenigstens an diesem Tage noch sich herangearbeitet hätte.

Wie die Verhältnisse aber jetzt lagen, mußte der Oberstleutnant sich entscheiden, ob er die Unternehmung zunächst aufgeben wollte, oder ob er dem abgezogenen Feinde doch noch folgen sollte.

Wenn nun auch der Wunsch in allen lebendig war, nach den schweren Opfern wenigstens einen kleinen Erfolg zu haben, so mußte doch im Hinblick auf den Mangel an Munition und Verpflegung jeder Gedanke an eine Offensive aufgegeben werden. Für ein weiteres Gefecht reichte die vorhandene Munition nicht mehr aus, und die Verpflegung war, trotzdem nur halbe Portionen gewährt worden waren, schon am 22. Oktober ausgegangen, so daß „das Fleisch der vorhandenen Tragetiere das einzige war, was die Abteilung wenigstens für einige Zeit vor dem Hungertode bewahren konnte".

Auf eine Zufuhr von irgend einer Seite war nicht zu rechnen, und nur ganz notdürftig konnten die zum Teil recht schwer Verwundeten versorgt werden.

Daher war zunächst von einem weiteren Vorgehen Abstand zu nehmen, vor allem die Munition zu ergänzen, sowie die so dringend erforderliche Verpflegung zu beschaffen. Beides war aber nur in Warmbad zu finden, und aus diesen Gründen entschloß sich folgerichtig der Führer,

dorthin zu marschieren, zugleich von der Hoffnung getrieben, auf diesem Wege mit der Abteilung Siebert zusammenzutreffen.

Die allernächste Sorge galt aber in erster Linie den Verwundeten. Diese mußten in gute Pflege kommen und da ein Mitführen derselben durch die trostlose Wildnis nicht möglich war, so mußten sie über den Oranje geschafft und der englischen Missionsstation Pelladrift zugeführt werden. Der Marsch wurde deshalb zunächst nach Kambreck, oberhalb Hartebeestmund, angetreten, hier mit vieler Mühe die große Anzahl der Verwundeten über den Grenzstrom gebracht und der Mission übergeben, die sich der braven Reiter in der aufopferungsvollsten Weise angenommen hat.

In Kambreck erreichte endlich auch eine vom Hauptmann Siebert zur Herstellung der Verbindung entsendete Burenpatrouille den Oberstleutnant van Semmern und nunmehr erhielt dieser volle Aufklärung über die Bewegungen und das Schicksal jener Abteilung.

Wie schon erwähnt, war der Hauptmann Siebert am 19. Oktober von Udabis abmarschiert, mit Rücksicht auf den durch die Berge gehenden Marsch etwas früher als die im Tale vorgehende Abteilung Koppy, und am Morgen des 22. Oktober an eine Wasserstelle gekommen, welche die als landeskundig mitgenommenen Buren für Umeis gehalten hatten. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Führer nichts weniger als landeskundig waren und den Weg nach Hartebeestmund gar nicht kannten, und so war denn die Abteilung, da auch die Kriegskarten hier als unbrauchbar sich erwiesen, auf ihrem weiteren Marsche, einer alten Wagenspur folgend, in südöstlicher Richtung dahingezogen. Unsäglich litten die Truppen unter der Hitze und dem Durste, und wiederholt traten Hitzschläge ein. Am Mittag des 23. Oktober aber, als die Wagenspur immer weiter die östliche Richtung einschlug, da konnte sich der Hauptmann nicht mehr verhehlen, daß die Pad eine falsche sei, daß sie immer weiter vom Oranje abführe. Bereits hatten infolge der unerhörten Anstrengungen bei fürchterlicher Hitze die verdurstenden Tiere vollständig versagt und es stand das schlimmste zu erwarten, wenn nicht bald Wasser gefunden wurde. Der

Hauptmann, „dessen Tatkraft die deutschen Waffen wenige Monate zuvor in den Karrasbergen manch schönen Erfolg zu danken gehabt hatten," stand vor einem ungeheuer schwerwiegenden Entschlusse. Sollte er weiterziehen mit seiner fast verschmachtenden Truppe, einer ungewissen Zukunft entgegen, oder sollte er umkehren, um die letzte Wasserstelle wieder zu erreichen? Nach schwerem inneren Kampfe entschloß er sich zu letzterem, nachdem er auch in Anbetracht des Zustandes der Truppe von dem Versuche Abstand genommen hatte, mit den noch leistungsfähigen Leuten, direkt nach Süden zu, den Oranje zu gewinnen.

Nachdem die Abteilung in der Nacht zum 24. Oktober die tags zuvor entdeckte dürftige Wasserstelle wieder erreicht und wenigstens die Mannschaft ihren Durst einigermaßen gestillt hatte, wurde der Marsch von der 11. und 12. Kompagnie in der Frühe des Morgens fortgesetzt, während die Artillerie unter dem Schutze der 3. Ersatz-Kompagnie, unter Oberleutnant Beyer, zunächst hier liegen bleiben mußte, bis die Tiere wenigstens wieder einigermaßen zu Kräften gekommen waren.

Dumpf dröhnte am Morgen dieses Tages der Kanonendonner vom Gefechtsfelde bei Hartebeestmund zur Abteilung herüber; doch der Hauptmann, dessen Tatkraft ein jeder kannte, an dessen Verlangen, den Gegner zu erreichen, niemand Zweifel hegen konnte, glaubte mit seinen ermatteten Mannschaften dem Rufe der Geschütze nicht folgen zu können und so setzte er den Marsch nach Umeis fort, nachdem er an den Oberleutnant Beyer den Befehl geschickt hatte, nach Süden zu aufzuklären. Doch schon ehe dieser eingegangen war, hatte der junge, energische Offizier selbständig den Entschluß gefaßt, mit den noch marschfähigen Leuten, sowie mit zwei Geschützen, nach Süden durch das Gewirr von Felsenklippen durchzustoßen, um den, wie es schien, im heftigen Kampfe stehenden Kameraden Unterstützung, vielleicht sogar Hilfe zu bringen. Doch es war unmöglich, mit den völlig erschöpften Tieren weiter vorzudringen, und auch der Versuch, mit den unberittenen Reitern zum Kampffelde zu eilen, wurde aufgegeben, nachdem gegen 11 Uhr vormittags der Gefechtslärm verstummt war.

So war denn die Abteilung Koppy ohne Hilfe, selbst ohne Nachricht in ihrer bedrängten Lage geblieben.

Der Hauptmann Siebert hatte unterdessen Umeis erreicht, wohin von Warmbad aus bereits Proviant gesendet worden war. Da aber auch hier bereits Wassermangel herrschte, und die Artillerie nach Verlust zahlreicher Tiere bewegungsunfähig geworden war, hatte der Hauptmann Siebert den bereits gefaßten Plan über Kinderzit den Oranje zu gewinnen, wieder aufgegeben und war nach Warmbad abmarschiert. Hierher wurden sodann durch Ochsengespanne die zurückgelassenen Geschütze herangeführt.

Unter Führung der eingetroffenen Buren war es der Abteilung Koppy gelungen, unter großer Anstrengung und Entbehrung des Wassers während einer Zeit von vierzig Stunden, nach Umeis zu kommen, wohin Lebensmittel und Wasser inzwischen geschafft worden waren. Am 31. Oktober erreichte sie endlich Warmbad und vereinigte sich hier wieder, nach schwerer Zeit, mit der Abteilung Siebert.

Einhundertachtundsiebzig Pferde und über hundert Esel hatte die Abteilung Koppy auf diesem Kriegszuge eingebüßt, und vor allem war es der letzte Marsch, von Pelladrift nach Umeis, gewesen, der große Opfer gefordert hatte.

Über alles Lob erhaben aber waren die Leistungen und das Verhalten der Reiter, über die der Führer berichtet: „Die Leistungen der Offiziere und Mannschaften bei den großen Anstrengungen, bei neun sich unmittelbar folgenden Nachtmärschen, — die glühende Hitze verbot in dieser Zeit längeres Marschieren am Tage, — waren ganz hervorragende im Gefecht wie während der Märsche. Namentlich muß der frische Geist, der bis zum letzten Augenblick in der Truppe herrschte, anerkannt werden, um so mehr, als die Verpflegung sehr kärglich war und die Abteilung auf dem Marsche vom Oranje bis Umeis vierzig Stunden ohne Wasser gewesen ist."

Und weiter sagt der Bericht des Generalstabes über diesen Marsch: „Der Marsch von Pelladrift nach Umeis ist eine um so größere Leistung, als er von der Truppe

nach einem äußerſt aufreibenden und verluſtreichen Kampfe gefordert werden mußte und durch ein Gelände führte, das dem Hauptmann Siebert am 23. Oktober unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten ſchien. Die Tapferkeit, Ausdauer und Hingabe, welche die Abteilung Koppy während der Unterwerfung am Oranje bewieſen hat, werden ſtets zu den bedeutſamſten Leiſtungen zählen, die deutſche Reiter in dieſem Feldzuge vollbracht haben; ſie werden für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geſchichte der ſüdweſtafrikaniſchen Schutztruppe bleiben!"

Durch den Kampf bei Hartebeeſtmund aber hatten die Hottentotten ſchwerer gelitten, als man zunächſt auf deutſcher Seite geglaubt hatte. Sie waren zu weiteren Unternehmungen zunächſt unfähig und blieben untätig bei Homsdrift ſitzen. Damit aber war ein Teil des beabſichtigten Zwecks erreicht, denn die Gefahr, in der Ramansdrift durch die Bedrohung der Hottentotten ſchwebte, war beſeitigt worden. Weit größer aber würde der Erfolg geweſen ſein, vielleicht ausſchlaggebend für den ganzen Feldzug, wenn es dem Hauptmann Siebert gelungen wäre, dem Gegner am Oranje in den Rücken zu kommen.

Da vor Auffüllung der Magazine im ſüdlichen Bezirke an weitausholende Operationen nicht gedacht werden konnte, ſo trat zunächſt an die Truppen die Aufgabe heran, die immer wieder bedrohte Etappenſtraße Ramansdrift—Warmbad zu ſichern, und dementſprechend wurden auch die Anordnungen hierzu alsbald getroffen. Die Abteilung Siebert, deren Kommando der Major Traeger übernommen hatte, — der bisherige Führer war zum Kommandeur der Südartillerie ernannt worden, — beſetzte Ramansdrift, die Schlucht nördlich davon, ſowie das Norechabtal, während der Hauptmann v. Koppy den nördlichen Teil des Weges nach Warmbad zu ſichern hatte.

Am 23. November hatte ſich der Oberſtleutnant van Semmern infolge Erkrankung genötigt geſehen, den Oberbefehl im Südbezirke niederzulegen und alsbald die Heimreiſe angetreten. An ſeine Stelle war der Major v. Eſtorff

berufen worden, der bisher im Ost-Namalande die Operationen geleitet hatte.

Kurz vor dieser Zeit, am 19. November 1905, hatte auch der General v. Trotha, von Lüderitzbucht aus, die Rückreise angetreten, nachdem er sich für verpflichtet gehalten hatte, am 25. September der heimischen Kriegsleitung zu melden, „daß er die Lage für soweit geklärt erachte, daß sein längeres Verbleiben nicht mehr erforderlich sei." Durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 2. November war seinem Antrage, die Heimreise antreten zu dürfen, stattgegeben worden und so hatte er denn am 9. November, vor seiner Abreise von Keetmannshoop, seinem Nachfolger, dem Oberst Dame, die Geschäfte übergeben, der durch den Befehl des Kaisers zunächst mit der Weiterführung der Operationen beauftragt worden war.

Mit schlichten, aber mächtig packenden Worten, nahm der verehrte Kommandeur Abschied von seinen Reitern, mit denen er manche schwere Stunde im Kampfe zugebracht, ihre Tapferkeit und Treue kennen gelernt hatte:

„Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs lege ich das Kommando der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika nieder. In Vertretung übernimmt dasselbe Oberst Dame. — Reiter! Einundeinhalbes Jahr haben wir zusammen gefochten, geritten, gehungert und gedurstet. Jeder setzte sein Leben ein, wann und wo es von ihm gefordert wurde; keiner fragte danach, was ist morgen aus mir geworden. Der Hereroaufstand ist als beendigt anzusehen. Wenn es auch noch nicht gelungen ist, die Hottentottenstämme vollständig zu vernichten, oder sie zur Unterwerfung durch Abgabe der Waffen zu bringen, so ist das nicht eure Schuld. Ihr habt als tapfere deutsche Soldaten eure beschworene Pflicht getan, und das werde ich Sr. Majestät dem Kaiser und Könige erneut melden, wenn ich nach Hause komme. Den mir Allerhöchst verliehenen Orden pour le mérite trage ich nur ausschließlich für jeden von euch als ältester Reiter der Schutztruppe und werde es nie vergessen, daß ich diese Auszeichnung nur eurer Aufopferung und Todesverachtung verdanke.

Ich rufe euch zum Abſchiede die Worte unſeres größten deutſchen Dichters Schiller zu:

Im Felde, da iſt der Mann noch was wert,
Da wird das Herz ihm gewogen,
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf ſich ſelbſt ſteht er da ganz allein!

Darum friſch auf Kameraden! Auch auf das müde Pferd! Tut unermüdlich eure Pflicht ohne Rückſicht auf das eigene Leben! Nur ſo iſt dieſer Krieg zu Ende zu führen.

Es lebe Seine Majeſtät der Kaiſer und König.
Hurra! —"

Über den verdienſtvollen General aber, über deſſen Charaktereigenſchaften und ſein Schaffen und Wirken ſchreibt das Generalſtabswerk in höchſt anerkennender Weiſe.

„Als der General im Juni 1904 den Oberbefehl über die ſüdweſtafrikaniſche Schutztruppe übernahm, war die Erhaltung des Schutzgebietes für das Deutſche Reich noch ernſtlich gefährdet. Nach den ohne Ergebnis verlaufenen Operationen in den Onjatibergen war die Siegeszuverſicht und der Übermut der Hereros aufs höchſte geſtiegen. Mit der Friſche und Tatkraft eines Dreißigjährigen war der faſt ſechzigjährige General an ſeine ſchwierige Aufgabe herangetreten, zu der ihn das Vertrauen ſeines Allerhöchſten Kriegsherrn berufen hatte. Kaum zwei Monate nach dem Eintreffen des neuen Oberbefehlshabers im Schutzgebiet hatte den gefährlichen und übermütigen Gegner am Waterberge der vernichtende Schlag getroffen. Durch eine Verfolgung, die mit einer Rückſichtsloſigkeit und Energie ohne gleichen bis zum äußerſten durchgeführt wurde, und die jeden Soldaten mit hoher Bewunderung erfüllen muß, war es wenige Wochen ſpäter gelungen, die Widerſtandskraft des Hereroſtammes vollſtändig und endgültig zu brechen. Auf jenem für alle Zeiten denkwürdigen Zuge ins Sandfeld hatte der deutſche Führer faſt Übermenſchliches von ſeinen Reitern fordern müſſen, — — weil der Krieg es verlangte. Bis zum letzten Hauch von Roß und Reiter war der Feind verfolgt worden. Aber nicht nur

Buschleute.
(Nach einer Photographie von Hauptmann Bayer.)

Geschlossene Gesellschaft. Klipp-Kaffern.
(Nach einer Photographie von Hauptmann Bayer.)

ohne Murren und Zagen, nein, mit Stolz und Freudigkeit hatte der deutsche Reiter sein Letztes hergegeben, in dem erhebenden Bewußtsein, daß seine Leiden auch die Leiden seines höchsten Führers waren. Alle Not, alle Entbehrungen und Beschwerden hatte der General mit seinen Reitern geteilt, in der Hitze des Tages hatte er mit ihnen die Qualen des Durstes ausgestanden und in der Kälte sternklarer Nächte hatte er, der höchste Führer, auf dessen Schulter die ganze Last und Schwere der Verantwortung seines hohen Amtes ruhte, wo Not am Mann war, wie der letzte Reiter, mit dem Gewehr im Arm Posten gestanden. Ein solches Beispiel hatte des tiefen Eindruckes auf die Truppe nicht verfehlt und diese zu Taten befähigt, die mit Recht allenthalben Staunen hervorriefen.

Noch im Kampfe mit den Hereros war dem deutschen Oberbefehlshaber durch die Erhebung der Hottentotten unter Hendrik Witboi eine neue, noch schwerere Aufgabe erwachsen. Mit unverminderter Spannkraft trat er auch an diese heran. Fast unüberwindlich schienen die Schwierigkeiten, die der Hottentottenkrieg durch die Wasserarmut, die gewaltige Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, das Fehlen jeglicher Verkehrsverbindungen und nicht zuletzt durch einen wohlbewaffneten, die Hereros an Kriegsgewandheit und Beweglichkeit noch übertreffenden Gegner der deutschen Kriegführung entgegenstellte. Allein für den General von Trotha gab es keine Schwierigkeiten, sie waren für ihn nur dazu da, um überwunden zu werden. Trotz aller Hemmnisse und Reibungen, die sich ihm in den Weg stellten und die seine wohlerwogenen Pläne und Absichten nur zu oft über den Haufen warfen, ja, häufig stärker als menschliches Können erschienen — trotz aller dieser Hemmnisse hielt er mit unbeugsamer Energie und Zähigkeit unbeirrt an dem fest, was er sich zum Ziele gesetzt hatte. Dem unerschütterlichen Willen einer starken Persönlichkeit an der Spitze war es in erster Linie zu danken, wenn es auf einem Kriegsschauplatz von solch gewaltiger Ausdehnung überhaupt möglich wurde, in die kriegerische Tätigkeit der zahlreichen, weit im Lande zerstreut stehenden

deutschen Abteilungen zielbewußtes, einheitliches und planmäßiges Handeln zu bringen und die Macht des gefährlichsten Gegners der deutschen Herrschaft endgültig zu brechen.

Nach kaum siebzehnmonatlicher Tätigkeit im Schutzgebiete hatte der General v. Trotha das Ziel im wesentlichen erreicht. Das Schutzgebiet war bis auf den südlichsten Bezirk von neuem dem deutschen Vaterlande erobert und die noch vor kurzem gefährdete Herrschaft des deutschen Reiches konnte als dauernd gesichert angesehen werden. Niemand konnte jetzt noch im Ernst an eine schwächliche Preisgabe des blutgetränkten Bodens denken.

Die hingebende und aufopferungsvolle Tätigkeit des Generalleutnants v. Trotha im Dienste von Kaiser und Reich verdient den warmen Dank des Vaterlandes."

Die Aufgabe, die der Major von Estorff zu lösen hatte, war keine leichte, denn abgesehen davon, daß die Bondels, wie sie bereits wiederholt gezeigt hatten, der weitaus kriegerischste Stamm der Hottentotten waren, bot auch das Gelände, in dem der Kampf geführt werden mußte, sehr erheblich größere natürliche Schwierigkeiten, als in den anderen Teilen des Gebietes, und während im Norden das öde Sandfeld und die wasserlose Kalahari dem geschlagenen und gehetzten Gegner nur wenigen, besonders widerstandsfähigen Eingeborenen ein Ausweichen gestattete, bot hier im Süden die leicht erreichbare englische Grenze den Bondels eine sehr vortreffliche Operationsbasis. Zahlreiche Händler saßen längs derselben und gar zu gern tauschten diese das geraubte Vieh gegen Waffen und Munition um. So waren diese gewissenlosen Schurken die unerschöpfliche Quelle, aus der den Geschlagenen immer wieder neue Kräfte zuströmten und die schwache und nicht sehen wollende Kappolizei war weder in der Lage, noch hatte sie Lust dazu, dem Unwesen zu steuern. Sie trägt die Hauptschuld daran, daß der Kampf sich so in die Länge gezogen hat und daß hierdurch unsrem Vaterlande unendlich große Verluste an Geld, und, was noch viel kostbarer und unersetzlicher ist, an teurem deutschen Blute zugefügt worden sind. Dieser Vorwurf kann ihr nicht erspart bleiben! —

Zur Verstärkung der Truppen im Südbezirk waren noch in Marsch gesetzt worden: Die 1. Kompagnie 1. Feldregiments, die 1., 3., 7. und 8. Kompagnie 2. Feldregiments, eine halbe 8. Batterie, eine Funkenstation und elf Signaltrupps. Aber trotz der inzwischen eingetroffenen neuen Kräfte war der Beginn der Operationen noch nicht möglich geworden. Über die Gründe dieser Verzögerung sagt der Generalstab:

„Grenzschwierigkeiten verzögerten die Neufüllung der Magazine um so erheblicher, als gerade zu dieser Zeit die an sich schon geringe Leistungsfähigkeit des Baiweges durch Rinderpest und Lungenseuche, die verheerende Opfer unter den Zugtieren forderten und zahlreiche Fuhrparks unbeweglich machten, auf ein Mindestmaß herabgedrückt war. Selbst in gewöhnlichen Zeiten konnte auf diesem Wege nur der Bedarf für etwa 500 Mann und ebensoviele Pferde befördert werden. Da aber im Süden der Kolonie zu dieser Zeit etwa 5000 Mann und 6000 Pferde zu verpflegen waren, mußten andere Quellen erschlossen und andere Zufuhrwege gefunden werden. Man hatte daher auf die zwar gute, aber 550 km lange Pad von Windhuk nach Keetmannshoop zurückgreifen müssen. Auf ihr konnten noch etwa 2500 Portionen und Rationen täglich herangebracht werden, die zum Teil bis in die Linie Gaibes — Kalkfontein weiter befördert werden mußten. Ein Teil der Truppe im Süden der Kolonie wurde also auf einer 700 km langen Transportstraße mit Wagenbetrieb verpflegt. Eine solche Art des Nachschubs war nur mit ganz erheblichem Einsatz an Personal und Material sowie mit unverhältnismäßig hohen Kosten möglich. Auf dem Baiwege und auf der Pad Windhuk—Keetmannshoop wurden Ende 1905 verwendet: 61 Offiziere, 1360 Mann, 2535 Treiber, 12350 Tiere (darunter 5700 Maultiere, 3740 Ochsen), außerdem 430 Privatwagen mit 9600 Zugtieren. Der Verbrauch an Tieren war durch die Anstrengungen so groß, daß man mit einem monatlichen Ersatz von 10 v. H. rechnen mußte. Mit dem gesamten Personal und Material leisteten beide Zufuhrwege schließlich nur den Bedarf für etwa 3000 Mann und 3000 Tiere. Es fehlte dann noch der Proviant für annähernd 2000 Mann und

3000 Tiere der Truppe, aber auch der Bedarf der Zivilbevölkerung und die Transporte für Munition, Sanitätsmaterial, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände sowie für einen Überschuß, der stets nötig ist, um eine gewisse Reserve niederlegen zu können, ohne die eine Truppe sich nicht frei bewegen kann. Soweit die Transporte auf den beiden Zufuhrwegen den Bedarf nicht heranzuschaffen vermochten, war man auf die Einfuhr aus der Kapkolonie angewiesen. Dadurch aber wurde das mächtige Deutsche Reich in seiner Kriegführung abhängig von der Kapkolonie, was vom nationalen wie wirtschaftlichen Standpunkt aus unerwünscht war. Alle Lebensmittel aus der Kapkolonie waren erheblich teurer als die aus Deutschland bezogenen. Ein Zentner deutscher Hafer kostete in Keetmannshoop etwa 40 Mark, während der an Güte geringere aus der Kapkolonie am gleichen Orte mit 70 Mark bezahlt werden mußte. Infolge der Zufuhr aus der Kapkolonie und durch die unerhörten Preistreibereien der Händler sind dem Deutschen Reiche ungezählte Millionen verloren gegangen.

Als aber jetzt plötzlich die englische Grenze infolge von Grenzstreitigkeiten am Oranje für die Einfuhr in das Schutzgebiet gesperrt wurde und gleichzeitig das gesamte Zufuhrwesen, sowohl auf dem Baiwege, wie auf der Pad Windhuk—Keetmannshoop, infolge von Viehseuchen darniederlag, war es unmöglich, die Operationen gegen Morenga, deren unverzügliche Wiederaufnahme für den baldigen Ausgang des Krieges durchaus notwendig war, fortzuführen. Die deutsche Kriegführung im Süden des Schutzgebietes war lahmgelegt, und damit war das eingetreten, was General v. Trotha von Anfang an vorausgesehen hatte, daß nämlich die Schwierigkeiten der Zufuhr die allerschlimmsten Folgen für den Ausgang des Feldzuges im Süden zeitigen würden, falls nicht eine Eisenbahn gebaut würde.

Eine gefahrvolle Krisis war hereingebrochen. Nicht nur, daß alle weiteren Operationen zur Niederwerfung des Gegners für die nächste Zeit eingestellt werden mußten, auch die Erhaltung der Gesundheit und Schlagfertigkeit der Truppe selbst war ernstlich bedroht. Es

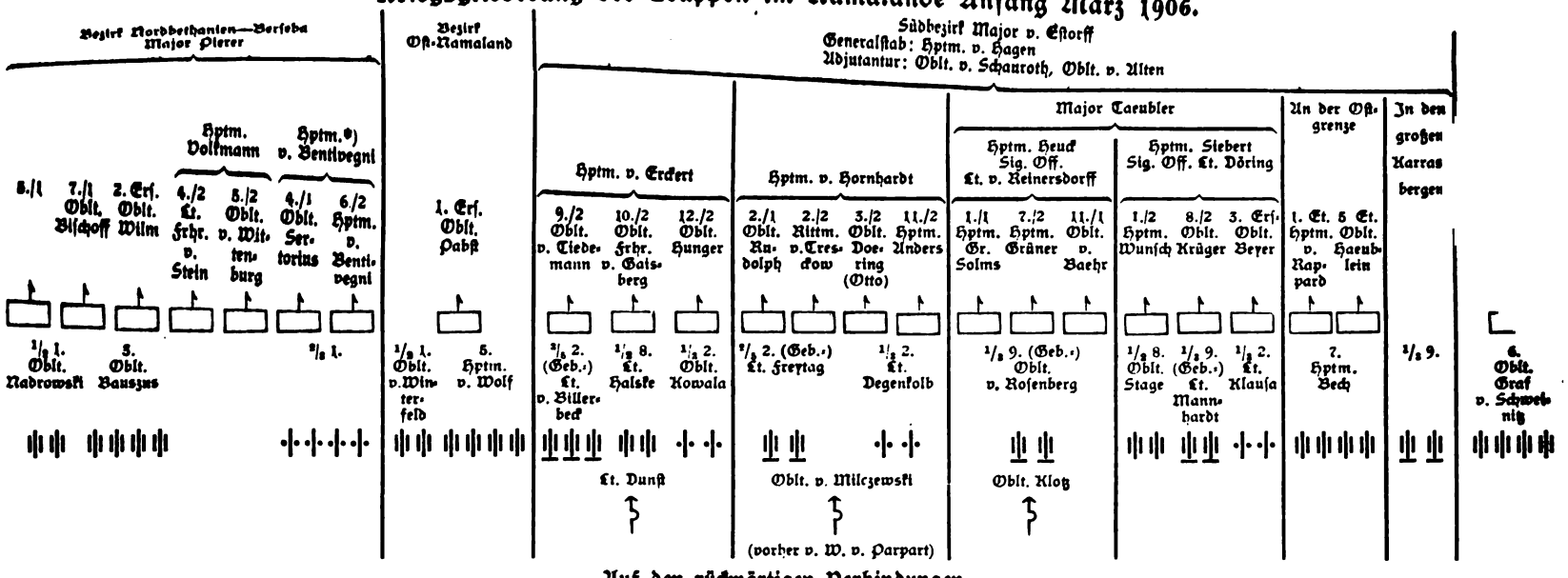
war ein großes Glück, daß sowohl zu dieser Zeit, wie vorher, das Etappenwesen in der Hand von außerordentlich tatkräftigen und umsichtigen Persönlichkeiten gelegen hatte. Ihrer Tüchtigkeit, sowie dem Eifer und der Hingabe aller auf der Etappe tätigen Kräfte war es zu danken, daß damals schlimmes Unheil vermieden wurde und wenigstens das militärische Ansehen des Deutschen Reiches gewahrt werden konnte. Sie alle hatten während der ganzen Zeit vorher ihre Maßnahmen in weitschauender Vorsorge getroffen, und als die Krisis hereinbrach, war in allen größeren Magazinen ein für mehrere Monate reichender Reservevorrat aufgestapelt, so daß die Truppe vor größerer Not bewahrt blieb."

Als der Major v. Estorff am 28. Dezember 1905 in Warmbad eingetroffen war, hatte sich seit dem Fortgange des Oberstleutnants van Semmern die Lage wenig verändert. Durch Raubzüge, die oft weit hinein ins Land ausgedehnt worden waren, hatten sich die Hottentotten, nach wie vor, oft in recht empfindlicher Weise bemerkbar gemacht, deren Banden unter Morenga und Johannes Christian noch oberhalb Hartebeestmund saßen, während die Morrisleute unter ihrem Führer Ramansdrift abwärts ihr Unwesen trieben.

Der in afrikanischen Kämpfen aufs beste erfahrene, die Verhältnisse mit klarem Blicke überschauende, neue Kommandeur war sich bei seinem Eintreffen im Oranjegebiete und nach Kenntnisnahme von den Vorgängen bei der Abteilung Semmern sofort klar, daß in diesem „unendlich schwierigen Berglande, wo alle Vorteile auf Seiten des Verteidigers waren", auf eine gegenseitige Unterstützung getrennt marschierender Kolonnen nie mit Sicherheit gerechnet werden konnte, daß jede Abteilung, die auf den Gegner losging, für sich selbst stark genug sein mußte, um den Kampf mit Aussicht auf Erfolg allein aufzunehmen. Dieser Anschauung in richtiger Weise Rechnung tragend, überwies das Kommando zu Beginn des Jahres 1906, die halbe 7. Batterie und später auch die 11. und 2. Kompagnie des 1. bzw. 2. Feldregiments den hier im Süden operierenden Truppen.

Bis diese weiteren Verstärkungen eingetroffen und die Verpflegung in dem Maße sicher gestellt war, daß die

Kriegsgliederung der Truppen im Namalande Anfang März 1906.



*) War, solange er mit der Säuberung der Karrasberge beschäftigt war, dem Hauptquartier unmittelbar unterstellt.

Erläuterung: = Funkenstation.

späteren Bewegungen unter keinen Umständen durch Verpflegungsschwierigkeiten beeinträchtigt wurden, mußte noch eine recht geraume Zeit vergehen, und diese wurde eifrig dazu benutzt, die Anmarschwege nach dem Oranje zu erkunden. Es mußte künftig ausgeschlossen sein, daß eine Abteilung bei dem bevorstehenden Kampfe ausfiel, weil sie den Weg durch das Gelände nicht zu finden vermochte, wie es leider bei der Abteilung Siebert der Fall gewesen war.

Ferner wurden die Truppen für die in Aussicht genommenen Operationen im Südbezirke verteilt, und demzufolge standen zu Beginn des Jahres 1906:

Hauptmann v. Erckert mit vier Kompagnien, einem Zug Maschinengewehre und fünf Geschützen von Norechab bis Ramansdrift,

Hauptmann Anders, an dessen Stelle später Hauptmann v. Hornhardt trat, mit zwei, später drei Kompagnien, zwei Maschinengewehren und zwei Geschützen bei Warmbad und Aluris-fontein,

Hauptmann v. Lettow mit vier Kompagnien, zwei Maschinengewehren und vier Geschützen an der Ostgrenze nördlich und südlich Ukamas,

Hauptmann Heuck mit drei, später vier Kompagnien und vier Geschützen an der Ostgrenze nördlich Ukamas.

Während so die größeren Operationen ruhten, fanden vielfach vereinzelte Kämpfe kleinerer Abteilungen gegen die im Süden des ganzen Gebietes herumschweifenden Hottentottenbanden statt, die bisweilen einen recht ernsten Charakter annahmen.

So stieß bei Duurdrift, am 5. Januar 1906 die Abteilung Lettow auf eine Bande Bondelzwarts, die erst nach langem, schwerem Kampfe mit Einbruch der Dunkelheit den Rückzug antrat. In demselben war der Bruder Morengas, Mathias, gefallen, aber auch deutscherseits der Hauptmann v. Lettow gleich zu Beginn des Gefechts so schwer verwundet worden, daß er das Kommando an Hauptmann Siebert abgeben mußte.

Noch viel ernster war der Kampf am 14. Februar bei Norechab. Hier standen von der Abteilung des Hauptmann v. Erckert die 10. und 12. Kompagnie mit einem Gebirgsgeschütz der 2. Batterie mit dem Auftrage, die ein und einen halben Kilometer lange Norechabschlucht, durch welche der Verkehrsweg Ramansdrift—Warmbad führt, zu sichern, sowie die Bespannung des Fuhrparks, die dauernd sechs- bis achthundert Zugtiere umfaßte.

Bei der Länge der Schlucht und der geringen Stärke der Sicherungen hatte sich der Hauptmann v. Erckert damit begnügen zu müssen geglaubt, und ganz mit Recht, beherrschende Punkte zu besetzen und zwar: Den Südausgang durch das Geschütz, die Mitte durch die 12. Kompagnie und die weiter nördlich gelegene Wasserstelle, wo sich auch der Fuhrpark befand, durch die 10. Kompagnie. Der Weideplatz der Tiere aber lag etwa ein und eine halbe Stunde vom Südausgange der Schlucht entfernt. Es war der einzige auf der ganzen Strecke Warmbad—Ramansdrift.

Den durch ihre Späher stets auf das Genaueste über alle Vorgänge bei den Deutschen unterrichteten Hottentotten war es natürlich nicht entgangen, daß die schwache Abteilung bei der Ungunst der örtlichen Verhältnisse nur sehr schwer ihrer Aufgabe gerecht werden konnte, und daß sich ihnen hier eine höchst günstige Gelegenheit bot, das Vieh abzutreiben. Es mußte ihnen das um so leichter gelingen, als sie mit der Diensteinteilung bei der deutschen Truppe durch das eingeborene Treiberpersonal vollständig bekannt waren; sie wußten ganz genau, wann die Tiere zur Weide getrieben, und welche Sicherheitsmaßregeln hierbei ergriffen wurden. Auf diese genaue Kenntnis von allen Vorgängen bei uns nun gründeten sie ihren Plan, der darauf hinauslief, unter Festhaltung der Reiter in der Schlucht, durch die Hauptmasse ihrer Krieger, das Vieh von den Weideplätzen abzutreiben.

Unbemerkt näherte sich in der Nacht zum 14. Februar eine starke Bande durch das Hom-Revier dem Südausgange der Schlucht und besetzte, in der Dunkelheit und von keinem

Deutschen bemerkt, die den Südausgang vorgelagerten Höhen. Ruhig und jedenfalls schon der reichen Beute sich freuend, die sie auf dem Weideplatz zu machen erhofften, ließen sie gegen vier Uhr früh noch einen großen Teil der Pferde und Maultiere unter Führung des Leutnants Weigel unbelästigt durch die Schlucht der Futterstelle zu ziehen, und erst als der Morgen zu grauen begann, schlichen sich etwa achtzig Bondels unter Benutzung des Reviers auf das am Südausgang stehende Geschütz zu. Schon waren sie nahe herangekommen, schon mochten sie glauben, sich des Geschützes bemächtigen zu können, da wurden sie von dem scharf auslugenden Posten entdeckt, der sofort in allergrößter Stille die Reiter weckte, die am Geschütz ruhten. Scharf wurde nun auf die in der Dämmerung von dem dunkeln Erdboden sich kaum abhebenden braunen Gesellen gerichtet, und krachend schlug in den heranschleichenden, völlig überraschten Gegner, das erste Geschoß ein, dem dann ein wohlgezieltes, kräftiges Feuer aus der gut verschanzten Stellung folgte. Groß war die Enttäuschung der Hottentotten über das Mißlingen des so schlau angelegten Planes, und sinnlos überschütteten sie die Geschützbedienung, die wohlgeborgen hinter dem errichteten Steinwalle ihrer Tätigkeit oblag, mit einem wilden wirkungslosen Feuer.

Der Überfall war völlig mißlungen, und als dann, durch das Feuer zu den Waffen gerufen, die 12. und später auch die 10. Kompagnie, unter Sicherung ihrer Lager, herangeeilt waren, da nahm der Kampf sofort eine günstige Wendung für die Deutschen an. Ein lebhaftes Feuergefecht entwickelte sich auf der ganzen Linie, in dem unsere Reiter nur wenige Verluste erlitten, um so größere aber der Gegner, der diesmal als Angreifer aus keiner vorbereiteten Stellung das Feuer abgeben konnte, wie es ihm fast bei allen Zusammenstößen mit unseren Truppen bisher geglückt war. Doch zäh hielten die Hottentotten aus und versuchten es sogar, den rechten Flügel unserer Schützen umfassend anzugreifen. Mit gewohnter Sicherheit, in größter Ruhe, traf der Hauptmann v. Erckert seine Gegenmaßregeln, indem er die Abteilungen Hunger und Gaisberg, trotz des hef-

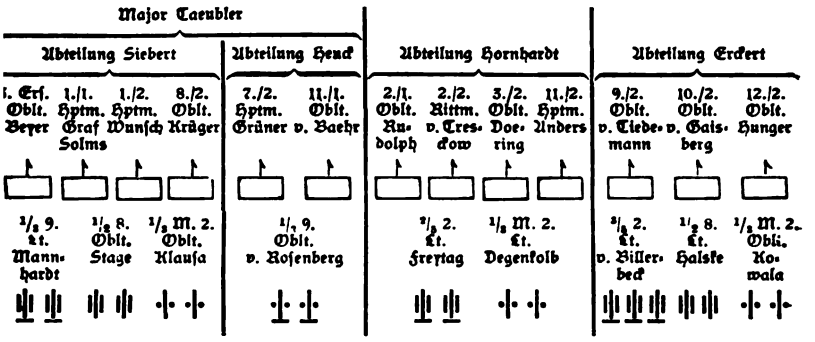
tigsten Kreuzfeuers der Bondels in eine weiter rechts am Rande der Norechabberge gelegene Stellung zurücknahm, während der Leutnant Pavel mit seinem Zuge und dem Geschütz am Schluchteingang verblieb, von wo aus er das ganze Tal beherrschte.

Inzwischen war es aber auch noch dem Leutnant Weigel gelungen, in sehr glücklicher Weise in das Gefecht einzugreifen. Er war sofort, als der Gefechtslärm an sein Ohr gedrungen war, und nachdem er die Tiere in den Schutz der am Weideplatz aufgestellten Geschütze getrieben hatte, mit der Pferdewache zurückgeeilt und gegen den die Stellung der Deutschen umfassenden linken Flügel des Gegners vorgegangen.

Dem Feuer der drei Abteilungen hielt der Feind nun nicht mehr stand, und eiligst wandte er sich zur Flucht, das Norechabtal abwärts, verfolgt von den Geschossen des Geschützes. Auch ein Zug Maschinengewehre unter Leutnant Degenkolb, der von der jenseits der Schlucht gelegenen Wasserstelle Skunbergquelle herbeigeeilt war, vermochte noch rechtzeitig ein ernstes Wort in dem Kampfe mitzusprechen, indem er von den Höhen östlich des Zusammentreffens des Norechab mit dem Hom-Revier in einen heranziehenden Haufen Hottentotten sein Feuer in sehr wirkungsvoller Weise hinabsenden konnte. Unter den einschlagenden Geschossen wagten die versprengten Bondels ihre Schlupfwinkel nicht zu verlassen und erst mit Einbruch der Dunkelheit gelang es ihnen, sich in Richtung auf Hartebeestmund davon zu stehlen.

Augenscheinlich war Morenga, der durch den geglückten Überfall der Deutschen bei Hartebeestmund sein altes Ansehen bei den Hottentotten wieder erlangt hatte, auch in diesem Gefechte die leitende Kraft gewesen, das für unsere Truppen sehr übel hätte ablaufen können, wenn der Posten am Geschütz seine Pflicht versäumt hätte. Immerhin aber hatte der erbitterte Kampf an Opfern doch fünf Tote und sieben Verwundete gefordert.

Für die nun einsetzenden Gesamtoperationen hatte der Major v. Estorff seine Truppen in folgender Weise eingeteilt:



und es erreichten Anfang März die Abteilungen

Erckert: mit der 9. Kompagnie, den Maschinengewehren und einer Funkenstation Homsdrift, während die übrigen Truppen zunächst noch zum unmittelbaren Schutze des wichtigen Weges bei Sandfontein und Norechab verblieben.

Hornhardt: Aluris fontein—Skunbergquelle—Umeis.

Heuck: Arus, Eendorn, Rooiberg.

Siebert: Veloor, Nanthis, Kaimas, Udabis.

In dieser Zeit saß der Gegner immer noch in zwei Lagern am Oranje, oberhalb und unterhalb von Kumkum.

Der Plan des Majors ging nun dahin, vorzugehen: mit der Abteilung Erckert von Homsdrift, Oranje aufwärts, mit den Truppen Hornhardts von Umeis auf Hartebeestmund, mit denen Heucks von Arus—Eendorn ebenfalls auf Hartebeestmund, und von Kaimas den Oranje abwärts die Abteilung Siebert.

Bald stellte sich aber heraus, daß das Gelände einen Vormarsch von Arus—Eendorn in das Oranjetal nicht gestattet, und so wurde denn der Abteilung Heuck befohlen, Veloor—Nanthis zu besetzen, um den Gegner abzufangen, sobald er hier durchzubrechen versuchen sollte.

Bevor jedoch die Kolonnen zum gemeinsamen Angriff vorgingen, mußte die am weitesten zurückstehende Abteilung Siebert so weit herangezogen werden, daß ihr rechtzeitiges Eintreffen unter allen Umständen gewährleistet war. Sie erhielt daher den Befehl, am 4. März zunächst auf Pelladrift vorzugehen.

Demzufolge trat diese Abteilung den Vormarsch zur befohlenen Zeit an, und zwar auch in mehreren Kolonnen, die rechte am 5. März von Rooiberg aus über Aragauras auf Pilgrimsrust, die mittlere an demselben Tage von Nanthis über Kaimas ebenfalls nach Pilgrimsrust, und die linke am 6. März von Kaimas am Oranje entlang über Wasserfall auf Pelladrift.

Wieder waren die Hottentotten über die Bewegungen der Deutschen aufs beste unterrichtet, und abermals beschloß der schlaue, gewitzte Morenga auf der inneren Linie handelnd, zum Angriff auf die einzelnen Kolonnen des Hauptmanns Siebert loszugehen, die sich in dem unwegsamen Gelände gegenseitig nur sehr schwer zu unterstützen vermochten.

Mit seinen besten Orlogleuten brach er alsbald auf, um zwischen Pelladrift und Wasserfall in sehr günstiger Stellung sich der einen Kolonne vorzulegen, während durch schwächere Kräfte dem Heraustreten der anderen Abteilungen aus den Bergen möglichst lange Aufenthalt bereitet werden sollte. Die Werften blieben unter der Obhut Johannes Christians und Morris an ihren bisherigen Stellen zurück.

Die linke Kolonne, die Abteilung Beyer aus der 8. Kompagnie der 3. Ersatz-Kompagnie, zwei Geschützen der 9. Batterie und einem Maschinengewehr bestehend, hatte auf ihrem Vormarsche am 8. März, westlich Wasserfall, eine kurze Rast gemacht, als während dieser die zur Sicherung vorgetriebenen Patrouillen, etwa einen Kilometer flußabwärts, von einer steilen Höhe plötzlich Feuer erhielten. Sofort entwickelte sich die an der Spitze befindliche 8. Kompagnie mit einem Maschinengewehr gegen den unsichtbaren Feind, dessen Feuer alsbald auf allen Höhen aufflammte. Morengas Plan, die Deutschen wie bei Hartebeestmund in einen Hinterhalt hineinlaufen zu lassen, war nicht geglückt, dank der umsichtig getroffenen Aufklärungen.

Trotzdem nun aber auch die 3. Ersatz-Kompagnie entwickelt und die Artillerie in Stellung gebracht wurde, gelang es an diesem Tage nicht, den Gegner von den Höhen zu vertreiben. Er blieb auch während der Nacht in seinen Be-

festigungen sitzen, um am nächsten Morgen mit Tagesanbruch das Feuer von neuem zu eröffnen.

Der Oberleutnant Beyer sah der Entwicklung der Dinge in seiner guten Stellung mit um so größerer Ruhe entgegen, als er auf die Unterstützung der anderen Teile der Abteilung Siebert rechnen konnte, an deren Führer er am Tage vorher die Meldung über den erfolgten Zusammenstoß mit dem Gegner gesendet und ihn um Mitwirkung bei dem weiteren Kampfe gebeten hatte. Je länger und je vollständiger er also den Gegner in seiner Stellung festhielt, um so größer mußte aller Voraussicht nach der spätere Erfolg werden.

Auch am Abend des 9. März blieben die Hottentotten in ihren Verschanzungen und Klippen liegen, ohne zu weichen, doch als am nächsten Morgen die Sonne über die Berge emporstieg, da war der Gegner verschwunden. Der Marsch wurde nun unter den sorgfältigsten Sicherheitsmaßregeln fortgesetzt und am 11. März von der Abteilung Pelladrift erreicht, ohne daß sie den Gegner wieder zu Gesicht bekommen oder über seinen Verbleib etwas in Erfahrung gebracht hätte.

Doch der Oberleutnant Beyer ließ sich durch das spurlose Verschwinden und die scheinbare Untätigkeit des Gegners weder irre machen noch auch in seinen Vorsichtsmaßregeln einschläfern, und als er auf dem Weitermarsche westlich Pelladrift wieder auf ein Gelände stieß, das für die Kampfesweise Morengas so recht geschaffen war, da ließ er seine Truppen zunächst halten und dasselbe gründlich erkunden. Und wie recht er daran getan hatte, das sollte sich alsbald zeigen, denn nach kurzer Zeit stellte der Leutnant Engler, der mit der Aufklärung betraut worden war, fest, daß die Höhen rings herum besetzt waren.

Zum zweiten Male war dem listigen Hottentottenführer der schlau berechnete Plan mißglückt, zuschanden geworden durch das zielbewußte, umsichtige und richtige Verhalten des jungen Führers.

Schon nach kurzer Zeit gelang es nunmehr dem Oberleutnant Beyer, der alsbald umfassend gegen die wohl vorbereitete, aber doch nun erkundete Stellung vorging, den Gegner zu werfen, und als dann noch von Westen her,

also in ihrem Rücken, Gewehr- und Kanonenfeuer herüberschallten, da entwichen die Hottentotten in schneller Flucht nördlich in die Berge.

Eine Verfolgung des geschlagenen Feindes fand nicht statt, da der Oberleutnant Beyer der Ansicht war, an dem erhaltenen Befehl festhalten zu müssen, der ihn zur Vereinigung mit den Hauptkräften stromabwärts rief.

Er setzte daher nach kurzer Rast den Vormarsch noch am Abend weiter fort und erreichte um ein Uhr morgens unweit Pelladrift die anderen Kolonnen der Abteilung.

Wie es befohlen worden war, hatten diese den Marsch rechtzeitig angetreten, sich am 7. März bei Pilgrimsrust vereinigt und sodann denselben, ohne auf den Gegner gestoßen zu sein, durch die Kambreckschlucht fortgesetzt, deren Ausgang die Hottentotten zunächst gesperrt, dann aber freigegeben hatten, nachdem ihnen der Überfall auf die Kolonne Beyer nicht geglückt war.

Am 10. März wurde so endlich der Südausgang der Schlucht erreicht, ohne daß eine Meldung über den Verbleib der Kolonne Beyer eingegangen wäre, und so sah sich der Major Taeubler, der zu früher Stunde bei der Abteilung Siebert eingetroffen war, veranlaßt, den Vormarsch in Richtung auf jene Abteilung zu für den folgenden Tag, den 11. März, zu befehlen, nachdem auch die stromauf zur Verbindung mit jenen Truppen abgesendeten Patrouillen nicht vorwärts gekommen waren, denen der Gegner den Weg gesperrt hatte.

Heftig schallte am kommenden Morgen der Gefechtslärm der Abteilung Beyer von Osten herüber, dessen Ruf der Major leider nicht umgehend folgte. Er glaubte jedoch erst das zur Verstärkung heranbefohlene eine Drittel der 9. Batterie im Lager erwarten zu müssen, ehe er selbst mit den Truppen den Vormarsch antrat. Das aber war ein Fehler. Kostbare Stunden hatte die Abteilung verloren, als sie sich endlich gegen neun Uhr in Bewegung setzte, nachdem der Zug Artillerie eingetroffen war.

Schon um 12 Uhr erhielt sie bei Pelladrift, als sie eine Talerweiterung betreten hatte, überraschend Feuer von den

vorliegenden Höhen, die die Ebene vollständig beherrschten. Bei Tage einen Angriff über das deckungslose Gelände gegen die in vorzüglicher Stellung liegenden Hottentotten auszuführen, hielt der Major nur unter großen Verlusten für durchführbar, die er natürlich vermeiden wollte, und so verschob er denn den Sturm auf die frühesten Stunden des kommenden Morgens. Die bereits zum umfassenden Angriffe entwickelten und im leichten Feuergefechte liegenden Truppen wurden daher wieder zurückgenommen und verblieben während der Nacht gefechtsbereit in ihren Stellungen.

Da traf gegen ein Uhr morgens plötzlich die Abteilung Beyer hier ein. Der Gegner, in Front und Rücken bedroht, hatte seine Stellung in der Nacht aufgegeben, ohne daß es von der Abteilung Taeubler bemerkt worden wäre, und war, wie später festgestellt wurde, nach Norden zu in das Bergland entwichen.

Dank der vorzüglichen Maßnahmen des Oberleutnants Beyer, dessen Verhalten hohe Anerkennung verdient, war seine Abteilung vor schweren Gefahren bewahrt und die Vereinigung der drei Kolonnen des Hauptmanns Siebert ermöglicht worden, unter einem im Verhältnisse zu den glänzenden Waffentaten geringen Verluste. Nur einen Toten und neun Verwundete hatten die Tage vom 8. bis zum 11. März an Opfern gefordert.

Nachdem der Hauptmann Siebert am 8. März gemeldet hatte, daß er am 9. März seine drei Kolonnen vereinigt haben würde, — wir haben gesehen, wie wenig diese Meldung den später eingetretenen Tatsachen entsprach — und daß er dann den Marsch stromab gegen Kumkum fortsetzen könnte, hatte der Major v. Estorff das Vorgehen gegen die Bondelzwarts bei letzterem Orte für den 12. März angeordnet. Für die Abteilung Siebert war daher große Eile geboten, wollte sie noch an diesem Tage den befohlenen Zielpunkt erreichen, und schleunigst wurde denn auch der Marsch dorthin angetreten. In der Nacht zum 13. März lagerten die Truppen einige Kilometer östlich Kumkum, ohne auf den Gegner gestoßen zu sein.

Der Major v. Estorff war in richtiger Weise während

dieſer einleitenden Bewegungen in Warmbad geblieben, weil hier die telegraphiſchen und telephoniſchen Leitungen von den verſchiedenen Kolonnen zuſammenliefen und er daher die Leitung der Operationen, ſoweit es irgend möglich war, in der Hand behalten konnte.

Nachdem der Major am 9. März die Meldung des Oberleutnants Beyer über die Anweſenheit ſtarker Banden und über das Gefecht bei Waſſerfall erhalten hatte, und nachdem die Aufklärungsreiter Hartebeeſtmund zu dieſer Zeit frei vom Gegner gefunden hatten, war es ihm alsbald klar geworden, daß die Hauptmaſſe der Hottentotten Oranje aufwärts gegangen und mit der Abteilung Beyer bei Waſſerfall zuſammen geſtoßen war.

Dieſer Hilfe zu bringen und dem Gegner auf den Ferſen zu bleiben, war ſomit das, was zu geſchehen hatte, und unverweilt, noch an demſelben Tage, ſetzte er die Abteilungen Erckert und Hornhardt auf Hartebeeſtmund zu, und weiter ſtromaufwärts in Bewegung.

Da nun der Gegner, der durch das Herankommen der drei Kolonnen in eine höchſt üble Lage kommen mußte, wenn das Waffenglück den deutſchen Reitern günſtig war, er nur in nördlicher Richtung ausweichen konnte, falls er nicht vorzog, über den Grenzſtrom ins engliſche Gebiet zu flüchten, ſo war es durchaus geboten, dieſen letzten Ausweg in das Schutzgebiet zurück, ihm gründlich zu verlegen. Es wurden daher die 2. und 7. Kompagnie, ſowie ein Zug Maſchinengewehre, zu dem ſpäter dann noch die II. Kompagnie des 1. Feldregiments trat, in die Linie Arus—Rooiberg—Nanthis geſchoben, um wenigſtens hier auf dem nördlichen Ufer des Stromes den Ring zu ſchließen.

Unter Zurücklaſſung der halben 8. Batterie zum Schutze von Sandfontein, hatte die Abteilung Erckert über Homsdrift noch am 11. März den Vormarſch auf Hartebeeſtmund angetreten, dasſelbe am Abend erreicht und noch in der Nacht den Weitermarſch auf Kambreck fortgeſetzt, wobei ſie gegen 2 Uhr morgens an den Truppen des Hauptmann v. Hornhardt vorbeizog, die öſtlich Hartebeeſtmund nach ſehr anſtrengendem Marſche ins Biwak gegangen waren.

„Auf ihrem Weitermarſche," ſo berichtet der General-

Major Maercker.

Stabsarzt Dr. Brockelmann.

Oberleutnant Böttlin.

Leutnant d. R. v. Trotha.

ſtab, „mußte die Abteilung Erckert in ein enges, vielfach verſchlungenes Felſental eintreten, das nur zu Einem zu durchſchreiten war und ſchließlich in einem ſteilen Abſtieg auf eine etwa einen Kilometer lange Ebene mündete, die von den vom Fluß zurücktretenden Höhen halbkreisförmig umſchloſſen war, denen im nordöſtlichen Teil ein Kranz von niederen Kuppen vorgelagert war. Im Oſten war die Ebene von einer jäh aufſteigenden Felswand, die bis an den Oranje heranreichte, abgeſchloſſen. Der Führer, Hauptmann von Erckert, war vorgeritten, um perſönlich zu erkunden. In fahlem Mondlicht breitete ſich die Ebene vor ihm aus, aus der ſich der gegenüberliegende Felskegel wie eine gewaltige ſchwarze Wand erhob. Das Gelände erinnerte in ſeiner ganzen Geſtaltung lebhaft an das Gefechtsfeld der Abteilung Semmern unweit Hartebeeſtmund. Wenn der Gegner überhaupt Widerſtand plante, ſo konnte er kaum ein günſtigeres Gelände dazu finden. Es war alſo äußerſte Vorſicht geboten."

Ehe der Hauptmann daher mit ſeiner ganzen Abteilung auf die Ebene hinaustrat, war es ratſam, dieſe und die ſich abſchließende, gegenüber liegende Felswand gründlich zu erkunden, und ſo erhielt denn auch die an der Spitze marſchierende 9. Kompagnie den Befehl, vorſichtig und weithin vorfühlend, gegen den Paß vorzugehen, der nördlich des ſteilen Berges ſich zeigte, die nachfolgende, 10. Kompagnie aber den Auftrag, durch Beſetzung einer kleinen Anhöhe am Oranje das Gelände zu ſperren, das zwiſchen dem Strome ſelbſt und der ſteil abfallenden Felswand lag. Erſt wenn den beiden Kompagnien das gelungen war, dann ſollte der Reſt der Abteilung mit der Artillerie auf die Ebene hinaustreten.

In tiefſtem Schweigen, mit offenen Augen und geſpitzten Ohren, traten die beiden Kompagnien den Vormarſch an, und ſchon hatte die Spitze der 9. Kompagnie unter Leutnant Wagner den „Fuß des Sattels" erreicht, als plötzlich von vorn und von den Seiten ein heftiges Feuer ſo wirkungsvoll in ſie einſchlug, daß leider ſofort zwei Reiter tötlich getroffen zuſammenbrachen und mehrere verwundet wurden.

Wenn auch nicht unerwartet, ſo war das Feuer doch

immer noch überraſchend gekommen, denn trotz äußerſter Vorſicht im Aufklären, trotz aller Sorgfalt im Abſuchen des Geländes mit dem Glaſe, hatte man nirgends auch nur die geringſten Anzeigen entdeckt, die auf die Gegenwart des Feindes zu deuten ſchienen.

Der Leutnant Wagner war in durchaus richtiger Weiſe auf ſeine Kompagnie zurückgegangen, die ſich ſofort in einer vorteilhaften Stellung entwickelt hatte.

Auch die 10. Kompagnie hatte in dieſer Zeit die erſtrebten Dünenhöhen erreicht, ohne indeſſen auch nur etwas vom Feinde bemerkt zu haben, und von hier nun Aufklärer gegen die ſteile Felswand vorgetrieben. Auf Händen und Füßen kletterten die unerſchrockenen Reiter in der Dunkelheit den ſteilen Hang empor, und ſchon hatten ſie bald den Kamm erreicht, als auch hier plötzlich ein heftiges Feuer von dem ihnen unſichtbaren Gegner auf ſie niederpraſſelte.

An eine Erwiderung desſelben war nicht zu denken, da die Leute der Hände bedurften, um ſich an dem ſteilen Hange zu halten und ſo blieb ihnen nichts weiter übrig, als ſich wieder den Hang hinuntergleiten zu laſſen und zur Kompagnie zurückzukehren, die ihren Rückzug erfolgreich mit ihrem Feuer deckte.

Das ſorgfältige, zielbewußte Verfahren des Hauptmanns hatte ſchöne Früchte gezeitigt, denn die, wie immer vorzüglich gewählte Stellung des Gegners war zwar mit Opfern, aber doch nur mit geringen, richtig erkundet, und die Abſicht der Bondelzwarts, den deutſchen Reitern einen Hinterhalt zu legen, wiederum vereitelt worden. Viel, unendlich viel, hatten unſere Truppen und ihre Führer in dieſer Art Kriegführung gelernt und nicht umſonſt waren die ſchweren Opfer gebracht worden, die ſo manche der früheren Kämpfe gefordert hatten.

In der Dämmerung des hereinbrechenden Morgens entwickelte nun der Hauptmann v. Erckert ſeine ganzen Kräfte, indem er die 12. Kompagnie und die Maſchinengewehre auf den linken Flügel zog, hinter dem in günſtiger Stellung ſpäter auch die Geſchütze Verwendung fanden. „Mit der ihm eigenen, bei jeder Gelegenheit bewährten

Energie," so heißt es in dem Berichte des Hauptmanns v. Erckert, „hatte der Artillerieführer, der Leutnant v. Billerbeck, die in dem Engwege festgefahrenen Geschütze trotz der herrschenden Dunkelheit und der außerordentlichen Geländeschwierigkeiten nachgeführt."

Sorgfältig verschanzten sich die Reiter noch in der Dämmerung und sahen nun mit Ruhe und mit fester Zuversicht dem kommenden Kampfe entgegen, wußten sie doch auch, daß die Abteilung Hornhardt nicht ferne war und bald mit starken Kräften in das sich entspinnende Gefecht eingreifen würde.

Kaum begann der Morgen zu grauen, noch war die Sonne nicht aufgegangen, da eröffneten die Hottentotten von allen umliegenden Höhen aus das Feuer, das sich jedoch an den steinernen Deckungen, die sich die Leute geschaffen, fast wirkungslos verzehrte und unseren Reitern nur wenig Schaden zufügte.

Aber auch von den englischen Inseln im Oranje blitzten Schüsse auf. Die Hottentotten hatten sie besetzt, ohne daß die Kappolizei Einspruch dagegen erhoben hätte, und dieses Feuer, das die 10. Kompagnie in Flanke und Rücken traf, wurde recht lästig. Doch nur kurze Zeit währte es. Unter Feuer genommen, verließ der Gegner die Eilande in schleunigster Flucht, verfolgt von den Geschossen der Reiter.

Inzwischen war auch die Abteilung Hornhardt, dessen Führer der Truppe auf die ersten Schüsse hin weit vorausgeeilt war, auf dem Kampffelde eingetroffen.

Sie war am 10. März von Umeis, dem Befehle des Majors v. Estorff gemäß, auf dem vom Hauptmann Anders und Oberleutnant Doering erkundeten, schmalen Fußpfade aufgebrochen, hatte „inmitten hoher steil abfallender Berge in dreistündigem Aufstieg über Felsblöcke und Steingeröll" den Kamm erreicht und war dann nach Süden zu ohne Weg und Steg hinabgeklettert. Unendlich schwierig war dieser Abstieg, da die „Berge schroff abfallen, die Hänge mit großen Steinblöcken bedeckt sind, die sich stellenweise senkrecht übereinandertürmen." Beim Überwinden einer solchen schwierigen Stelle stürzte ein Maultier der Gebirgsartillerie ab und überschlug sich mehrere Male mit

der über zwei Zentnern schweren Last der Lafette, die hierbei zum Glück nur unbedeutend beschädigt wurde, während dem Tiere nichts geschah. „Durch das Marschieren über das steinige Geröll und die felsigen Hänge hatte das Schuhwerk ganz außerordentlich gelitten. Selbst bei ganz neuen Stiefeln der Offiziere und Mannschaften hingen die Sohlen in Fetzen herunter oder hatten sich vom Oberleder abgelöst und mußten durch um den Fuß geschlungene Riemen festgehalten werden. Mit solchen ‚Stiefeln' auf dem harten und felsigen Boden weitermarschieren zu müssen, war zwar keine verlockende Aussicht, aber die Hoffnung, nun endlich an den Feind zu kommen, ließ alle Beschwerden vergessen."

Am Abend des 11. März erreichte die Abteilung in sehr ermüdetem Zustande die Gegend östlich Hartebeestmund, wo sie sodann zur Ruhe überging und die Reiter des Hauptmanns v. Erckert an sich vorüber ziehen sah. Am frühen Morgen des folgenden Tages war sie dann wieder aufgebrochen und der voranmarschierten Abteilung nachgeeilt. Bald kündete der ferne Donner der Kanonen den Beginn der Schlacht, der nunmehr in beschleunigtem Marsche die Reiter zustrebten. Bald war der Kampfplatz erreicht, und sofort wurde die Abteilung, nachdem der schnell vorausgerittene Führer sich über das Gelände und die Gefechtslage unterrichtet hatte, umfassend gegen den rechten Flügel des Gegners eingesetzt, der die bereits im Feuer liegenden Truppen immer mehr zu umzingeln drohte. Bald schaffte hier die Artillerie Wandel. Unter großen Mühen war es schließlich dem Leutnant Freytag gelungen, die Gebirgsgeschütze den steilen Hang hinaufzubringen und von guter Stellung aus den unsichtbaren Gegner, durch Bestreuen des ganzen Geländes mit Schrapnells, aus den Schlupfwinkeln und den schnell gebauten Steinschanzen zu jagen, in die er sich geborgen hatte, so daß er nunmehr auch den Gewehren der Reiter erreichbar wurde.

Mühsam, unter beständigem Feuer der Hottentotten, arbeitete sich die auf dem rechten Flügel der Abteilung befindliche 3. Kompagnie an den Fuß der besetzten Berge heran, „wo sie sich im toten Winkel befand", und nunmehr

erfolgte der Aufstieg. „Derselbe erforderte fast eine Stunde Zeit und konnte zum Teil nur durch Kriechen und Klettern auf Händen und Füßen bewerkstelligt worden."

Aber der Gegner hatte den Angriff, der die blinkenden Bajonette näher brachte, nicht abgewartet. Er hatte diesen Teil der Stellung geräumt, ehe die Reiter herangekommen waren, und bald ging er nun auch auf dem der Abteilung Erckert gegenüber liegenden Teile des Gefechtsfeldes zurück.

Wieder war ein schöner Sieg errungen! Doch war auch diesmal eine Verfolgung nicht möglich, da die Eingeborenen sich in dem wilden Gewirr der Felsen und Klippen zerstreut hatten und ihre Spuren nicht zu finden waren. Auch die völlige Erschöpfung der schier unermüdlichen Truppe gebot endlich eine längere Ruhepause.

Erst am folgenden Morgen wurde der Vormarsch stromauf bis Kumkum fortgesetzt und dort ein Biwak bezogen, nachdem durch Patrouillen die Verbindung mit der Abteilung Siebert hergestellt worden war, die in der Nacht zum 13. März einige Kilometer östlich ihr Lager aufgeschlagen hatte.

Der Major v. Estorff hatte nunmehr seine Truppen wieder vereinigt in der Hand.

Im Laufe des Tages wurde noch eine auf eine dicht bewaldete Insel geflüchtete Werft entdeckt, nur wenige hundert Meter von dem Lager entfernt, ohne daß die englische Kappolizei es für notwendig gefunden hätte, gegen deren Aufenthalt einzuschreiten. Um sich nun über den Grund dieses merkwürdigen Verhaltens derselben Klarheit zu verschaffen, ersuchte der Hauptmann v. Erckert den jenseits des Stromes stationierten englischen Korporal um eine Unterredung. Dem Verlangen wurde Folge gegeben, und so fand dieselbe „mitten im Flusse auf einer Felsklippe statt, die von beiden Teilen schwimmend erreicht wurde." Von dem englischen Soldaten erhielt der Hauptmann nun, der keinen Zweifel weiter über sein weiteres Vorgehen ließ, falls die Kappolizei nicht sofort eingreifen würde, die Zusage, daß die ganze Werft, es waren vierzig Männer, darunter zwei Unterkapitäne, entwaffnet und in das Innere

der Kapkolonie fortgeschafft werden sollte. Das geschah diesmal wirklich; die Werft wurde abgeführt.

Durch das glänzende zehnstündige Gefecht, das den Deutschen nur zwei Tote und sieben Verwundete gekostet hatte, waren die Hottentotten aus der Stellung „in der sie fast ein halbes Jahr lang wie in einer Felsenburg gesessen hatten", geworfen.

Aber zu einem wirklichen Entscheidungskampf war es wieder nicht gekommen.

Während die Hottentotten nun fast alle ihre Werften über den Oranje abgeschoben hatten, war die Mehrzahl der Orlogleute unter Morenga und Johannes Christian, in kleine Banden zerteilt, nach Norden und Osten entkommen: und andere unter Morris Führung nach dem Fischflusse durchgeschlüpft.

Im unbestrittenen Besitze des linken Oranjeufers hatten die deutschen Truppen die Hottentotten vom Kaplande abgeschnitten, aus dem sie stets mit leichter Mühe bisher frische Kräfte für die weitere Kriegführung geschöpft hatten. Diese Quelle war ihnen nunmehr verstopft, und damit ein nicht zu unterschätzender Vorteil errungen. „Wenn auch keine besonders in die Augen fallenden Erfolge gegenüber dem der Kampfentscheidung ausweichenden Gegner zu melden waren", so heißt es in dem Bericht des Majors v. Estorff, „so ist doch ein Schritt vorwärts zur endgültigen Niederwerfung des Aufstandes zurückgelegt worden, und dies ist vor allem zu danken den höchst anzuerkennenden Leistungen der Truppe, die richtig zu würdigen wohl nur der vermag, der selber an Ort und Stelle das Gelände kennen gelernt hat".

In der folgenden Zeit war es zunächst nur möglich, da stärkere Banden nirgends gemeldet wurden, gegen die der Major v. Estorff hätte vorgehen können, die Wasserstellen abzusperren und die Verbindung mit den Werften zu unterbrechen, die über den Oranje geflüchtet und abgeschoben waren. Von diesen Gesichtspunkten aus wurde dann der ganze Strom von unterhalb Ramansdrift bis hinauf zur englischen Grenze im Osten und diese selbst auch noch weiter nach Norden zu, bis zum Auob heran, unter steter

Beobachtung gehalten, und ein fleißiger Patrouillengang in dem Grenzgebiete eingerichtet. Hierdurch wurde dann bald festgestellt, daß nördlich der Linie Homsdrift—Pelladrift stärkere feindliche Kräfte nicht mehr vorhanden waren, daß dagegen zahlreiche Spuren nach dem unteren Gainab, zwischen Ukamas und Stolzenfels führten, wo sich die zersprengten Banden wieder zu sammeln begonnen hatten.

Als die Meldungen hierüber keinen Zweifel mehr zu ließen, nahm der Major v. Estorff alsbald die Operationen gegen jene Gegend hin auf, und erreichte am 24. März bereits, unter ganz gewaltigen Märschen, mit den vordersten Teilen seiner in breiter Front in vier Kolonnen marschierenden Truppen die Linie Stolzenfels—Jerusalem, Blydeverwacht—Ariam—Ukamas—Gapütz, während in seinem Rücken die Sicherung der Etappenstraße Warmbad—Ramansdrift der Abteilung Ercker übertragen worden war, deren Führung jetzt der neueingetroffene Major v. Freyhold übernommen hatte.

Zahlreiche Überfälle in der Gegend östlich des unteren Gainabtales bestätigten immer mehr und mehr die Richtigkeit der Annahme, daß der Gegner in der Südostecke des Schutzgebietes zusammengepreßt worden war, und deshalb ließ der Major seine Truppen an diesem Revier aufschließen. Als nun aber die Meldung einlief, daß die Hottentotten zwischen Ukamas und der Grenze einen Transport überfallen hatten, hierbei von dem siebzehn Mann starken Begleitkommando der an der Spitze reitende Führer, Leutnant Keller, und mit ihm zehn Mann sofort gefallen und 4 Mann verwundet waren, und auch in der Gamsibkluft zahlreiche Banden herumschwärmten, die vermeinten, die Grenze dort als offene Tür betrachten zu können, durch die sie ungestraft ein und ausgehen und sich mit allen möglichen Bedürfnissen versehen konnten, da setzte der Major v. Estorff am 2. April seine unterbrochenen Bewegungen nach Osten zu fort, und zwang den in dieser Gegend herumziehenden Morenga mit seinen Leuten auf englisches Gebiet zu flüchten. Doch nur vierzig Orlogleute und etwa dreihundert Weiber und Kinder wurden von der Grenzwache in Gewahrsam genommen und in die Gegend von

Rietfontein Süd, dicht an der Grenze gelegen, gebracht. Von hier aus kehrten sie alsbald, unbelästigt von der englischen Behörde, in unser Gebiet zurück. Morenga und Johannes Christian aber, mit dem größten Teil ihrer Orlogleute, hatten sich überhaupt nicht ergeben und erschienen nach ganz kurzer Zeit wieder auf deutschem Boden, nachdem sie sich unter den Augen der englischen Sicherheitstruppe reichlich mit allen Kriegsbedürfnissen wieder versehen hatten.

An Ukamas südlich vorbeiziehend, gewannen sie am 5. April das wilde Bergland zwischen diesem Orte und Heirachabis. Hier aber trennten sich die beiden Führer und während Johannes Christian über Amas wieder den Großen Karrasbergen zuzog, ging Morenga im Gainabtal aufwärts an Hudab vorbei auf Fettkluft zu.

Hier stieß am 8. April ein Zug der 1. Kompagnie des 2. Feldregiments in einer tief eingeschnittenen Schlucht auf Morenga, der den deutschen Reitern, die die Anwesenheit der Hottentotten in jener Gegend nicht ahnten, in üblicher Weise einen vortrefflichen Hinterhalt legte. Acht Reiter fielen sofort, und verwundet brachen sechs Leute und der Führer, der Leutnant Gaede, zusammen. Nur mit Aufbietung der letzten Kräfte konnte sich der Rest der kleinen Schar der heftigen Angriffe erwehren, und erst als am nächsten Morgen die Kompagnie von Hudab herbeieilte, da ließ der Gegner ab vom weiteren Kampfe und zog nördlich nach Oas. Hier aber lief Morenga der II. Kompagnie des 1. Feldregiments unter Oberleutnant v. Baehr am 10. April in die Gewehre, der die Bande nach kurzem Kampfe, in dem der deutsche Führer leider verwundet wurde, auseinander trieb.

Der eine Teil der Hottentotten zog nun unter Johannes Andreas, einem Verwandten von Johannes Christian, diesem in die Karrasberge nach, während Morenga mit etwa fünfzig Kriegern sich wieder dem schwer zugänglichen Backrevier zuwandte, in dem ihm kein Schlupfwinkel unbekannt war, er jeden Weg und Steg kannte.

Um ihm die Grenze zu sperren, ließ der inzwischen zum Oberstleutnant beförderte v. Estorff Hanapan, zwan-

zig Kilometer westlich Rietfontein Süd, durch die 5. Etappen-Kompagnie und einer halben 7. Batterie unter dem Hauptmann Bech besetzen, während das etwa dreißig Kilometer südlich gelegene Klippdamm die 1. Etappen-Kompagnie und die andere halbe 7. Batterie unter Hauptmann v. Rappard als Besatzung erhielt. Die Verfolgung der Hottentotten unter Johannes Andreas aber wurde der Abteilung Heuck übertragen.

Wiederum war es Morenga geglückt, unbemerkt von unsren Reitern und unbelästigt von der englischen Kappolizei, die Grenze zu überschreiten, um alsbald wieder, durch das verhandelte Beutevieh gestärkt und gewappnet, in unser Gebiet zurückzukehren. Am 13. April war er bei Van Rooisvley, offenbar in der Absicht, Transporte abzufangen, am 18. April aber bereits wieder etwa siebzig Kilometer nördlich auf deutschem Gebiete bei Holpan. Hier wurden die Hottentotten vom Hauptmann v. Rappard angegriffen und nach kurzem Kampfe, in dem er selbst verwundet wurde, über die Grenze getrieben.

Nunmehr übernahm der Hauptmann Bech den Befehl über die zwischen Klippdamm und Hanapan stehenden Truppen, und als jetzt vom Oberleutnant v. Davidson gemeldet wurde, daß fünfzig Hottentotten in der Nacht zum 28. April die Pad Klippdamm—Witpan in östlicher Richtung unter Morengas Führung überschritten hatten, da befahl der Oberstleutnant v. Estorff dem Hauptmann Bech — durch Heliogramm: „Feind mit äußerster Energie verfolgen, so lange, bis englische Polizei die Bande stellt."

Das war endlich der richtige Befehl und freudig wurde er von allen begrüßt.

Umgehend rückte Hauptmann Bech mit allen Kräften, die er fassen konnte, nach Klippdamm ab, das er am 30. April erreichte, um noch in der folgenden Nacht bis Witpan zu marschieren. Hier ging dann alsbald die wichtige Meldung ein, daß Morenga selbst mit einer wohl bewaffneten Bande südlich des Grenzpfahls „92" gesehen und in westlicher Richtung abmarschiert sei. Noch am 1. Mai versammelte der Hauptmann alle ihm unterstellten Truppen bei dem Grenzpfahle in der Absicht, am nächsten Tage

Morengas Spur zu folgen, die der Oberleutnant v. Davidson tatsächlich noch in der Nacht fand.

Ohne Artillerie, deren Mitnahme das voraussichtlich zu durchschreitende, schwere Dünengelände verbot, trat am folgenden Tage, den 2. Mai, die Abteilung, zu der auf ihrem Marsche noch die von Dawignab herangezogene 3. Ersatz-Kompagnie unter Oberleutnant Beyer in Fahlkopje stieß, die Verfolgung an, der Spur folgend, die nach Süden führte. Doch nicht weit hinter Fahlkopje teilte sich diese schon wieder nach zwei Richtungen, nach Westen und nach Süden.

Während nun der Hauptmann die 3. Ersatz-Kompagnie der westlich führenden Fährte folgen ließ, setzte er selbst auf der südlich gerichteten Hauptspur die Verfolgung fort, die meist von Fußgängern herrührte, noch ganz frisch war und auf die unmittelbare Nähe des Gegners schließen ließ. Dank der ebenso höchst geschickten, wie unermüdlichen Tätigkeit des dauernd die Spitze führenden Oberleutnants v. Davidson, und der Sicherheit, mit der ein besonders gewandter Bur die oft verwischten Spuren immer wieder fand an Zeichen, die dem ungeübten und ungeschulten Auge nicht erkennbar waren, konnte die Verfolgung unentwegt fortgesetzt werden. Während des ganzen 2. und 3. Mai, auch in der Nacht, so lange der Mond am Himmel stand, ging es rastlos weiter, mit möglichster Geschwindigkeit. Aber trotz des Dranges nach vorwärts durfte keine Vorsichtsmaßregel außer Acht gelassen, die Aufklärung nach vorn und den Seiten nicht verabsäumt werden, sollte die Abteilung nicht Gefahr laufen, in einen der so berüchtigten Hinterhalte Morengas zu fallen, die schon so manches Opfer gefordert hatten. Auch am 4. Mai wurde mit dem ersten Tagesgrauen von neuem aufgebrochen und die Verfolgung fortgesetzt, obwohl die Reiter schon am Tage zuvor nur von ausgegrabenen Tschamas gelebt hatten, denn bei dem schnellen Aufbruch zur Verfolgung war nur die notwendigste Verpflegung für den nächsten Tag zusammengerafft worden. Die Spur, die in südlicher Richtung zunächst auf dem deutschen Gebiete dicht der Grenze entlang verlaufen war, bog plötzlich nach Osten zu ab und führte nunmehr geradenwegs auf die Grenze

zu. Dem die Verfolgung mit ſtaunenswerter Energie leitenden Hauptmann Bech war es ſofort klar, daß die ſchwer bedrängten Hottentotten wieder, wie ſo oft ſchon, ſichere Zuflucht hinter den Grenzpfählen zu finden hofften, vor denen unſere braven Reiter in verhaltener Wut, aber ſtets gehorſam dem Befehle, bisher ſo oft pflichtſchuldigſt Halt gemacht hatten, um, Gewehr bei Fuß, die hohnlachenden Räuber mit ihrer Beute verſchwinden zu ſehen. Daher galt es, bis zum letzten Hauch von Mann und Pferd der flüchtigen Bande zu folgen, ſie unter allen Umſtänden einzuholen, möglichſt noch ehe ſie engliſches Gebiet erreicht hatte und zu vernichten, wo man ſie fand. Sollte es den Hottentotten aber diesmal wieder gelingen, die Grenzpfähle zwiſchen ſich und den Verfolger zu bringen, ſo ſtand es bei dem Hauptmann Bech felſenfeſt, von der Verfolgung nicht abzulaſſen. Diesmal ſollte die gedachte Linie des 20. Längengrades öſtlich der britiſchen Sternwarte dem Anſturme der deutſchen Reiter kein unüberwindliches Hindernis entgegen ſetzen; in energiſchem, wagemutigem Ritte ſollte es genommen werden, wenn Albions ſpärliche Macht an den Grenzpfählen — ſie beſtand vom Oranje bis nördlich nach Rietfontein hinauf, alſo auf etwa eine Strecke von vierhundert Kilometern, nur in neunundzwanzig Poliziſten — dem üblen Treiben Morengas nicht ein für alle Mal ein gänzliches Ende bereiten ſollte. Dankbar gedachten jetzt bei der beginnenden Verfolgung in das engliſche Gebiet die deutſchen Reiter des zielbewußten Oberſtleutnants v. Eſtorff, der in richtiger Würdigung der ſchmachvollen Vorgänge an der deutſchen Grenze befohlen hatte, den flüchtenden Räubern, koſte, was es wolle, an der Klinge zu bleiben.

Um 8 Uhr morgens wurden, als die Reiter ſich der Grenze näherten, jenſeits derſelben weidende Herden erſpäht, und alsbald ließ der Hauptmann Bech, in Erwartung eines baldigen Gefechts, die Truppen aufſchließen und in Gefechtsbereitſchaft gehen. Hinter dem Zuge des Oberleutnants v. Davidſon, der an der Spitze ritt, folgten die Züge der Oberleutnants Häublein und Dannert, während rechts und links rückwärtsgeſtaffelt die Züge der Leutnants v. Sichart und Motſchenbacher ritten.

So zum Gefecht vorbereitet, überschritt die Abteilung am 4. Mai die Grenze, unweit der Niederlassung Van Rooisvley, und als nun die Spitze auf die etwa eine Stunde von der Grenze entfernte Düne hinaufgeritten war, die das Gesichtsfeld nach Osten begrenzte, da lag in dem Kessel zwischen den Sandbergen, wohlgeborgen in größter Sorglosigkeit, Morenga mit seinen Hottentotten. So sicher hatte sich dieser Bandenführer hinter der Luftlinie der Grenze gefühlt, daß er ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten in deutschem Gebiete, nicht einmal Posten ausgestellt hatte. Diese Unvorsichtigkeit sollte ihm diesmal aber sehr übel bekommen.

Während der Zug der Spitze und der des Oberleutnants Häublein in flottem Galopp sofort ansetzten und in weitem Bogen das Lager von Osten her zu umschließen suchten, hatten die Züge Sichart und Dannert dasselbe von Norden, Westen und Süden her umklammert, und unter dem sofort einsetzenden Feuer der Reiter brachen die Hottentotten zusammen. Jeder Widerstand war vergeblich, und als nun doch einige der Überbleibenden in nördlicher Richtung nach einer schützenden Dünenwelle zu entkommen suchten, da warf der Hauptmann Bech den Zug des Leutnants Motschenbacher im Galopp dorthin. Früher als die Fliehenden erreichten die Reiter die Dünen, um alsbald auf die Heraneilenden ein vernichtendes Feuer zu richten, in dem fast alle fielen. Die wenigen, die sich in einige Pontocks geflüchtet hatten und aus diesen das Feuer fortsetzten, wurden dann von den Reitern des Leutnants Motschenbacher niedergestochen, der diesen letzten Zufluchtsort des Gegners mit dem Bajonette stürmte. Gegen 9 Uhr verstummte das Gefecht. Fast alle Hottentotten waren den deutschen Waffen erlegen.

Als nun aber der Hauptmann Bech mit zwei Zügen die Verfolgung der in südlicher Richtung in geringer Anzahl entkommenen Bondelzwarts aufgenommen hatte, „da kamen", so äußert sich der Hauptmann Bech über die weiteren Vorgänge, „auf einmal drei gut angezogene, gar nicht ordnungsmäßig aussehende Khakireiter an, von denen der eine eine weiße Flagge, d. h. ein an den Reitstock befestigtes

Taschentuch, hoch erhoben trug. Ich denke, was ist denn das für eine merkwürdige Erscheinung? Aha! englische Polizei. Der Führer, ein Korporal der ‚Cape Mounted Police', machte mich darauf aufmerksam, daß ich mich auf britischem Gebiet befände und hier nicht schießen dürfe. Auch verlangte er die Auslieferung der Waffen des gesamten deutschen Detachements.

Was!? Ich denke, ich höre nicht recht! Von uns wollen die Engländer die Gewehre haben? — Na, also ich sprach mein Bedauern aus, bei Verfolgung ganz frischer Spuren auf britisches Gebiet geraten zu sein und bat, die Ankunft der deutschen Trupps lediglich in dem Sinne aufzufassen, daß es ihr Bestreben gewesen sei, der englischen Polizei bei Entwaffnung der Hottentotten behilflich zu sein. Ihre eigenen Waffen würden die Deutschen behalten!

Das war die dienstliche Aussprache mit dem Korporal, auf welche hin die auf Verfolgung befindlichen Züge nunmehr zurückgeholt wurden. Wie toll waren diese hinter den entkommenen Hottentotten hergewesen.

Sieben Hottentotten waren noch erschossen worden, darunter der Bruder Morengas. Ein besonderes Glück für uns war es übrigens, daß von den Engländern und Buren, die beim Beginn des Gefechts vor den Häusern und Zelten gestanden hatten, niemand von den durch ganz Van Rooisvley herumsausenden Kugeln verwundet oder getötet worden ist. Mit Morenga selbst haben wir entschieden Pech gehabt. Die Art und Weise, wie er, der durch Schüsse an Hals und Kopf verwundet war, der deutschen Truppe, in deren Händen er sich eigentlich schon befand, wieder entwischen konnte, das kennzeichnet ihn außerordentlich.

Als nach beendetem Gefechte der Kampfplatz abgesucht wurde, da stellte er sich, als er die deutschen Reiter sich ihm nähern sah, auf dem Gesicht liegend, tot und rührte sich nicht. Und tatsächlich, seine List gelang ihm vollständig. Zwei deutsche Reiter, die sich, wie Morenga später selbst der englischen Polizei erzählt hat, bei seiner Person noch besonders darüber unterhielten, ob er wohl noch lebe oder nicht, gingen schließlich an ihm vorüber, indem sie meinten,

der Hottentott, der da läge, sei tot; daß es Morenga war, ahnte ja niemand; es kannte ihn ja auch keiner. Diese erste Absuchung ging in Eile vor sich, da schon Befehl zur Verfolgung gekommen war. So blieb niemand auf der Gefechtsstelle zurück. Morenga aber benutzte die Gelegenheit. Der tot geglaubte erhob sich und verschwand in den Dünen. Der schlaue Fuchs hatte sich gerettet; um ein Haar wäre er uns in die Hände gefallen. Drei Tage darauf hatte er sich gänzlich mittellos und ohne Waffen der englischen Polizei gestellt.

Doch wir hatten auch ohne ihn genug erreicht. Sechsundzwanzig Hottentotten waren gefallen, die meisten hatten drei oder vier Schüsse; ganz wüst aussehende Kriegergestalten waren es, aus Haut und Knochen bestehend. Die richtigen, alten Morengaleute. Ganz zerlumpt waren sie gekleidet und hatten unter der letzten Verfolgung schwer gelitten. Schade um jeden deutschen Reitersmann, das muß man sagen, der von einem solchen Mordsgesindel die tötliche Kugel erhielt.

Dreißig Gewehre, etwa dreihundert Patronen und eine Menge Lagergerät hatten wir erbeutet. Viele kleine Sachen nahmen sich die Leute als Andenken mit.

Ja! wie haben sich unsere Leute gefreut! Nach so langer, anstrengender Verfolgung doch an den Feind herangekommen zu sein und nicht nur einen, sondern eine ganze Masse Hottentotten wirklich im Gefecht gesehen zu haben, das war immerhin ein Ereignis. Saßen doch sonst die gelben Kerle unsichtbar hinter einer Klippe und waren nicht zu erreichen.

Hatte man sich doch heute einmal rächen können für die vielen hinterlistigen Überfälle, denen so mancher brave Kamerad zum Opfer gefallen war.

Doch nun hieß es für uns endlich wieder auf deutsches Gebiet zurückkehren, waren wir doch im Englischen nicht ganz heimatsberechtigt.

Aber noch einmal trat die deutsche Truppe auf dem Kampfplatz an, galt es doch nach diesem unter so eigenartigen Umständen stattgehabten und siegreichen Gefechte ganz besonders unsers Kaisers und Kriegsherrn zu ge-

denken, auf dessen Befehl wir einst hinausgezogen waren übers große Wasser nach Südwest.

Und dieses Hurra, das dem deutschen Kaiser galt, das Hurra, das donnernd herüberschallte über den Kampfplatz und donnernd in ganz Van Rooisvley den Engländern und Buren, den Kaffern und wer es sonst noch hören wollte, in die Ohren drang, das wird jedem, der dabei war, unvergeßlich bleiben; es war ein würdiger Abschluß unserer Tätigkeit im Englischen.

Nachdem für die Verwundeten gesorgt und ein Wagen für den Transport des gefallenen Kameraden gestellt war, — er sollte in deutscher Erde begraben werden — wurde der Rückmarsch angetreten.

Voran, gewissermaßen als Ehrensektion dreißig Reiter mit je einem erbeuteten Gewehr auf dem Rücken — übrigens die reinste Modellsammlung — dann die übrigen Leute, fast jeder mit einem Beutestück am Pferdehalse, so ging's in prächtiger, gehobener Stimmung hinüber über die Grenze, zurück ins Deutsche!" —

Am 7. Mai stellte sich Morenga mit zehn Hottentotten und zwei Hereros, dem Reste seiner Bande, sämtlich ohne Gewehr, der Kappolizei. Diese, die ihn über Upington nach Preiska, dreihundert Kilometer von der Grenze entfernt, brachte und dort zunächst festhielt, schaffte ihn sodann nach Tokai bei Kapstadt, nachdem die Engländer das Gesuch der Deutschen, Morenga auszuliefern, abgelehnt hatten unter Hinweis darauf, daß den Aufständischen die Rechte von Kriegführenden zuerkannt werden müssen.

Damit schied einer der gewandtesten und klügsten Führer der Hottentotten vom Kriegsschauplatze. Über die Bedeutung dieses Ereignisses sagt das Generalstabswerk:

„Das Ausscheiden des Morenga aus der Zahl der Gegner der Deutschen bedeutete einen wichtigen Erfolg der deutschen Waffen. Wenn auch dieses Ereignis infolge des immer mehr abnehmenden Ansehens Morengas unter den Bondels nicht annähernd die Wirkung ausüben konnte, wie seinerzeit der Tod des alten Hendrik Witboi, so überragte dieser Hererobastard doch alle Hottentottenführer bei weitem an persönlicher Bedeutung, Entschlossenheit, Tat-

kraft und Mut. Er konnte als der geistige Ur
meisten mit so großem Geschick durchgeführten
der Hottentotten angesehen werden, und seine
nahme bedeutete einen nicht zu ersetzenden Verlu
Sache der Hottentotten. Dieses bedeutsame Erge
vor allem der energischen Verfolgung des Ha
Bech zu danken, dessen rücksichtslose Tatkraft
erkennung verdient. Daß das Gefecht selbst mit
durchschlagenden Erfolg endete, war den umsicht
geschickten Anordnungen des Führers zuzuschrei
hierbei in vorbildlicher Weise von der entschlossen
tätigkeit seiner Unterführer und der todesmutigen
jedes einzelnen Reiters unterstützt worden war.

In der englischen Gefangenschaft genoß Mor
er nur als politischer Verbrecher angesehen wurd
Bewegungsfreiheit und recht gute Behandlung.

Nach Aufhebung des Kriegszustandes in unser
gebiete war die Haft Morengas, nach englischer Ans
nicht mehr aufrecht zu erhalten. Man gab den Ge
frei und forderte von ihm nur, daß er in der Ka
Ruhe bewahre oder, falls er in das deutsche Sch
zurückkehren wolle, er den Frieden nicht brechen d

Der schlaue Herero wählte das erstere und wur
mehr, auf sein Verlangen hin, wieder nach Upington
gebracht, mitten unter seine Freunde und Helfer
und recht nahe unserer Grenze. Dort wurde er wie e
licher Held gefeiert, und von aller Welt angesta

Doch nicht lange gab er sich diesen Huldigung
dem Nichtstun hin. Bald verließ er diesen Ort und
nach Kenhart, unmittelbar an der deutschen Grenze g
über, verschaffte sich von den gewissenlosen Händlern
und Munition, sammelte seinen Anhang und erreicht
durch das ihm so genau bekannte Backrevier das d
Schutzgebiet wieder, ohne daß es der englischen
Ernst gewesen wäre, ihn an dem Verlassen des eng
Gebiets zu hindern. Wie der Premierminister Ja
im Kapparlament erklärte, sei Morenga von der
verfolgt worden, und es wäre dieser auch geglückt, i

Major Gräser.

Hauptmann Richard.

Leutnant Fürbringer

Leutnant Eggers.

seiner Flucht zu ergreifen, wenn Wegeschwierigkeiten ein erfolgreiches Nachsetzen nicht unmöglich gemacht hätten!

Am 13. August 1907 überschritt der wieder völlig von seinen Wunden hergestellte Herero-Hottentotte, noch stolzer und selbstbewußter durch den Aufenthalt in der englischen Kolonie gemacht, die deutsche Grenze, und vereinigte sich, nachdem so mancher unzufriedene Hottentotte zu ihm gestoßen war, mit Simon Kopper, bei Nakab, etwa fünfundzwanzig Kilometer östlich Ukamas an der Pad nach Upington, um sich sodann der Gamsibkluft zuzuwenden, die er am 20. August erreichte.

Bei seinem Erscheinen auf deutschem Gebiete waren sofort alle Farmer, die sich bereits wieder der friedlichen Kulturarbeit hingegeben hatten, gewarnt und aufgefordert worden, ihr Vieh abzutreiben und sich unter militärischen Schutz zu stellen, den Patrouillen und kleineren Postierungen aber der Befehl gegeben, einen Kampf gegen Übermacht unter keinen Umständen anzunehmen, um dem Feinde nicht Waffen, Munition und Pferde in die Hände zu liefern.

Der Oberstleutnant v. Estorff, der sich zu jener Zeit in Windhuk befunden hatte, war bei Eingang der Nachricht sofort nach Keetmannshop geeilt, um von dort mit den verfügbaren Kräften, den Kampf mit dem alten Gegner von neuem aufzunehmen.

Dazu aber sollte es nicht mehr kommen.

Morenga war wieder über die Grenze in das englische Gebiet zurückgekehrt, um weitere Vorbereitungen zu neuen Kämpfen zu treffen. Doch das sollte sein Verderben sein. Denn Deutschland hatte inzwischen mit England Vereinbarungen getroffen zu einem gemeinsamen Handeln.

Sofort setzte auch die Verfolgung der Engländer in höchst energischer Weise ein, und ihnen war das Glück sofort hold. Was unsern braven Reitern trotz der aufopferndsten Hingabe und rastloser Verfolgung nicht gelungen war, den Engländern glückte es beim ersten Versuche, Morenga nach kurzer Zeit zu erreichen und zu vernichten.

Der behufs Vereinbarung gemeinsamer Operationen zu der englischen Truppe entsendete Generalstabsoffizier

der Schutztruppe, der Hauptmann v. Hagen, berichtet über den Verlauf des Gefechts, dem er selbst beigewohnt hat, und in welchem der gewandte Bandenführer seinen Tod fand, in Kürze:

„Am 19. September vormittags kam Morenga, trotzdem er es versprochen hatte, nicht zur Besprechung mit Major Elliot, der mit seiner Truppe in Long Klippe, halbwegs Ukamas—Upington stand. Daraufhin beschloß Major Elliot sofort, Morenga zu verfolgen. Die Verfolgung wurde am 19. September nachmittags in Long Klippe aufgenommen und führte die ganze Nacht hindurch und während des 20. September durch die Kalahari. In Eenzamheid, etwa hundert Kilometer nördlich Upington, fand mit Morenga das vier Stunden lange Feuergefecht statt. Morenga und fünf Mann fielen, darunter sein Bruder und zwei Neffen, zwei Mann wurden gefangen, vier entkamen, fünf Gewehre wurden erbeutet. Bei uns fiel ein Korporal, ein Polizist wurde verwundet. Die englische Truppe erwies sich unter der geschickten Führung des Majors Elliot hervorragend im Ertragen von Anstrengungen wie an Ausdauer und Tapferkeit im Gefecht. Truppen und Tiere waren dreißig Stunden ohne Wasser. In vierundzwanzig Stunden wurden bei großer Hitze und schweren Dünen einhundertundeinundzwanzig Kilometer zurückgelegt."

In diesem Gefechte waren auch die letzten Orlogleute Morengas vernichtet worden, und in dem Bandenführer einer der gefährlichsten und geschicktesten Gegner der deutschen Sache gefallen. —

Der Kampf gegen Johannes Christian.

Nach der Trennung von Morenga bei Heirachabis hatte sich Johannes Christian, wie wir gesehen haben, den Großen Karrasbergen zugewendet, und bald stieß hier Johannes Andreas, der am 10. April nach dem Gefechte bei Gas ebenfalls Morenga verlassen hatte, zu ihm, verfolgt von der Abteilung Heuck.

Obwohl die deutschen Reiter nun unter Aufbietung aller Kräfte dem flüchtigen Unterkapitän nachgedrängt

hatten, war es ihnen doch nicht möglich geworden, ihn noch östlich des Berglandes einzuholen. Sie hatten daher die Karrasberge, und zwar den südlichen Teil derselben auf noch völlig unbekannten Pfaden durchschritten, und nur so war es dem Hauptmann Heuck gelungen, nach sehr anstrengenden Märschen den Gegner bei Wittmund am 20. April am Westabhange der Berge zu erreichen. In dem sich alsbald entspinnenden Kampfe, in dem der bei Oas bereits verwundete Oberleutnant v. Baehr fiel, und ein Offizier und sieben Reiter Verwundungen davontrugen, wurde der etwa einhundertundfünfzig Mann starke Gegner zwar geschlagen, doch entkam er mit der Hauptmasse seiner Leute nach den Kleinen Karrasbergen, wo Johannes Christian sich mit den dort sitzenden Banden Fieldings und Lamberts vereinigte, so daß er nun wieder über mehr als zweihundertundfünfzig Gewehre verfügte.

Bald aber verließ er die unwirtliche Gegend, um sich dem Löwenflusse zuzuwenden, wo er viel bessere Lebensbedingungen zu finden hoffen durfte. Doch schon bei Gawachab stieß er am 5. Mai auf die 7. Kompagnie 1. Feldregiments unter Oberleutnant Cruse, der, trotz der ganz erheblichen Überlegenheit der Hottentotten, doch sofort zum Angriff überging, und den Gegner nach glücklichem Gefechte, in dem er selbst einen Schuß erhielt, zum Rückzuge zwang.

Johannes Christian zog nun weiter den Löwenfluß abwärts, dem Kapitän Morris entgegen, mit dem er sich dann bei Rosinbusch vereinigte, so daß sich hier eine ganz ansehnliche Anzahl noch vorhandener Hottentottenkrieger mit ihren Führern wieder zusammenfanden.

Den nach eingegangener Meldung von der Anwesenheit dieser Banden vom Oberstleutnant v. Estorff*) von Süden, Norden und Osten angesetzten Angriffen der Abteilungen Freyhold, Ermekeil und Wilck entzog sich jedoch Johannes Christian mit seinen Unterkapitänen in höchst geschickter Weise. Er entschlüpfte, ehe der Ring sich geschlossen hatte,

*) Major v. Estorff war am 10. April 1906 zum Oberstleutnant befördert worden.

nach Osten zu, ohne daß es zunächst möglich gewesen wäre, seine Spur zu finden.

Erst am 16. Mai gelang es dem Leutnant Engler diese am Kameldornflusse festzustellen, und fest entschlossen, die Fühlung mit dem Gegner nicht wieder zu verlieren, blieb er ihm auf den Fersen, in strenger Pflichterfüllung und frischem Wagemute, der Gefahr nicht achtend, in die er sich stürzte. Bis Gais, am Südostabhange der Großen Karrasberge, folgte Leutnant Engler unermüdlich mit seinen treuen Reitern den Spuren der Hottentotten. Hier aber ereilte ihn das Schicksal, welches in jenen Kämpfen so vielen tapferen Offizieren auf ihren kühnen Patrouillenritten zuteil geworden ist. Er wurde mit allen seinen Reitern am 19. Mai aus dem Hinterhalte abgeschossen.

Ruhelos ging nun wieder die wilde Jagd hinter den Hottentotten her, die von Gais das Hamrevier abwärts gezogen waren. Hierbei hatten sie die Funkenstation des Oberleutnants v. Milczewski, die auf dem Marsche von Ukamas nach Warmbad begriffen war, bei De Villierpütz vergeblich angegriffen, um sich dann wieder nach Norden, den Narobbergen zu, zu wenden, wo sie eine „überhöhende festungsähnliche" Stellung bei Dakaib einnahmen und hier am 23. Mai 1906 von der unermüdlich sie verfolgenden Abteilung Rentel zum Kampfe gezwungen wurden.

Nach sehr schwerem Ringen, das von unseren Truppen vier Tote und achtzehn Verwundete an Opfern gefordert hatte, gaben die Gegner die Stellung auf. Sie gingen nach Süden zurück, gefolgt von der Abteilung Rentel, zu der dann noch die Truppen des Majors Sieberg bei Groendorn stießen, der von Ukamas aus mit der 1. Kompagnie 2. Feldregiments und zwei Gebirgsgeschützen dem Kanonendonner zugeeilt war.

Beide verfolgten nun den nach Süden abgezogenen Gegner, dem es wieder gelungen war, eine kleine deutsche Abteilung aus dem Hinterhalte niederzuknallen. Bei Tsamab waren sie auf den Leutnant Fürbringer von der Signalabteilung gestoßen, den alten Afrikaner, der sich schon in den schwierigsten Lagen so vortrefflich bewährt hatte, als

er eben damit beschäftigt war, dort eine Station zur Verbindung mit Heirachabis herzustellen, und hierbei hatten sie ihm hinterrücks den Tod gegeben, dem er so oft furchtlos ins Auge geblickt hatte. Am 25. Mai fand man ihn mit seinen Reitern tot auf dem Platze seiner Tätigkeit. Nicht ein Mann war dem Feinde entronnen, der die traurige Botschaft der nächsten Truppe hätte bringen können; sie alle hatten in so elender Weise den Tod gefunden!

Das Hamrevier abwärts führte die Abteilung Sieberg der Weg bis nach Nukais, wo sie, den Spuren folgend, östlich in das Gebirgsland eindrangen, und hier glückte es den Deutschen am 25. Mai, den Gegner abermals aus einer festen Stellung zu werfen, doch verbot die bereits eintretende Dunkelheit und das unübersichtliche Klippengelände jede Verfolgung.

Am nächsten Tage aber wurde diese mit aller Energie aufgenommen, zugleich aber auch die in Blydeverwacht stehenden Truppen unter Hauptmann Siebert von den Vorgängen unterrichtet und aufgefordert, den wahrscheinlich in östlicher Richtung aus den Bergen heraustretenden Hottentotten einen gebührenden Empfang zu bereiten.

Leider erhielten, wie es scheint, die Flüchtenden Kenntnis von dem Plane und so wandten sie sich denn wieder nach Norden, und bald darauf nach Westen, immer verfolgt von den unermüdlichen Abteilungen Rentel und Sieberg.

Am 28. Mai erreichten letztere Naruchas, etwa vierzig Kilometer nördlich Warmbad gelegen, nachdem die Abteilung Rentel in acht Tagen zweihundertunddreißig Kilometer, die des Majors Sieberg in sechs Tagen einhundertundneunzig Kilometer zurückgelegt und damit Leistungen verbracht hatten, die in Anbetracht des höchst ungünstigen Geländes und der mangelhaften Verpflegung, sowie der Schwierigkeit der oft nur mühsam zu findenden Spuren als ganz hervorragend bezeichnet werden müssen. Sie wurden durch ein Telegramm vom Hauptquartiere auch „besonders anerkannt."

Die braven Truppen hatten auf dieser wilden Jagd das letzte hergegeben. Sie bedurften dringend der Ruhe

und daher wurde die weitere Verfolgung der Hottentotten, die sich wieder den Oranjebergen zugewendet hatten, der Abteilung Freyhold übertragen.

Die Abteilung Sieberg wurde sodann zu weiterer Verwendung nach Warmbad gezogen, ebenso der Hauptmann Siebert mit der 2. und 9. Kompagnie, sowie einem Maschinengewehr, während der Major Rentel mit seinen Truppen die Sicherung der Ostgrenze zu übernehmen hatte.

Von Haib, wohin die Abteilung Freyhold nach den vergeblichen Unternehmungen im Fischflußgebiete zurückgenommen worden war, brach diese am 30. Mai mit der 3., 10., 11. und 12. Kompagnie, je einem Zuge der 2. Batterie und der 2. Maschinengewehr-Abteilung, einer Funkenstation und einer Kamelreiterabteilung gegen den bei Zwarthuk gemeldeten Gegner auf, dessen frische Spuren, die weiter auf Sperlingspütz hinführten, dort auch seitens der Aufklärer der Abteilung festgestellt wurden. Ein direkter Vormarsch gegen diese Wasserstelle war jedoch nicht ratsam, und so ging der Major über Norechab nach Gaobis, um zunächst die von Ramansdrift herankommende Verpflegung in Empfang zu nehmen.

Erst am 3. Mai gegen Mittag wurde der Marsch gegen den in fester Stellung bei Sperlingspütz sitzenden Gegner angetreten, nachdem schon vorher der Major v. Freyhold den Hauptmann Anders mit seiner Kompagnie und einem Geschütz über Ramansdrift ihm in den Rücken gesandt hatte. Gegen 6 Uhr stieß die an der Spitze marschierende 10. Kompagnie auf die im Gelände völlig verdeckt liegenden Hottentotten, gegen die alsbald rechts auch die dritte Kompagnie entwickelt wurde. Da das Gefecht sofort einen sehr ernsten Charakter angenommen hatte, warf der Major auch noch die 12. Kompagnie auf dem linken Flügel in den Kampf, um die feindliche rechte Flanke zu gewinnen. Doch bald wurde diese Kompagnie selbst in Flanke und Rücken beschossen, der angreifende Flügel so zum angegriffenen, und die Abteilung genötigt, den Flügel zurückzubiegen, um eine schützende Defensiv-Flanke zu bilden.

Doch auch mit Anbruch der Nacht erstarb das wütende Gefecht nicht, in dem die Gegner sich auf vierzig bis fünfzig

Schritt gegenüberlagen, und die faſt in der Schützenlinie aufgefahrene Artillerie ſich in die Lage verſetzt ſah, mehrmals ſich des Angreifers mit Kartätſchen erwehren zu müſſen. Noch um 11 Uhr abends war der Kampf ſo erbittert, daß der Major ſich gezwungen fühlte, die Kamelreiterabteilung einzuſetzen, um der drohenden Umfaſſung erfolgreich entgegentreten zu können.

Erſt nachdem der Mond untergegangen war, gegen drei Uhr, erſtarb das Gefecht, um jedoch am frühen Morgen von neuem wieder aufzuflammen, noch heftiger faſt wie am Tage zuvor.

Unter Mitwirkung der Maſchinengewehre verſuchte beim Grauen des Tages der Abteilungsführer, um bald die Entſcheidung herbeizuführen, mit der rechten Flügel-Kompagnie, die am wenigſten durch den vorangegangenen Kampf gelitten hatte, einen umfaſſenden Angriff. In Befolgung des erhaltenen Befehls mußte dieſe zunächſt eine weiter vorwärts gelegene Höhe zu gewinnen ſuchen, und ſo eilte denn der Kompagnieführer, der Oberleutnant Dannert, gefolgt von ſeinen Offizieren und einigen Reitern über die zwiſchen beiden Höhen liegende Schlucht hinweg, der neuen Stellung zu. Doch kaum hatten die erſten des Häufleins den jenſeitigen Hang erreicht, als auch ſchon ein fürchterliches Feuer auf ſie einſchlug. Tot brachen ſofort der in vielen Gefechten bewährte Oberleutnant Dannert und ſein kühner Patrouillenoffizier, der Leutnant v. Abendroth, zuſammen, ſowie mehrere Reiter, und nur an der Stelle konnte der einzelne ſich des Feuers erwehren, wo er ſich bei dem überraſchend losbrechenden Feuer gerade hingeworfen hatte. Als dann aber nach kurzer Zeit die Hottentotten ſelbſt zum Angriff übergingen, da mußten die Trümmer der braven Truppe durch das Revier zurück, wobei der Rückzug glücklicherweiſe durch das Feuer der Maſchinengewehre gedeckt werden konnte.

Wenn nun auch das Feuer gegen Mittag etwas ſchwächer wurde, ſo entbrannte der Kampf doch bald von neuem mit vermehrter Heftigkeit, als die Hottentotten der Abteilung in den Rücken zu kommen ſuchten und hierbei die Funkenſtation des Leutnants Jochmann angriffen, dem es

inzwiſchen gelungen war, die Verbindung mit Warmbad herzuſtellen und von dort Verſtärkung zu erbitten. Unterſtützt durch Pferdehalter, Wagenführer und Leute des Kameltreiberkorps, geführt vom Zahlmeiſteraſpirant Molling, wurde jedoch der Angriff glänzend abgeſchlagen.

Mit dieſem mißglückten Vorſtoß aber erlahmte die Widerſtandskraft der Hottentotten, zumal ſie auch wohl von dem Herankommen der Unterſtützung Kenntnis erhalten hatten, und als der Major v. Freyhold in kühnem Entſchluſſe, trotz der Ermüdung der Truppen, die zweiundzwanzig Stunden, bis auf die kurze Pauſe während des Dunkels der Nacht, in dem der Mond nicht ſein bleiches Licht auf die blutige Kampfſtätte warf, im Feuer gelegen hatten, gegen vier Uhr zum Angriff auf der ganzen Linie ſchritt, da wich der Gegner dem drohenden Bajonette. Er entfloh. Die ſchwergeprüften, aber treu befundenen und ſich tapfer gehalten habenden Reiter waren im Beſitze der Waſſerſtelle Sperlingpütz.

Der feſte Wille des Majors v. Freyhold, zu ſiegen oder zu ſterben, hatte auch hier zu den glänzenden Erfolgen geführt.

Sehr ſchwere Opfer hatte der Kampf gefordert, denn zwei Offiziere und acht Mann waren getötet, ein Offizier und ſieben Mann verwundet worden, und ſehr große Anforderungen hatte das äußerſt hartnäckig geführte Gefecht an den tatkräftigen Führer und ſeine Reiter geſtellt. „Sämtliche Truppen, einſchließlich der Funkenſtation und der Bedeckungsmannſchaften", ſo lautete das Urteil des Kommandeurs der Schutztruppe, „haben ſich vorzüglich verhalten." Mit Stolz dürfen daher die deutſchen Reiter auf dieſe Waffentat zurückblicken, den letzten größeren Kampf in dem Kolonialkriege.

Die weithin geſendete II. Kompagnie, die am Oranje abwärts in Richtung auf Nohaſebmund vorgedrungen war, hatte nicht mehr in den Kampf eingreifen können. Sie hatte der Abteilung in den ſchweren Stunden der Gefahr, der blutigen Kämpfe allerdings ſehr gefehlt, und hätte, in der Front eingeſetzt, die Entſcheidung vielleicht früher und leichter herbeizuführen vermocht. Doch hat ihr Erſcheinen im

Rücken der Hottentotten nicht unwesentlich mit dazu beigetragen, daß diese vom Kampfe abließen und, für ihren Rückzug besorgt, schleunigst abzogen.

Noch im Laufe des 5. Juni war der Oberstleutnant v. Estorff mit der 1. und 9. Kompagnie 2. Feldregiments, sowie je einer halben 2. und 8. Batterie und einem Maschinengewehrzuge aus Warmbad bei Sperlingspütz eingetroffen und hatte alsbald angeordnet, daß die Abteilung Freyhold, verstärkt durch die 9. Kompagnie, die Verfolgung übernehmen sollte, während die andern Truppen an den Oranje und an die Straße Warmbad—Ramansdrift verlegt wurden. Diese zu sichern und ein Ausweichen des Gegners in östlicher Richtung zu verhindern, erhielt der Major Sieberg den Auftrag, während der Hauptmann Wilck von Uhabis gegen den Oranje vorgehen und der Rittmeister Ermekeil sich bei Außenkehr bereitstellen sollte.

Doch alle Maßnahmen, alle die mühseligen Märsche, sie waren vergebens gewesen, denn plötzlich erschien Johannes Christian mit dem größten Teil seiner Bande am 20. Juni im Rücken der Abteilung Freyhold, bei Auros, nur etwa fünfzehn Kilometer westlich Warmbad. Hier gelang es ihm, sechsunddreißig Maultiere zu rauben, um sodann unbehelligt an Haib vorbei, nach Gabis zu gehen und dort einen noch viel lohnenderen Überfall auszuführen. Denn es glückte ihm, der 8. Batterie nicht weniger als einhundertundachtzehn Pferde und Maultiere abzutreiben!

Zwar nahm die Batterie und die 3. Ersatz-Kompagnie sofort die Verfolgung auf, doch es war vergebliches Mühen, den Räubern die Beute wieder abzujagen, obwohl auch noch der Major Sieberg mit einer größeren Abteilung von Warmbad aus, an der Verfolgung teilnahm. Sie wurde trotz Mangels an Wasser und Weide bis zum Oranje bei Nohasebmund fortgesetzt, aber ohne Erfolg, und ebenso war es dem Major von Freyhold nicht gelungen, den andern Teil der Hottentotten, unter Morris Führung, noch diesseits des Stromes einzuholen und zum Kampfe zu zwingen. Er war unterhalb Violsdrift über den Oranje gegangen und hatte versucht in Steinkopf, an der Bahn Port Nolloth—Okiep gelegen, seine Beute abzusetzen. Hierbei war er

aber von der Kappolizei festgenommen worden, allerdings nur, um alsbald wieder in Freiheit gesetzt zu werden.

Als im Juli östlich Außenkehr, am Kameldornfluß-revier, sich wieder stärkere Banden unter Johannes Christian und Morris zeigten, ging der Major v. Freyhold gegen sie vor und sprengte sie im Gefecht bei Uhabis am 23. Juli, in dem der Oberleutnant Barlach fiel, vollständig auseinander.

Durch dieses Gefecht scheint der letzte Widerstand gebrochen zu sein, denn nunmehr trat im südlichen Teil der Kolonie zunächst Ruhe ein, wenn auch noch hie und da Zusammenstöße mit kleineren Banden vorkamen. —

Am 6. Juli 1906 war der neuernannte Kommandeur der Schutztruppe, der Oberst v. Deimling, in Keetmanns-hoop eingetroffen und hatte alsbald, an Stelle des stell-vertretenden Oberst Dame, den Oberbefehl übernommen, und mit seiner bekannten Energie ging er alsbald daran, den Hottentotten die Hauptquellen zu verstopfen, aus denen sie, trotz aller Niederlagen, immer wieder neue Kraft zu schöpfen vermochten. Diese bisher nie versagenden Quellen waren die im Lande vorhandenen Viehherden, durch deren Raub „die Hottentotten nicht nur ihren Lebensunterhalt bestritten, sondern auch Tauschgegenstände erhielten, mit denen sie bei ihren Helfershelfern jenseit der Grenze jederzeit ein-handeln konnten, was sie an Waffen, Munition, Bekleidung und sonstigen Bedürfnissen gebrauchten."

Um diesen Räubereien ein für alle Male ein Ende zu bereiten, sollte von den bisher üblichen konzentrischen Unternehmungen stärkerer Truppenabteilungen Abstand genommen werden. Dagegen waren an den Hauptpunkten des Südbezirks, wie in Ukamas, Warmbad, Uhabis usw., sowie an den Großen und Kleinen Karrasbergen stets marsch-fertige Kolonnen bereit zu halten, die sofort die Verfolgung der Räuber aufnehmen sollten, sobald diese erschienen. Sie hatten sich hierbei gegenseitig derart abzulösen, daß die eine die Verfolgung da fortsetzte, wo die andere sie wegen Erlah-mung der Kräfte aufgeben mußte, oder sobald sie den Bezirk der anderen erreichte. Die stets mit frischen Kräften einsetzende Verfolgung mußte schließlich den Gegner mürbe machen und

seiner Widerstandkraft berauben. Ferner hatte der neue Kommandeur alsbald angeordnet, nachdem er vorher mit dem Gouverneur Rücksprache genommen hatte, daß alles Vieh der Farmer und die entbehrlichen Viehbestände der Truppen nach Norden, an militärisch gesicherte Sammelpunkte abgeschoben wurden. Er hoffte durch diese Maßnahmen, die des Viehes beraubten und daher der Lebensmittel baren Eingeborenen zu verzweifelten Angriffen auf die starken militärischen Posten zu veranlassen, an denen sich ihre Kräfte verbrauchen, sie sich schließlich verbluten mußten.

Wie recht der Oberst damit getan, daß er diese Anordnungen getroffen hatte, das sollte die Zukunft bald lehren.

Wenn nun aber auch infolge dieser Bestimmungen an Stelle der großen Operationen nur kleinere Unternehmungen traten, so stellten diese an unsere Reiter nicht minder große Anforderungen, als es jene getan hatten.

Anfang August machte Johannes Christian plötzlich bei Alurisfontein, nur zehn Kilometer südlich Warmbad, einen Angriff auf eine Pferdewache der 2. Kompagnie, der jedoch abgewiesen wurde. Er gab damit aber den Anstoß, zu der sofort planmäßig einsetzenden Verfolgung, die von der Abteilung Sieberg bis Pelladrift durchgeführt wurde, dann stromaufwärts von der 7. Kompagnie und schließlich von der Abteilung Bech, die im Südosten des Bezirks sich befand, bestehend aus der 1., 8., 9. Kompagnie 2. Feldregiments und der 7. Batterie. Dieser energische Führer holte die Hottentotten bei Noibis, südlich der Naraobberge, am 18. August ein, und zersprengte die Bande unter großen Verlusten nach dreistündigem schweren Kampfe. Doch hatte auch auf unserer Seite der Kampf Opfer gefordert, denn Leutnant v. Heyden und ein Reiter starben den Heldentod, während außerdem noch fünf Mann verwundet wurden.

Allein mit diesen Erfolgen begnügte sich der Hauptmann Bech noch nicht. Mit rastloser Energie verfolgte er den Gegner und so glückte es ihm, Johannes Christian am 22. August nochmals zu fassen, und ihn bei Aos im Backrevier, nicht weit von Kouchanas, empfindlich zu schlagen,

worauf die Reste der Bande sich revieraufwärts nach den Großen Karrasbergen flüchteten. Doch Hauptmann Bech ließ nicht von ihm ab, und im Verein mit der Besatzung von Narudas und Dunkelmodder ging die wilde Jagd weiter, an den Kleinen Karrasbergen vorbei, auf Keetmannshoop zu. Hier jedoch begannen die Kräfte der Reiter zu versagen. Doch nun nahm, nachdem die Hottentotten vergebens einen Überfall auf Warmbakies versucht hatten, der Hauptmann Wobring mit einer schnell zusammengestellten Abteilung die weitere Verfolgung auf. Noch am Abend des 30. August holte er Johannes Christian am Nordfuße der Kleinen Karrasberge bei Areb ein und trieb ihn nach dreistündigem Feuergefecht schließlich mit dem Bajonett aus seiner Stellung.

In viertägiger ununterbrochener Hatz sprengte der tatkräftige Hauptmann mit der aus der 4. Ersatz-Kompagnie, einem Zuge der 5. Kompagnie 2. Feldregiments und einer aus Schreibern, Burschen und Ordonnanzen zusammengestellten Abteilung die Hottentotten vollständig auseinander, die hierbei sämtliche Pferde verloren, sowie alles Koch- und Lagergerät.

Johannes Christian aber war wiederum entschlüpft.

Noch einmal versuchte er am 1. Oktober 1906 bei Dassiefontein, westlich der Großen Karrasberge, eine Verpflegungsabteilung zu überfallen, doch die zwanzig Mann starke Begleitung verteidigte sich in höchst anerkennenswerter Weise so lange, bis sie schließlich durch die herbeigeeilte Besatzung von Wasserfall unter Oberleutnant Christiani aus ihrer schwierigen Lage befreit wurde.

Wenn unsere Reiter nun auch noch hier und da kleinere Kämpfe mit den Hottentotten zu bestehen gehabt haben, so bei Uhabis am 30. August unter Hauptmann Bentivegni, am 30. August westlich Ramansdrift unter Hauptmann Anders, an der Ostgrenze zwischen Holgan und Sandpütz, am 12. Oktober und am 23. Oktober bei Narus unter Oberleutnant Müller v. Berneck, am 1. November in den Großen Karrasbergen unter Oberleutnant v. Fürstenberg, dem sich der Rest der Stürmannbande ergeben mußte, so hatten sich die neuen

Maßnahmen des Oberst v. Deimling doch derart wirksam erwiesen, daß sich bei den versprengten Hottentottenbanden, deren Vieh durch die unaufhörliche Verfolgung zugrunde gegangen war, ernstlich Mangel an Nahrungsmitteln einzustellen begann und sie somit der unbedingten Unterwerfung entgegengetrieben wurden.

Nachdem auch noch der Unterkapitän Fielding, der sein Unwesen im Fischflußtale weiter getrieben hatte, am 16. November durch Oberleutnant Rausch an der Einmündung des Nuob geschlagen und unter Preisgabe seines ganzen Viehes und seiner Habe bei Coreley über den Oranje gejagt worden war, da war das Ende der völligen Niederwerfung der Hottentotten in greifbare Nähe gerückt und sie wurde zur Tatsache, als der Kapitän Johannes Christian die Waffen streckte. Nachdem er erkannt hatte, daß ihm keine Aussicht auf Erfolg mehr blieb, daß aller Widerstand an der Energie der Deutschen scheiterte, da entschloß sich Johannes Christian endlich, in Friedensverhandlungen mit den Deutschen einzutreten. „Die ununterbrochene Hetze durch die deutschen Verfolgungskolonnen, sowie die Unmöglichkeit größere Diebstähle auszuführen, hatten die Bondels kriegsmüde gemacht."

Am 20. Oktober ließ Johannes Christian den Pater Malinowski von der Missionsstation Heirachabis, der schon wiederholt zwischen den Hottentottenführern und den Deutschen in bewährter Weise Friedensunterhandlungen geführt hatte, um eine Unterredung bitten. Sie wurde ihm gewährt unter Zusicherung freien Geleits und so erschien denn der Kapitän am 24. Oktober in Heirachabis, um in Friedensverhandlungen einzutreten.

Mit der Führung betraute der Oberst v. Deimling den Oberstleutnant v. Estorff, den altbewährten Afrikaner, den genauen Kenner der Eingeborenen, den gefürchteten und daher hochgeachteten Gegner der Hottentotten, der sich zu besagtem Zwecke von Warmbad nach Ukamas begab, das nicht weit östlich von Heirachabis gelegen ist. Noch vor seinem Fortritt aber hatte er am 25. Oktober 1906 im südöstlichen Namalande, im Hinblick auf die eingeleiteten Friedensunterhandlungen, alle weiteren Operationen untersagt.

Die Verhandlungen wurden, so betont das Generalstabswerk ausdrücklich, unter der alleinigen Verantwortung des Kommandeurs der Schutztruppe geführt. Da es nun aber „mehr als zweifelhaft" schien, ob sie zu einem glücklichen Ende kommen, oder ob sie sich wieder zerschlagen würden, wie es ja während der Dauer des Feldzuges bei früheren nur zu oft der Fall gewesen war, so nahm der Oberst v. Deimling in berechtigter Weise davon Abstand, von den einleitenden Schritten dem in Deutschland weilenden Gouverneur, sowie seiner vorgesetzten Behörde Meldung zu erstatten.

Infolge der jahrelangen, mit Erbitterung geführten Kämpfe, die den Eingeborenen alles genommen hatten, war es nicht zu verwundern, daß die Hottentotten nur mit der größten Vorsicht an die Unterhandlungen herangingen und mißtrauisch selbst den mildesten und entgegenkommensten Vorschlägen gegenüberstanden.

Nach den zuverlässigen Feststellungen der Missionare waren die Bondelzwarts entschlossen, den Kampf aufs äußerste fortzusetzen, wenn ihnen nicht Leben und Freiheit gewährleistet wurde. Beides hatte ihnen auch der Oberst v. Deimling von vornherein zugesichert, doch auch die unbedingte Unterwerfung unter die deutsche Herrschaft gefordert, sowie die Abgabe aller Schußwaffen und der Munition. Letztere Bedingungen waren natürlich für den der „Jagd mit Leib und Seele ergebenen, alt eingesessenen Stamm der Bondelzwarts, die mit außerordentlicher Zähigkeit an ihrem Grund und Boden festhielten", besonders hart, aber sie durften nicht gemildert werden, sollte die friedliche, segensreiche Entwicklung der Kolonie nicht in Frage gestellt werden, Leben und Eigentum der Ansiedler dauernd gefährdet sein. Nur schwer waren die stolzen, bisher unabhängigen Hottentottenführer zu bewegen, dieser Frage überhaupt näher zu treten, und völlig abweisend verhielten sie sich gegenüber der Bedingung ihrer Verpflanzung nach einem anderen Teile des deutschen Schutzgebietes.

So lag denn mehr als einmal die Gefahr nahe, daß die Unterhandlungen scheitern würden, und so schwerwiegend erschienen diese Forderungen dem Kapitän, daß Jo-

hannes Christian, ohne Beratung mit Joseph Christian und den anderen Großleuten eine endgültige Entscheidung nicht treffen zu können vermeinte. Es wurden daher Boten ausgesendet, die diese zur Beratung herbeiholen sollten. Doch nur wenige getrauten sich, dem Rufe zu folgen, und so verzögerte sich denn das Eintreffen der herbeigerufenen Großleute immer und immer wieder. Schließlich entschloß sich der Pater Malinowski, Mitte November, sich selbst auf den Weg nach den Oranjebergen zu machen und die Großleute persönlich aufzusuchen. Aber auch seine Bemühungen um die gute Sache waren erfolglos, denn es gelang ihm nicht, mit den auf englischem Gebiete sitzenden Führern in Verbindung zu treten, und so kehrte er am 9. Dezember unverrichteter Sache nach Ukamas zurück.

Ein weiteres Hinausziehen der Unterhandlungen durfte jetzt unter keinen Umständen geduldet werden, sollte das Ansehen der Deutschen nicht leiden, und so erhielt der Oberstleutnant v. Estorff den Auftrag, „ohne das Eintreffen der Großleute abzuwarten, die endgültigen Verhandlungen einzuleiten."

Zu diesen erschienen dann wirklich Johannes Christian mit den anwesenden Großleuten am 21. Dezember in Ukamas, und hier wurde dann am 23. Dezember 1906 der Friede unterzeichnet.

Über den Verlauf der einleitenden und der endlich zum Frieden führenden Hauptverhandlungen berichtet der Hauptmann v. Hagen, der Generalstabsoffizier beim Kommando des Südens war, und sich um das Zustandekommen des Friedens große Verdienste erworben hat: „Ich war ständig zwischen Ukamas und Heirachabis unterwegs, um zu vermitteln. Mitunter waren die Verhandlungen recht schwierig und erregt; es gehörte eine Riesengeduld dazu, den Bondels immer wieder alle möglichen Bedenken auszureden. Am 21. Dezember ritt ich zur letzten Verhandlung hinüber und hatte ihnen hierbei zu eröffnen, daß nun die Vorverhandlungen abgeschlossen und die endgültige Verhandlung am 22. in Ukamas, stattfinden müsse. Wirklich kam Johannes mit fünf Großleuten zu uns. Oberst-

leutnant v. Estorff führte die Unterhandlungen persönlich mit hervorragender Ruhe und großem Geschick. Seine Kenntnis der Eingeborenen, das hohe Ansehen, das er auch bei ihnen genoß, kam der deutschen Sache hierbei in hervorragendem Maße zustatten.

Am 22. abends gab der Kapitän die Waffenabgabe endlich zu, dagegen sträubte er sich gegen eine Ansiedlung bei Keetmannshoop. Oberstleutnant v. Estorff gab Bedenkzeit bis zum 23. Aber auch an diesem Tage blieben die Bondels bei ihrer Weigerung hinsichtlich der Ansiedlung bei Keetmannshoop. Von ihrem angestammten Grund und Boden wollten sie sich unter keiner Bedingung verpflanzen lassen, sondern eher bis zum letzten Atemzuge kämpfen und bis auf den letzten Mann zugrunde gehen. Oberstleutnant v. Estorff stand also vor der Frage: Sollte er nachgeben oder auf der Ansiedlung bei Keetmannshoop bestehen bleiben. In diesem Falle war die Beendigung des Krieges auf unabsehbare Zeit hinausgerückt. Dafür erschien ihm der Streitpunkt zu unbedeutend. Da er auf eine Anfrage vom Obersten v. Deimling die Weisung erhielt, an dieser Frage die Verhandlungen nicht scheitern zu lassen, gab er nach und der Vertrag wurde von uns und den Bondels unterschrieben."

Noch an demselben Abend nahm der Hauptmann von Hagen in Heirachabis die vorhandenen Waffen in Empfang. Fünfundachtzig Gewehre wurden ihm abgegeben, die er dann selbst nach Ukamas brachte.

„Am Abend," so berichtet der Generalstabsoffizier, „hielt Pater Malinowski in der kleinen Missionskirche einen Gottesdienst ab; da saßen alle die Bondels friedlich in der Kirche, nachdem sie drei Jahre lang Orlog gemacht hatten. Der Pater sprach sehr schön über das gelungene Friedenswerk. Mir persönlich war es ein merkwürdiges Gefühl, mit all diesen Leuten, die drei Jahre gegen uns gekämpft und manchen lieben Kameraden niedergeschossen hatten, zusammen in der Kirche zu sitzen.

Während des Gottesdienstes hatte ich unauffällig alle abgelieferten Gewehre auf eine Karre laden lassen und

Krieger-Gedenkblatt.

Marine-Gedenkblatt.

(Eigentum des Evangelischen Trostbundes, Berlin SW., Alte Jakobstraße 13.)

fuhr um 10 Uhr abends nach Ukamas zurück. Es war eine herrliche Fahrt! Endlich hatte man den Siegespreis, um welchen so lange gerungen war, in Sicherheit. Wieviele Gedanken gingen einem bei dieser Fahrt durch den Kopf! Besonders mußte ich all der tapferen Reiter gedenken, denen diese Gewehre gehört hatten und die ihr Leben verloren hatten! Denn es waren ja alles unsere Gewehre und mit jedem Gewehr war der Tod eines braven Reiters verbunden. Am 24. früh war ich in Ukamas. Es war gerade der Geburtstag des Oberstleutnants v. Estorff, und so konnte ich ihm als schönste Geburtstagsgabe die Gewehre der Bondels aufbauen; in unserer Weihnachtsstube wurden sie rings an den Wänden aufgestellt, in der Mitte der Stube der Weihnachtsbaum — — — eine eigenartige Weihnachtsfeier!"

Das zwischen Oberstleutnant von Estorff und den Bondelzwart-Hottentotten mit Zustimmung des Obersten von Deimling abgeschlossene Unterwerfungsabkommen vom 23. Dezember 1906 hat etwa folgenden Inhalt:

1. Die Bondelzwart-Hottentotten unterwerfen sich der deutschen Regierung und erkennen deren Herrschaft an. Sie geben das Versprechen ab, fortan treue und gehorsame Untertanen zu sein;

2. Die Bondelzwart-Hottentotten liefern alle Gewehre und die noch in ihren Händen befindliche Munition ab. In Zukunft dürfen sie weder Gewehre noch Munition führen. Zu Jagdzwecken können ihnen jedoch auf einige Tage von den Aufsichtsorganen einige Gewehre leihweise überlassen werden;

3. die Bondelzwarts erhalten zur Ansiedlung die Plätze Warmbad, Haib, Gabis und Draihoek. Die Bondelzwarts sollen auf ihren Plätzen als freie Männer leben. Freie Bewegung innerhalb der Plätze ist ihnen gestattet; nach außerhalb dürfen sie nur mit Paß gehen. Von den ihnen überwiesenen Plätzen dürfen sie ohne Genehmigung weder etwas verkaufen noch verpachten;

4. zum Lebensunterhalt erhalten die Bondelzwarts 1500 Bockies (Ziegen und Schafe) hauptsächlich Muttervieh, das bei Gestellung von Zurückkehrenden entsprechend

nachzuliefern ist. Der Kapitän der Bondelzwarts erhält etwa 300 Stück Kleinvieh und ein Gespann Ochsen. Die 1500 Bockies bleiben Eigentum der Regierung; der Nachwuchs gehört den Bondelzwarts. Das dem Kapitän überwiesene Gespann Ochsen ist nach und nach von Erträgnissen des Frachtfahrens abzuzahlen. Die 300 Stück Kleinvieh sind freies Eigentum des Kapitäns. Bis das Vieh herangeschafft worden ist und solange die Bondelzwarts sich noch nicht selbst ernähren können, bekommen sie Verpflegung von der Regierung;

5. von der Regierung wird sofort bei der Kapregierung die Rückkehr der noch auf englischem Gebiet befindlichen Männer, Weiber und Kinder verlangt werden;

6. die vorliegende Abmachung wird auf alle Bondelzwarts, welche sich noch stellen wollen, ausgedehnt, z. B. Morris, Josef Christian mit Anhang. Aber auch diese müssen ihre Gewehre abgeben;

7. den Stürmann-Leuten wird freigestellt, nach Spitzkopf zu gehen;

8. für die Bondelzwarts wird ein Offizier oder ein Beamter — vorerst Graf Kageneck — bestimmt, der ihre Interessen vertreten soll und an den sie sich in allen Fragen wenden können.

Mit der Unterwerfung der Bondels war der Aufstand im Hottentottenlande im wesentlichen als beendet anzusehen. Allmählich kehrten die auf englisches Gebiet geflüchteten Eingeborenen mit ihren Werften in das deutsche Schutzgebiet zurück.

Am 5. April 1907 stellte sich endlich auch, wie bereits erwähnt, der Unterkapitän Fielding mit dem größten Teil seiner Leute, und auch Morris hat sich schließlich bewogen gefühlt, den Vertrag zu unterschreiben.

Nur Simon Kopper und Lambert haben sich bis heute noch nicht unterworfen. Die Anhänger des letzteren wurden Anfang Februar vom Leutnant Frhr. v. Trailsheim und Oberleutnant Rausch bei Rosinbusch und Besondermaid geschlagen und auch im April fanden noch einige kleinere Zusammenstöße mit den Lambertleuten statt,

die siegreich für uns verliefen. Ob von beiden oder einem von ihnen der Kriegspfad nochmals beschritten werden wird, mag die Zukunft lehren. Nach dem getroffenen Übereinkommen mit England darf man sich aber der Hoffnung hingeben, daß ihrem Wiedererscheinen nunmehr große Bedeutung nicht mehr beizumessen ist.

So ist also endlich der Frieden in unserm Schutzgebiete wieder eingekehrt! Der Aufstand, der länger als drei Jahre das Land durchtobte, der die schon so mächtig im Aufblühen begriffene Kolonie zum Schauplatze blutiger Kämpfe machte, hat sein Ende gefunden.

Von den blutgesättigten Ufern des Oranje im Süden bis hinauf ins Owamboland im Norden, nach Namutoni, das nach der Niederwerfung der Hereros, unter umsichtiger Leitung des Oberleutnants Graf v. Saurma-Jeltsch zu einer starken, sturmsicheren Feste ausgebaut worden ist, breitet jetzt der deutsche Aar schützend seine Schwingen. Er läßt die Beute nicht wieder fahren, in die er einmal seine Fänge geschlagen hat! —

Nachdem endlich alle Gegner im Schutzgebiete niedergeworfen waren, stand der Aufhebung des Kriegszustandes nichts mehr entgegen. Sie wurde befohlen durch die Allerhöchste Order Seiner Majestät des Kaisers vom 6. März 1907. Sie lautet:

1. Der in dem Schutzgebiet Südwestafrika bestehende Kriegszustand wird mit dem 31. März d. J. aufgehoben.

2. Mit dem gleichen Zeitpunkt wird der Chef des Generalstabes der Armee von der ihm übertragenen Leitung der Operationen enthoben. Das bisherige Kommando der Schutztruppe für Südwestafrika mit dem Hauptquartier ist sobald als möglich aufzulösen.

3. Mit dem 1. April d. J. treten unter Aufhebung aller für die Dauer des Kriegszustandes ergangenen entgegenstehenden Erlasse die „organisatorischen Bestimmungen für die kaiserlichen Schutztruppen in Afrika" mit den nachfolgenden Einschränkungen wieder in Kraft. a) Abweichend von der Schutztruppenordnung wird mit dem Zeitpunkt der Aufhebung des Kriegszustandes dem Kommandeur der

Schutztruppe für Südwestafrika die Disziplinarstrafgewalt, welche derjenigen eines Brigadekommandeurs in der Armee entspricht, verliehen. b) Die Kommandeure der Nord- und Südbezirke erhalten die Disziplinarstrafgewalt eines heimischen Regimentskommandeurs und üben die niedere Gerichtsbarkeit über die ihnen unterstellten Truppen und Behörden aus. c) Die in der Order vom 28. Juli 1904 getroffene Anordnung, daß für die Beförderung von Unteroffizieren, Gefreiten und Reitern die im Heere geltenden Bestimmungen maßgebend sein sollen, bleibt für die südwestafrikanische Schutztruppe auch nach Aufhebung des Kriegszustandes vorläufig in Kraft. —

Am 2. April 1907 fand zu Ehren des scheidenden Generals v. Deimling ein Abschiedskommers in Windhuk statt, der von mehr als vierhundert Männern besucht war und an der auch der Prinz Joachim Albrecht, der zu jener Zeit in der Kolonie weilte, teilnahm. Hierbei ergriff der verdienstvolle General das Wort und sagte:

„Meine Herren!

Ich danke Ihnen — auch im Namen Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Joachim Albrecht — für die Ehrung des heutigen Abends. Seien Sie überzeugt, daß sie mich mit Freude und Stolz erfüllt. Ich danke ferner Herrn Rechtsanwalt Erdmann und dem Herrn Vertreter der alten Schutztruppler für ihre freundlichen anerkennenden Worte. Die mir zuteil gewordene Ehrung möchte ich aber dahin auffassen, daß sie sich auf die Truppe, an deren Spitze ich bis jetzt gestanden, mitbezieht. Denn der Truppe — Offizieren und Mannschaften —, ihrer Tapferkeit und Ausdauer ist es in erster Linie zu danken, wenn die Erfolge erzielt sind, von denen der Herr Vorredner sprach, und wenn jetzt der Aufstand als niedergeworfen gelten kann. Der Herr Vorredner hat mir in freundlicher Weise einen Anteil an dem Umschwung der öffentlichen Meinung in der Heimat über unsere Kolonie zugesprochen. Mein Anteil ist wohl nur ein ganz geringer; die Ursache liegt vielmehr tiefer, und dazu lassen Sie mich einen kurzen Rückblick tun:

Seit Beginn des Aufstandes sind gefallen bzw. ihren Wunden erlegen: 70 Offiziere, 657 Mann, und an Krankheiten infolge von Strapazen, Entbehrungen, Typhus gestorben: 22 Offiziere, 680 Mann. Diese 100 Offiziere und 1400 Mann haben ihr Leben aber nicht umsonst daran gegeben. **Eine herrliche Saat ist aus ihren Gräbern erblüht, nämlich die Erkenntnis des deutschen Volkes, daß ein Land, in dem so viele deutsche Söhne gefallen und begraben sind, ihm kein fremdes Land mehr ist, sondern ein Stück Heimatland, für das zu sorgen seine heilige Pflicht ist.** Und diese Erkenntnis ist jüngst in einer nationalen Bewegung zum Durchbruch gekommen, wie sie seit dem Jahre 1870 nicht wieder erhört ward. Mit dem deutschen Kampfeslied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" sind die begeisterten Massen vor das Schloß des Kaisers gezogen. Und als dann der Wahlkampf begann, da wurde die Partei, welche alles verneint, was Kolonien heißt, zu Boden geworfen, und siegreich hielt eine für uns günstige Mehrheit ihren Einzug in den Reichstag. Und diesen Umschwung, welcher den Beginn einer neuen Ära für unsere Kolonialpolitik bedeutet, verdanken wir im grunde genommen unseren 1500 Krieger-Gräbern in Südwestafrika! Und jetzt, wo die Masse des deutschen Volkes hinter uns steht, wo Männer wie Dernburg die Leitung in die Hand genommen, da kann auch der schwärzeste Schwarzseher nicht mehr daran zweifeln, daß es mit unserer Kolonie aufwärts gehen muß, daß ihre Zukunft gesichert ist. Und auf diese Zukunft der Kolonie wollen wir unser Glas leeren. Möge sie so glücklich und glänzend sein, wie das Land und seine tüchtigen Ansiedler und Bewohner sie verdienen!

Südwestafrika und an seiner Spitze die Hauptstadt Windhuk — Hurra! Hurra! Hurra!"

Auf dem Dampfer Admiral trat der General, der am 4. April Windhuk verlassen hatte, seine Heimreise nach Deutschland an. —

Der Vollständigkeit halber sei auch hier die jetzige Organisation, Stärke und Verteilung der Truppen in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiete wiedergegeben.

Nach den erlassenen Bestimmungen ist die Schutztruppe vom 1. Oktober 1907 zusammengesetzt: a) aus der „fechtenden Truppe", b) aus Etappen, Rückwärtsverbindungen, Lazaretts und Depots, sowie aus den technischen Truppenkörpern. Die fechtende Truppe besteht aus 3020 Köpfen (170 Offiziere, 2850 Mannschaften). Sie wird gegliedert in 17 Feldkompagnien, durchschnittlich 120 Mann, 4 Maschinengewehrzügen, 3 Feld- und 3 Gebirgsbatterien. Die nichtfechtenden Truppen bestehen aus 2 Pioniertrupps, 4 Signalabteilungen, 12 Proviantämtern, 6 Lazaretten, 10 Depots, insgesamt 3988 Mann einschließlich fechtender Truppe. Die Dislozierung der Truppen wird folgende sein:

Der Stab liegt in Windhuk, die Kommandos der beiden Militärbezirke Norden und Süden in Otawi und in Keetmannshoop.

Von den 30 Garnisonen liegen im Norden 18, in der Mitte 1, im Süden 11, die stärkste Garnison ist Warmbad, da es am exponiertesten liegt und die Hauptfeste des Südens ist.

Die Garnisonen des Nordens sind: a) Zeesfontein (Belegstärke $^1/_2$ Kompagnie), Franzfontein ($^1/_2$ Kompagnie), Okaukejo (1 Kompagnie), Namutoni (1 Kompagnie, 2 Maschinengewehre), alle vier Stationen liegen im Owamboland, Zeesfontein ist weit vorgeschoben, von der nächsten Station 250 Kilometer entfernt, von der Otawibahn sogar 400 Kilometer. (Belegstärke des Owambolandes vierhundert Mann.) b) längs der Otawibahn liegen: Otawi (1 Kompagnie), Outjo (vier Gebirgsgeschütze), Otjiwarongo (4 Feldgeschütze), Omaruru (eine halbe Kompagnie), Okombahe (eine halbe Kompagnie), Gesamtstärke: 475 Mann. c) am Rande der Omaheke (Sandfeld) liegen: Otjituo (1 Kompagnie), Otjosondu ($^1/_2$ Kompagnie), Epukiro (1 Kompagnie), Gesamtstärke: 302 Mann. d) an der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk liegen: Swakopmund (1 Pioniertrupp), Okahandja ($^1/_2$ Kompagnie), Windhuk (1 Kompagnie), außerdem stehen

in Seeis an den Onjatibergen (60 Kilometer nordöstlich Windhuks) 4 Feldgeschütze, Gesamtstärke: 360 Mann. e) Das Damaraland nach der Grenze zu schützt eine Kompagnie in Gobabis, Stärke: 113 Mann. 2 Maschinengewehre (50 Mann) stehen in Aminuis.

Die Garnisonen des Südens sind folgende: a) Witboigebiet: Zaris (4 Gebirgsgeschütze), Maltahöhe (1 Kompagnie), Gochas (1 Kompagnie), Gesamtstärke 350 Mann. (Das Gebiet der Namas, Nordbethanier und Bersaba-Hottentotten, die im allgemeinen im Aufstande ruhig waren, ist garnisonlos. b) Hottentottengebiet: Lüderitzbucht (1 Pioniertrupp), Keetmanshoop (1 Kompagnie), Kabus (4 Feldgeschütze), Hasuur (1 Kompagnie), Nurudas (2 Gebirgsgeschütze), Gesamtstärke 475 Mann. c) Bondelzwartgebiet: Kalkfontein (1 Kompagnie, 2 Maschinengewehre), Ukumas (2 Gebirgsgeschütze), Dawignab (1 Kompagnie), Warmbad (1 Kompagnie, 2 Gebirgsgeschütze, 2 Maschinengewehre), Gesamtstärke 505 Mann. — Was die Stärke der einzelnen Stationen anbelangt, so sei bemerkt, daß eine Kompagnie im Durchschnitt 1 Hauptmann, 1 Oberleutnant, 3 Leutnants, 112 Mann stark ist, jede Halbkompagnie 1 Hauptmann bzw. 1 Oberleutnant, 2 Leutnants, 65 Mann. Eine Gebirgsbatterie zu vier Gebirgsgeschützen hat die Stärke von 5 Offizieren, 112 Mann (die Gebirgsbatterie im Süden hat 6 Geschütze in drei Garnisonen, Gesamtstärke 6 Offiziere, 172 Mann). Eine Batterie: 4 Feldgeschütze, 5 Offiziere, 119 Mann, ein Zug zu 2 Maschinengewehren: 2 Leutnants, 48 Mann.

Als damals, im Januar 1904, die Flammen des Aufruhrs im Hererolande in so elementarer Gewalt emporloderten, als die traurige Kunde kam von der grausamen Ermordung zahlreicher, friedfertiger und arbeitsamer Deutscher, da gab man sich in unserm Vaterlande noch vielfach der Hoffnung hin, — und selbst berufene Kenner unserer Kolonie liehen ihr zuversichtlich Ausdruck, — daß auch dieser Aufstand bald wieder unterdrückt sein werde. Leider war das eine arge Täuschung, und viel, viel deutsches Blut

sollte die heiße afrikanische Erde tränken und mancher Tropfen sauren Schweißes vergossen werden, ehe es unsern braven, heldenmütigen Reitern gelang, den Gegner zu Boden zu werfen, ihn so niederzuzwingen, daß ein neues Entbrennen des Aufruhrs voraussichtlich ein für alle Male zur Unmöglichkeit geworden ist.

Nicht leicht war diese Aufgabe für unsere Truppen. Denn die eingesessenen Stämme, die fest entschlossen waren, bis zum Äußersten zu kämpfen, die in dem gewaltigen, auf Leben und Tod geführten Ringen um ihre Selbständigkeit und Freiheit, ihre hohen kriegerischen Eigenschaften voll und ganz zur Entfaltung zu bringen wußten und zudem in der Gestaltung und Natur ihres Landes, in der Eigenart des fast tropischen Klimas einen hervorragenden Bundesgenossen fanden und diesen äußerst geschickt zu benutzen verstanden, sie leisteten einen unerwarteten, hervorragend hartnäckigen Widerstand. Doch schließlich mußten sie unterliegen, zusammenbrechen unter der überlegenen Kriegführung, dem Geiste und der rastlosen Tatkraft der deutschen Truppen, ihrer Zähigkeit und nachhaltigen Kraft, sowie ihrer besseren, vollkommeneren Bewaffnung und ihren technischen Hilfsmitteln. Wenn es uns nicht gelungen ist, trotz der großen Überlegenheit, die wir über jene Naturvölker besitzen, den Frieden früher zu erzwingen, so hat das seinen Grund darin, daß — wenigstens was die Hottentotten anbetrifft, — die Eingeborenen stets wieder neue Kräfte schöpfen konnten aus den unlauteren Quellen jenseits der Grenze, die sie selbst durch Raub und Plünderung unseres Gebiets immer wieder von neuem zu speisen vermochten. Das dürfen wir nie vergessen!

Wie hoch die kriegerischen Eigenschaften unseres ehemaligen Gegners von der maßgebenden Stelle, dem Generalstabe, bewertet werden, das sagt dessen Bericht:

„War schon der Herero, jener Meister des Buschkrieges, durch seine angeborene Wildheit, seine bedeutende Körperkraft, Ausdauer und Bedürfnislosigkeit ein nicht zu verachtender Gegner, dessen Kampfeslust sich bei der Verteidigung seiner Viehherden bis zur wilden Entschlossenheit steigerte, so wurde er an kriegerischem Wert doch weit über-

troffen durch seinen Nachbar, den Hottentotten. Auf das innigste verwachsen mit der Natur seines Landes und von Jugend auf gewöhnt, das scheue Wild zu jagen, war er ein geborener Schütze, der das Gelände in meisterhafter Weise der Wirkung seiner Waffe dienstbar zu machen verstand. Durch sein ungebundenes Leben in der freien Natur mit großer Schärfe aller Sinne begabt, von unübertrefflicher Schnelligkeit und Beweglichkeit zu Pferde wie zu Fuß, ausdauernd und bedürfnislos, sah er in dem Kriege sein Lebenselement. Solange er seine Werften zu schützen hatte, focht er noch in geschlossenen Stämmen und scheute nicht den offenen Kampf im freien Felde. Allein von dem Augenblick ab, wo er die Seinen und sein Hab und Gut jenseits der Grenze in Sicherheit wußte, verlegte er sich auf die Führung des Kleinkrieges. Überall erspähte er Gelegenheiten zu Hinterhalten, Überfällen und Räubereien. Da er den Begriff der Waffenehre nicht kannte, empfand er keinerlei Scham, zurückzuweichen. Er hatte nach seiner Ansicht gesiegt, wenn es ihm gelungen war, das gestohlene Kriegsgut in Sicherheit zu bringen. In zahlreiche kleine Banden aufgelöst, durchstreifte er das Land. Marschierende und ruhende Truppen, Kolonnen, Stationen, Posten waren nirgendwo und zu keiner Zeit vor den allenthalben auftauchenden Banden sicher. ‚Feind überall' — war das Kennzeichen der Lage."

Ganz gewaltige Anforderungen an die geistigen und körperlichen Kräfte unserer Truppe stellte die Bekämpfung dieser Naturvölker mit ihren hervorragenden Sinnen, in ihrer naturwüchsigen Wildheit. Anders war der Kampf in dem Dornbuschland und den endlos sandigen Wüsten der Hereros, anders in den wildzerklüfteten Bergen, dem wasserlosen Dünengelände der Hottentotten. Doch noch viel größere Proben des starken Willens, ihrer Widerstandskraft mußten sie ablegen beim Ertragen von Hunger und vor allem von Durst, im Verein mit den schier maßlosen Anstrengungen beim Durchschreiten des unwegsamen Geländes. Um so höher müssen diese eingeschätzt werden, als die deutschen Soldaten unmittelbar aus der Lebensweise, die eine hochentwickelte Kultur gibt, plötzlich in ein

Land versetzt wurden, in dem ihnen alles fremd war, sie so vieles entbehren mußten, und ihnen zudem noch ein Gegner gegenüberstand, dessen Kampfesweise ihnen völlig fremd, eine so ganz andere war, als die in den Armeen Europas übliche.

Einer schweren Prüfung ist die Widerstandskraft unseres Soldaten unterzogen worden. Aber glänzend hat er sie bestanden. „Er darf das stolze Gefühl in sich tragen, in diesen harten Kämpfen ganz seinen Mann gestanden zu haben. Er war ein Held, nicht nur der Tat, sondern auch des still geduldigen Leidens und Entbehrens, und er hat selbst in verzweifelten Lagen echt kriegerischen Geist an den Tag gelegt. In ihm lebte der zähe, durch kein Leiden zu bezwingende Wille zum Sieg."

Nie jedoch wären solche Leistungen, weder im blutigen Kampfe, noch auf den beschwerlichen Märschen, nicht minder wie im Ertragen von Entbehrungen aller Art, zu vollbringen möglich gewesen, hätte die wirkliche, die innere Manneszucht gefehlt, die sich nicht auf harte Strafen gründet, wohl aber auf gegenseitiges, unerschütterliches Vertrauen zwischen Führer und Mann, auf Treue gegen Treue.

Überall und immer ging der Offizier dem Manne mit leuchtendem Beispiele voran, setzte furchtlos und ohne Zaudern stets seine Person ein, wo es galt, einer Gefahr entgegenzutreten, einen Sieg zu erringen. Daher konnte er aber auch alles von seinen Untergebenen verlangen und sicher sein, daß sie ihn im Augenblicke der Gefahr nicht verließen. Willig ertrug er mit ihnen jede Entbehrung und selbstlos hat er mit den Leuten das letzte Stück Brot, den letzten Schluck Wasser geteilt. Nicht gescheut haben sich die Vorgesetzten, im Biwak, das ja das ständige Nachtquartier aller war, die geringste Arbeit zu verrichten, nach Wasser zu graben und Kochlöcher herzustellen, Holz herbeizuschleppen und das kärgliche Mal zu bereiten, um dann aus gemeinsamem Kochgeschirr mit ihren Reitern zu essen; auf steinigem Boden haben sie, obwohl an Jahren viel älter und doch auch viel verwöhnter, als jene jungen Leute, mit ihnen das Lager geteilt, oft unter einer Decke gelegen und denselben zerschlissenen Anzug, dieselben zerrissenen

Stiefeln getragen, wie jene. Des Nachts haben sie trotz hohen Alters, getreulich Wacht gehalten, und selbst der Kommandeur der Truppen, der greise und doch so jugendliche General v. Trotha sowie sein Generalstabsoffizier haben sich nicht für zu gut befunden, die Waffe im Arm, den Posten abzulösen und die Sicherung der Kameraden zu übernehmen, ebenso wie es der Seelsorger, der Divisionspfarrer Schmidt, seiner Zeit getan hatte.

Im Kampfe haben die Offiziere, gleich den wackren Reitern, ihr Gewehr geführt, sind stets als die ersten gegen den versteckt liegenden, sicher schießenden Gegner vorgebrochen, und so wenig haben sie sich um ihr Leben gesorgt, daß schließlich auf höheren Befehl ihnen die Vorgesetztenabzeichen im Felde genommen worden sind, damit sie nicht allzu sicher und schnell abgeschossen und die Truppen nicht führerlos wurden.

Unzählig sind die Beispiele, die zeigen, wie sie ihren Reitern, unter Preisgabe ihres Lebens in höchster Not beigestanden und ihnen geholfen haben, wo es nur ging.

Und wie über alles Lob erhaben walteten die Ärzte und ihre Gehilfen ihres schweren Amtes, nicht des Lebens achtend, wohl aber der Pflicht, und wie oft sind sie ein Opfer ihres Berufs geworden, wenn sie trotz der einschlagenden Geschosse der heimtückischen Gegner den verwundeten Reitern in der Schützenlinie Linderung brachten und Hilfe!

Ist es da zu verwundern, daß auch die Reiter willig und freudig ihr Leben für die Vorgesetzten wagten, die ihre Kameraden in des Wortes edelster Bedeutung waren, und es in die Schanze schlugen, wenn es galt etwas Großes, Edles zu verbringen?

Treue um Treue! Das Wort, es war der Leitstern unserer Helden dort draußen in schwerer Zeit, vornehmlich in den schweren Guerillakämpfen, die dem letzten Teile des Aufstandes ihren Stempel aufgedrückt haben.

Die deutsche Treue! Sie ist kein leerer Wahn! Sie ist der Kitt, der unsere Armee fest und untrennbar zusammenhält, jetzt und hoffentlich in allen Zeiten!

„Ein solches auf gegenseitiger Achtung beruhendes Verhältnis," so heißt es im Generalstabswerke, „sowie das Bewußtsein der Gemeinsamkeit aller Freuden, Leiden und Nöte des Kriegerlebens hatte ein starkes, unzerreißbares Band zwischen Führer und Mannschaft gewoben. Treue ward um Treue gehalten. Auf dem Boden solch hoher Manneszucht erwuchsen die wahren kriegerischen Tugenden: Treue, Tapferkeit, Selbstverleugnung, Gehorsam, Ausdauer und Geduld, jene Tugenden, die, von jeher dem deutschen Soldaten eigen, einst Deutschland groß und einig gemacht haben; in ihnen offenbart sich der Geist, der ein Volksheer zu großen Taten befähigt, und Deutschlands Söhne haben in jenem harten Ringen nicht nur eine Probe auf ihr Können abgelegt, sie haben auch aller Welt gezeigt, daß im deutschen Volke diese hohen Tugenden noch nicht erstorben sind. Die stille und emsige Arbeit im Heere ist nicht vergeblich gewesen! Dieses Bewußtsein, weit entfernt, zu eitler Selbstüberhebung zu verleiten, mag uns ein Sporn sein, in dem Streben nach weiterer kriegerischer Vervollkommnung nie zu erlahmen."

Ist auch nur ein sehr geringer Teil unseres Heeres in jenen Kämpfen tätig gewesen, so zeigt doch das Verhalten dieser Wenigen, einem jeden der sehen will, daß noch der alte kriegerische Geist in ihm lebt, trotz der langen gesegneten Friedensjahre. Diese aber verdanken wir nur der wohlgerüsteten Armee in der starken Hand unsers Kaisers, ihr ganz allein!

„Das deutsche Volk aber kann mit Stolz und Vertrauen auf seine wehrhaften Söhne blicken! Der Kampf mit jenem harten und unverbrauchten Naturvolk in einem kulturarmen Lande hat dargetan, daß das deutsche Volk trotz aller Errungenschaften einer hohen Kultur an seinem kriegerischen Werte noch nichts eingebüßt hat. In diesem sieghaften Bewußtsein liegt ein hoher innerer Gewinn und schon um dieses Gewinnes willen sind die schweren Opfer an Gut und Blut nicht vergeblich gewesen." —

Der heldenhaften Tapferkeit unserer Offiziere und Reiter aber gebührt das höchste Lob und der wärmste Dank des Vaterlandes! Ehre aber dem Andenken der Tapferen,

die dem tötlichen Geſchoß des Gegners erlagen, die den Anſtrengungen und Krankheiten zum Opfer fielen. —

„Ein Land, in dem ſo viele deutſche Söhne gefallen ſind, iſt uns kein fremdes Land mehr, ſondern ein Stück Heimatland, für das zu ſorgen unſere heilige Pflicht iſt!“ Dieſer Worte des Generals v. Deimling wollen wir ſtets eingedenk ſein. Groß und ſchmerzlich ſind die Opfer geweſen, die wir an Gut und Blut bringen mußten. Doch die unbedingte Durchführung des Kampfes erforderten ſie, nachdem einmal der Aufſtand ſich entflammt hatte. Vor ihnen nicht zurückzuſchrecken, das waren wir der Stellung Deutſchlands in der Welt ſchuldig, das erforderte unſere Selbſtachtung, unſere Ehre, denn

Nichtswürdig iſt die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre!

Gesamtverlust der Schutztruppe in den Kämpfen in Südwestafrika.

	Offiziere, Sanitätsoffiziere, Beamte	Unteroffiziere, Mannschaften	Summe	Bemerkungen
a. Gefechtsverluste und Unglücksfälle.				
Tot	62	614	676	
Vermißt . .	2	74	76	
Verwundet .	89	818	907	An den Folgen der Verwundung gestorben: 5 Offiziere, 1 Oberveterinär, 44 Mann.
Summe .	153	1506	1659	
b. An Krankheit gestorben.				
	26	663	689	
Der Gesamtverlust beträgt also:				
	179	2169	2348	

Kalender für die größeren Gefechte der deutschen Truppen in Südwestafrika 1903 bis 1907.

Datum	Ort	Führer
	A. Gegen die Hereros.	
12./13. 1. 04	Ofona	Lt. d. Ref. Boyſen
15. 1. 04	Okahandja	Oberlt. v. Zülow
16. 1. 04	Okanjande	Hauptm. Kliefoth
16. 1. 04	Gobabis	Oberlt. Streitwolf
18. 1. 04	Uitkomſt	Oberlt. Volkmann
19. 1. 04	Aris	Hauptm. Franke
20. 1. 04	Okafiſe	Oberlt. v. Zülow
22. 1. 04	Nördlich Teufelsbach	Hauptm. Franke
27. 1. 04	Okahandja	"
28. 1. 04	Kaiſer Wilhelmberg	"
28. 1. 04	Namutoni	Sergeant Großmann
29. 1. 04	Etaneno	Hauptm. Kliefoth
4. 2. 04	Omaruru	Hauptm. Franke
8. 2. 04	Tſumanas	Oberlt. Schultze
11. 2. 04	Aufis	Oberlt. v. Winkler
14. 2. 04	Schwarze Klippe	Hauptm. Fiſchel
16. 2. 04	Liewenberg	Kapt. Lt. Gygas
19. 2. 04	Gr. Barmen	Kapt. Lt. Gygas
25. 2. 04	Otjihinamaparero	Major v. Eſtorff
4. 3. 04	Kl. Barmen	Hauptm. Puder
13. 3. 04	Owikokorero	Major v. Glaſenapp
16. 3. 04	Omuſema	Major v. Eſtorff
18. 3. 04	Werft Otjinaua	"
3. 4. 04	Okaharui	Major v. Glaſenapp
9. 4. 04	Onganjira	Oberſt Leutwein
13. 4. 04	Owiumbo	"
28. 4. 04	Okanguindi	Oberlt. Volkmann
6. 5. 04	Werft Otjikuoko	Oberlt. Böttlin
24. 5. 04	Otjomaſo	Major v. Eſtorff
24. 5. 04	Etaneno	Unteroff. Becker
28. 5. 04	Okowakuatjiwi	Unteroff. Schwarzfiſcher
31. 5. 04	Outjo	Hauptm. Haering
20. 6. 04	Erindi Otjikurare	Lt. Müller v. Berneck
2. 8. 04	Okateitei	Hauptm. Manger
11./12. 8. 04	Waterberg	Gen.-Lt. v. Trotha
15. 8. 04	Omatupa	Major v. Eſtorff
28. 8. 04	Okamaru	Hauptm. Frhr. v. Welck
31. 8. 04	Okoſonduſu	Major v. Eſtorff
3. 9. 04	Zwiſchen Okahahitu und Okoſonduſu	"
5. 9. 04	Okowindombo	Oberſt Deimling
9. 9. 04	Owinaua-Naua	Major v. Eſtorff
19. 9. 04	Am Kl. Waterberg	Hauptm. v. Fiedler

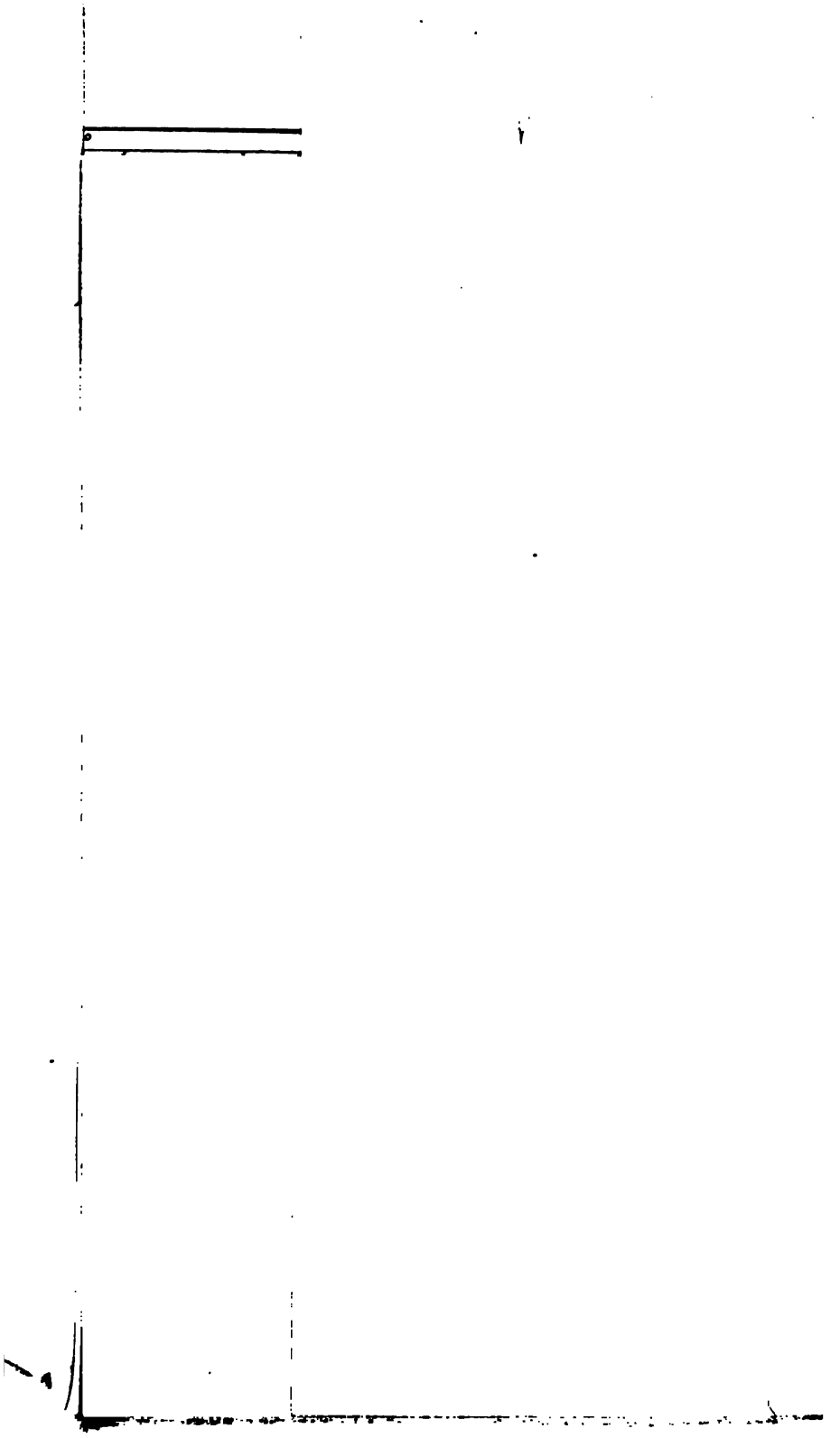
Datum	Ort	Führer
28. 9. 04	Etapa, Ofombo-Windimbe	Generallt. v. Trotha
9. 10. 04	Orlogsende	Oberſt Deimling
13. 10. 04	Nordöſtl. Ombakaha	Hauptm. v. Heydebreck
3. 11. 04	Okunjahi	Hauptm. v. Klitzing
3. 11. 04	Ombakaha	Oberlt. v. Beeſten
6. 11. 04	20 km nördl. Otjoſondjou	Streifkolonne Oberlt. Gräff
11. 11. 04	45 km nordöſtl. Epata	Major v. Eſtorff
11./12. 11. 04	Eware	Lt. Klinger
30. 11. 04	Koachas	Graf Brockdorff
22. 12. 04	Okatjipiko	Lt. v. Uſedow
4. 2. 05	Dabis	Oberlt. Eymael
11. 3. 05	Am Otjihangweberg	Hauptm. Bender
26. 3. 05	Gr. Heuſis	1/2. Etapp.-Komp.
17. 4. 05	Ofondjacheberg	Hauptm. Frhr. v. Welck
12. 5. 05	Hoſaſis	Hauptm. Buchholz
26. 5. 05	40 km nordöſtl. Ombakaha	Hauptm. Rembe
27. 5. 05	Goachas	Hauptm. Blume
9. 6. 05	Utis	Hauptm. Wunſch

B. Gegen die Hottentotten.

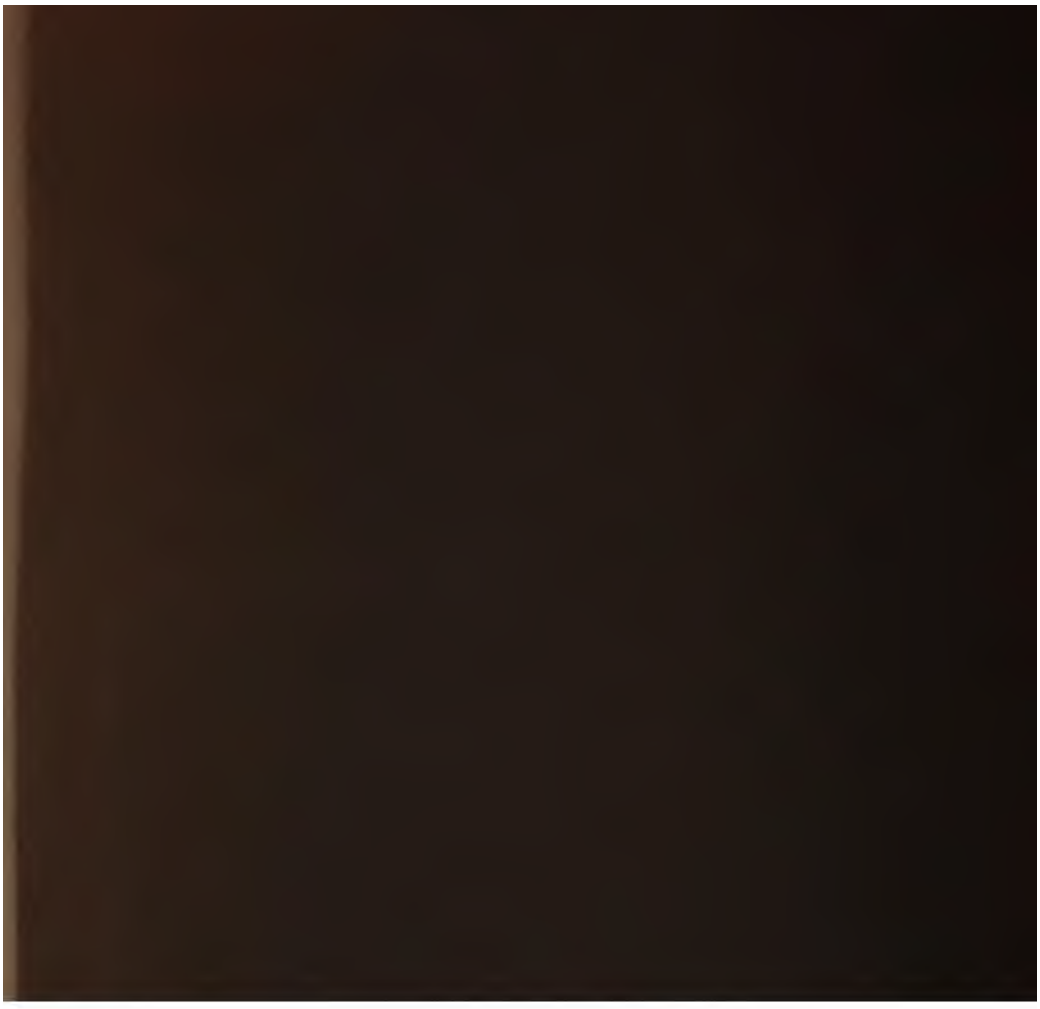
20./22. 11. 03	Sandfontein	Hauptm. v. Koppy
12. 12. 03	Hartebeeſtmund	Oberlt. Böttlin
21. 9. 04	Gais	Hauptm. a. D. Fromm
5. 10. 04	Waſſerfall	Hauptm. Wehle
26./27. 10. 04	Packriem	Hauptm. v. Krüger
6. 11. 04	Hoachanas	Oberlt. Grüner
22. 11. 04	Kub	Oberſt Deimling
25., 26. 11. 04	Ulurisfontein	Hauptm. v. Koppy
27. 11. 04	Warmbad	"
28. 11. 04	Lidfontein	Oberlt. Grüner
28., 30. 11. 04	Warmbad	Hauptm. v. Koppy
4. 12. 04	Naris	Oberſt Deimling
5. 12. 04	Rietmont	"
7. 12. 04	Hoachanas	Oberlt. Grüner
8. 12. 04	Aurasberge—Spitzkopp	Hauptm. Kirchner
15. 12. 04	Koes	Major v. Lengerke
21. 12. 04	Uibis	Oberlt. Ritter
31. 12. 04	Stamprietfontein	Major Meiſter
2., 3., 4. 1. 05	Gr. Nabas	"
3. 1. 05	Haruchas	Oberſt Deimling
3. 1. 05	Perſip	Major v. Lengerke
5. 1. 05	Gochas	Oberſt Deimling
7. 1. 05	Zwartfontein	"
24. 1. 05	Schürfpenz	Hauptm. Grüner
5. 2. 05	Nunub	Hauptm. Moraht

Datum	Ort	Führer
1. 3. 05	Uibis	Hauptm. v. Zwehl
2. 3. 05	Gamgam	"
4. 3. 05	Zwiſchen Zwartfontein und Witkranz	Lt. Klinger
5. 3. 05	Kiriis (Oſt)	Lt. v. Rheinbaben
7. 3. 05	Bei Anichab	Hauptm. v. Zwehl
10. 3. 05	Garup	Hauptm. v. Koppy
10. 3. 05	Aob	Hauptm. Kirchner
10. 3. 05	Kraikluft	Oberſt Deimling
11. 3. 05	Nordausgang der Narudasſchlucht	"
11. 3. 05	Narudas	Hauptm. v. Koppy
18. 3. 05	Garis	Major v. Kampty
21. 3. 05	Uchanaris	"
25. 3. 05	Aminuis	Oberlt. v. Baehr
5. u. 6. 4. 05	Im oberen Tſubrevier	Oberlt. Böttlin
7. 4. 05	Nanibkobis	Hauptm. Manger
7. 4. 05	Südl. Narudas	Hauptm. d'Arreſt
27. 4. 05	Gawaoab	Lt. Bandermann
27. 4. 05	Huams	Oberlt. v. Bülow
27. 4. 05	Ganams	Hauptm. Winterfeld
1. 5. 05	Kumakams	Hauptm. v. Zwehl
8. 5. 05	Am oberen Ganachab	Hauptm. v. Kappard
9. 5. 05	"	Major Buchholty
13. 5. 05	Mukorob	Hauptm. v Hornhardt
17. 5. 05	Kowes	Hauptm. v. Wolf
19. 5. 05	Leukop	Hauptm. Siebert
24. 5. 05	Narus	Hauptm. d'Arreſt
26. 5. 05	Gaos	Hauptm. v. Koppy
6. 6. 05	Karebrevier	Hauptm. v. Erckert
15. 6. 05	Narus	"
17. 6. 05	"	Major v. Kampty
27., 28. 6. 05	Keidorus	Major Gräſer
3. 7. 05	Gersdorffhöhe	"
8. 8. 05	Nauchabgaus	Oberlt. Stage
19. 8. 05	Kawigaus	Major Craeger
2. 9. 05	Gorab	Hauptm. Baumgärtel
4. 9. 05	Weſtlich Zaris	Hauptm. Buchholz
13. 9. 05	Nubib	Major Meiſter
29. 9. 05	Aubes	Hauptm. Moraht
15. 10. 05	Nördlich Zwartfontein	Hauptm. v. Hornhardt
22. 10. 05	Anninus	Hauptm. Bech
23. 10. 05	Goperas	Lt. v. Elpons
24. 10. 05	Hartebeeſtmund	Oberſtlt. van Semmern
25. 10. 05	Arahoab	Major v. der Heyde
28. 10. 05	Awadaob	Oberlt. Graf Carmer
29. 10. 05	Fahlgras	Oberlt. Stage
29. 10. 05	Arahoab	Hauptm. v. Klitzing
29. 10. 05	Chamhawib-Revier	Lt. v. Reeſe
2. 11. 05	Koms	Oberlt. Pabſt

Datum	Ort	Führer
11. 11. 05	Hurugoeis	Hauptm. Brentano
21. 11. 05	Garunarub	Lts. Gr. Hardenberg und Lübben
1. 12. 05	Gubuoms	Oberlt. v. Madai
5. 12. 05	"	"
8. 12. 05	Aub	Rittm. Haegele
17. 12. 05	Toasis	Major v. der Heyde
5. 1. 06	Duurdrift Süd	Hauptm. v. Lettow-Vorbeck
11. 1. 06	Namtob	Lt. Frhr. v. Crailsheim
19. 1. 06	Dochas	Oberlt. v. Wittenburg
31. 1. 06	Gobas	Hauptm. Salzer
1. 2. 06	Kl. Karrasberge	Hauptm. Wobring
5. 2. 06	Huams	Oberlt. Barlach
14. 2. 06	Norechab	Hauptm. v. Erckert
8./9. 3. 06	Waſſerfall	Oberlt. Beyer
11. 3. 06	Pelladrift	Major Taeubler
12. 3. 06	Kumkum	Hauptm. v. Erckert und Hauptm. v. Hornhardt
13. 3. 06	Abuabis	Hauptm. v. Bentivegni
14. 3. 06	Anichib	"
26. 3. 06	Nakab	Hauptm. v. Rappard
5. 4. 06	Pad Nababis-Ukamas	Oberlt. v. Milczewski
8./9. 4. 06	Fettkluft	Lt. Gaede
10. 4. 06	Gas	Oberlt. v. Baehr
18. 4. 06	Klippdamm	Hauptm. v. Rappard
20. 4. 06	Wittmund	Hauptm. Henck
22. 4. 06	Oſtrand Gr. Karrasberge	Hauptm. v. Bentivegni
4. 5. 06	Van Rooisvley	Hauptm. Bech
4. 5. 06	Gawachab	Oberlt. Kruſe
21. 5. 06	de Villierspütz	Oberlt. v. Milczewski
23. 5. 06	Dakaib	Major Rentel
25. 5. 06	Nukais	Major Sieberg
3./4. 6. 06	Sperlingspütz	Major v. Freyhold
20. 6. 06	Warmbad	Hauptm. v. Stocki
21. 6. 06	Gabis	Oberlt. Beyer
23. 7. 06	Uhabis	Teile der Abteil. Freyhold
18. 8. 06	Noibis	Hauptm. Bech
20. 8. 06	Zwiſchen Violsdrift und Uhabis	Hauptm. v. Bentivegni
22. 8. 06	Aos	Hauptm. Bech
25. 8. 06	Dunkelmodder	"
30. 8. 06	20 km ſüdweſtlich Areb	Hauptm. Wobring
30. 8. 06	Aubrevier	Hauptm. Anders
1. 10. 06	Daſſiefontein	Oberlt. Chriſtiani
12. 10. 06	Zwiſchen Holpan und Sandpütz	Oberlt. Müller v. Berneck
23. 10. 06	Narus	Hauptm. Siebert
5. 11. 06	In den Gr. Karrasbergen	Oberlt. Frhr. v. Fürſtenberg
9. 11. 06	Haries	Lt. Gerlich
16. 11. 06	An der Nuobmündung	Oberlt. Rauſch



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.



DT 711 .K6
Unsere Helden in Sudwestafrika
Stanford University Libraries
3 6105 041 544 540

DT
711
K6

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

JUN 3 0 2002
JUL 2 0 2002
JAN 2 6 2004
JUL 2 9 2004